Almanach der Psychoanalyse

1936

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1936

Almanach

der

Psychoanalyse

1936

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Printed in Austria
Druck: A. Ketterl, Wien XVIII

INHALTSVERZEICHNIS

* Die mit einem Sternchen bezeichneten Beiträge kommen in diesem Almanach zum Erstabdruck.

** Die mit zwei Sternchen bezeichneten Beiträge gelangen an dieser Stelle erstmalig in deutscher Sprache zum Abdruck.

BILDBEILAGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR
1936

JANUAR

Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30
Fr	3	10	17	24	31
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

FEBRUAR

Mo		3	10	17	24
Di		4	11	18	25
Mi		5	12	19	26
Do		6	13	20	27
Fr		7	14	21	28
Sa	1	8	15	22	
So	2	9	16	23	

MÄRZ

Mo		3	10	17	24	31
Di		4	11	18	25	
Mi		5	12	19	26	
Do		6	13	20	27	
Fr		7	14	21	28	
Sa	1	8	15	22	29	
So	2	9	16	23	30	

APRIL

Mo		7	14	21	28
Di	1	8	15	22	29
Mi	2	9	16	23	30
Do	3	10	17	24	
Fr	4	11	18	25	
Sa	5	12	19	26	
So	6	13	20	27	

MAI

Mo		5	12	19	26
Di		6	13	20	27
Mi		7	14	21	28
Do	1	8	15	22	29
Fr	2	9	16	23	30
Sa	3	10	17	24	31
So	4	11	18	25	

JUNI

Mo		2	9	16	23	30
Di		3	10	17	24	
Mi		4	11	18	25	
Do		5	12	19	26	
Fr		6	13	20	27	
Sa		7	14	21	28	
So	1	8	15	22	29	

JULI

Mo		7	14	21	28
Di	1	8	15	22	29
Mi	2	9	16	23	30
Do	3	10	17	24	31
Fr	4	11	18	25	
Sa	5	12	19	26	
So	6	13	20	27	

AUGUST

Mo		4	11	18	25
Di		5	12	19	26
Mi		6	13	20	27
Do		7	14	21	28
Fr	1	8	15	22	29
Sa	2	9	16	23	30
So	3	10	17	24	31

SEPTEMBER

Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	30
Mi	3	10	17	24	
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

OKTOBER

Mo		6	13	20	27
Di		7	14	21	28
Mi	1	8	15	22	29
Do	2	9	16	23	30
Fr	3	10	17	24	31
Sa	4	11	18	25	
So	5	12	19	26	

NOVEMBER

Mo		3	10	17	24
Di		4	11	18	25
Mi		5	12	19	26
Do		6	13	20	27
Fr		7	14	21	28
Sa	1	8	15	22	29
So	2	9	16	23	30

DEZEMBER

Mo	1	8	15	22	29
Di	2	9	16	23	30
Mi	3	10	17	24	31
Do	4	11	18	25	
Fr	5	12	19	26	
Sa	6	13	20	27	
So	7	14	21	28	

Ostersonntag 12. April
Pfingstsonntag 31. Mai

Nachschrift 1935

Nachtrag zur Selbstdarstellung

Von Sigm. Freud

Im Jahre 1925 ist im IV. Bande des Sammelwerkes „Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen", herausgegeben von Professor Dr. L. R. Grote (Verlag von Felix Meiner, Leipzig), die Selbstdarstellung Sigmund Freuds erschienen; sie war auch als Sonderdruck aus diesem Sammelwerk erhältlich und ist außerdem 1928 im XI. Band der „Gesammelten Schriften" (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien) veröffentlicht. Im Jahre 1934 gingen die Verlagsrechte für diese Schrift an den Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien, über. Im Jahre 1927 ist eine englische Übersetzung (von James Strachey) zusammen mit der Übersetzung von „Die Frage der Laienanalyse" im Verlag Brentano, New York, erschienen; im Jahre 1935 wurde vom Verlag Norton & Comp., New York, der unterdessen die amerikanischen Verlagsrechte erworben hatte, eine zweite Auflage der Selbstdarstellung publiziert; aus diesem Anlaß hat Sigm. Freud die nachfolgende Ergänzung zu der nunmehr bereits zehn Jahre zurückliegenden Selbstdarstellung verfaßt. Die Veröffentlichung dieses Nachtrages in deutscher Sprache erfolgt mit Genehmigung des Verlages Norton & Comp., New York.

Der Herausgeber dieser Sammlung von „Selbstdarstellungen" hatte es meines Wissens nicht in Aussicht genommen, daß eine derselben nach Ablauf eines gewissen Zeitraums eine Fortsetzung finden sollte. Es ist möglich, daß es hier zum ersten Mal geschieht. Anlaß zu diesem Unternehmen wurde der Wunsch des amerikanischen Verlegers, die kleine Schrift seinem Publikum

in einer neuen Ausgabe vorzulegen. Sie war zuerst im Jahre 1927 in Amerika (bei Brentano) erschienen unter dem Titel „An Autobiographical Study“, aber ungeschickter Weise mit einem anderen Essay verkoppelt und durch dessen Titel „The Problem of Lay-Analyses“ verdeckt. Zwei Themen ziehen sich durch diese Arbeit, das meiner Lebensschicksale und das der Geschichte der Psychoanalyse. Sie treten in die innigste Verbindung zueinander. Die „Selbstdarstellung“ zeigt, wie die Psychoanalyse mein Lebensinhalt wird, und folgt dann der berechtigten Annahme, daß nichts, was mir persönlich begegnet ist, neben meinen Beziehungen zur Wissenschaft Interesse verdient. Kurz vor der Abfassung der Selbstdarstellung hatte es den Anschein gehabt, als würde mein Leben durch die Rezidive einer bösartigen Erkrankung zu einem baldigen Abschluß kommen; allein die Kunst des Chirurgen hatte mir 1923 Rettung gebracht und ich blieb lebens- und leistungsfähig, wenn auch nie mehr beschwerdefrei. In den mehr als zehn Jahren seither habe ich nicht aufgehört, analytisch zu arbeiten und zu publizieren, wie meine mit dem XII. Band abgeschlossenen „Gesammelten Schriften“ (beim Internat. Psychoanalyt. Verlag in Wien) erweisen. Aber ich finde selbst einen bedeutsamen Unterschied gegen früher. Fäden, die sich in meiner Entwicklung miteinander verschlungen hatten, begannen sich voneinander zu lösen, später erworbene Interessen sind zurückgetreten und ältere, ursprünglichere, haben sich wieder durchgesetzt. Zwar habe ich in diesem letzten Dezennium noch manch wichtiges Stück analytischer Arbeit unternommen, wie die Revision des Angstpro-

blems in der Schrift „Hemmung, Symptom und Angst" 1926, oder es gelang mir 1927 die glatte Aufklärung des sexuellen „Fetischismus"; aber es ist doch richtig zu sagen, daß ich seit der Aufstellung der zwei Triebarten (Eros und Todestrieb) und der Zerlegung der psychischen Persönlichkeit in Ich, Über-Ich und Es (1923) keine entscheidenden Beiträge mehr zur Psychoanalyse geliefert, und was ich später geschrieben habe, hätte schadlos wegbleiben können oder wäre bald von anderer Seite beigebracht worden. Dies hing mit einer Wandlung bei mir zusammen, mit einem Stück regressiver Entwicklung, wenn man es so nennen will. Nach dem lebenslangen Umweg über die Naturwissenschaften, Medizin und Psychotherapie war mein Interesse zu jenen kulturellen Problemen zurückgekehrt, die dereinst den kaum zum Denken erwachten Jüngling gefesselt hatten. Bereits mitten auf der Höhe der psychoanalytischen Arbeit, im Jahre 1912, hatte ich in „Totem und Tabu" den Versuch gemacht, die neu gewonnenen analytischen Einsichten zur Erforschung der Ursprünge von Religion und Sittlichkeit auszunützen. Zwei spätere Essays „Die Zukunft einer Illusion" 1927 und „Das Unbehagen in der Kultur" 1930 setzten dann diese Arbeitsrichtung fort. Immer klarer erkannte ich, daß die Geschehnisse der Menschheitsgeschichte, die Wechselwirkungen zwischen Menschennatur, Kulturentwicklung und jenen Niederschlägen urzeitlicher Erlebnisse, als deren Vertretung sich die Religion vordrängt, nur die Spiegelung der dynamischen Konflikte zwischen Ich, Es und Über-Ich sind, welche die Psychoanalyse beim Einzelmenschen studiert, die gleichen Vorgänge, auf einer weiteren Bühne

wiederholt. In der „Zukunft einer Illusion" hatte ich die Religion hauptsächlich negativ gewürdigt; ich fand später die Formel, die ihr bessere Gerechtigkeit erweist: ihre Macht beruhe allerdings auf ihrem Wahrheitsgehalt, aber diese Wahrheit sei keine materielle, sondern eine historische.

Diese von der Psychoanalyse ausgehenden, aber weit über sie hinausgreifenden Studien haben vielleicht mehr Anklang beim Publikum gefunden als die Psychoanalyse selbst. Sie mögen ihren Anteil an der Entstehung der kurzlebigen Illusion gehabt haben, daß man zu den Autoren gehört, denen eine große Nation wie die deutsche bereit ist, Gehör zu schenken. Es war im Jahre 1929, daß Thomas Mann, einer der berufensten Wortführer des deutschen Volkes, mir eine Stellung in der modernen Geistesgeschichte zuwies in ebenso inhaltsvollen wie wohlwollenden Sätzen. Wenig später wurde meine Tochter Anna auf dem Rathaus von Frankfurt a. M. gefeiert, als sie dort in meiner Vertretung erschienen war, um den mir verliehenen Goethepreis für 1930 zu holen. Es war der Höhepunkt meines bürgerlichen Lebens; kurze Zeit nachher hatte sich unser Vaterland verengt und die Nation wollte nichts von uns wissen.

Hier darf ich mir gestatten, meine autobiographischen Mitteilungen abzuschließen. Was sonst meine persönlichen Verhältnisse, meine Kämpfe, Enttäuschungen und Erfolge betrifft, so hat die Öffentlichkeit kein Recht, mehr davon zu erfahren. Ich bin ohnedies in einigen meiner Schriften — Traumdeutung, Alltagsleben — offenherziger und aufrichtiger gewesen, als Personen zu sein

pflegen, die ihr Leben für Mit- oder Nachwelt beschreiben. Man hat mir wenig Dank dafür gewußt; ich kann nach meinen Erfahrungen niemand raten, es mir gleichzutun.

Noch einige Worte über die Schicksale der Psychoanalyse in diesem letzten Jahrzehnt! Es ist kein Zweifel mehr, daß sie fortbestehen wird, sie hat ihre Lebens- und Entwicklungsfähigkeit erwiesen als Wissenszweig wie als Therapie. Die Anzahl ihrer Anhänger, die in der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung" organisiert sind, hat sich erheblich vermehrt; zu den älteren Ortsgruppen Wien, Berlin, Budapest, London, Holland, Schweiz sind neue hinzugekommen in Paris, Calcutta, zwei in Japan, mehrere in den Vereinigten Staaten, zuletzt je eine in Jerusalem, Südafrika und zwei in Skandinavien. Diese Ortsgruppen unterhalten aus ihren eigenen Mitteln Lehrinstitute, in denen die Unterweisung in der Psychoanalyse nach einem einheitlichen Lehrplan geübt wird, und Ambulatorien, in denen erfahrene Analytiker wie Zöglinge den Bedürftigen unentgeltliche Behandlung geben, oder sie sind um die Schöpfung solcher Institute bemüht. Die Mitglieder der I. P. V. treffen jedes zweite Jahr in Kongressen zusammen, in denen wissenschaftliche Vorträge gehalten und Fragen der Organisation entschieden werden. Der XIII. dieser Kongresse, die ich selbst nicht mehr besuchen kann, fand 1934 in Luzern statt. Die Bestrebungen der Mitglieder gehen von dem allen Gemeinsamen aus nach verschiedenen Richtungen auseinander. Die einen legen den Hauptwert in die Klärung und Vertiefung der psychologischen Erkenntnisse, andere bemühen sich um die

Pflege der Zusammenhänge mit der internen Medizin und der Psychiatrie. In praktischer Hinsicht hat sich ein Teil der Analytiker zum Ziel gesetzt, die Anerkennung der Psychoanalyse durch die Universitäten und ihre Aufnahme in den medizinischen Lehrplan zu erreichen, andere bescheiden sich damit, außerhalb dieser Institutionen zu bleiben, und wollen die pädagogische Bedeutung der Psychoanalyse nicht gegen ihre ärztliche zurücktreten lassen. Von Zeit zu Zeit ereignet es sich immer wieder, daß ein analytischer Mitarbeiter sich bei der Bemühung isoliert, einen einzigen der psychoanalytischen Funde oder Gesichtspunkte auf Kosten aller anderen zur Geltung zu bringen. Das Ganze macht aber den erfreulichen Eindruck von ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit auf hohem Niveau.

Die Feinheit einer Fehlhandlung

Von Sigm. Freud

Ich bereite ein Geburtstagsgeschenk für eine Freundin vor, eine kleine Gemme, die zu einem Ring verarbeitet werden soll. Auf eine steife Karte, in deren Mitte das Steinchen befestigt ist, schreibe ich: „Bon für einen Goldring bei Uhrmacher L. anzufertigen ... für beigelegten Stein, der ein Schiff mit Segel und Rudern zeigt." An der Stelle, die im Druck freigeblieben ist, zwischen „anzufertigen" und „für", stand aber ein Wort, das ich dann als völlig unzugehörig durchstreichen mußte, das kleine Wort „b i s". Ja, warum habe ich das überhaupt geschrieben?

Beim Durchlesen des kurzen Textes fällt mir auf, daß er zweimal bald nacheinander die Präposition „f ü r" enthält. „Bon f ü r einen Ring — f ü r beigelegten Stein." Das klingt übel und sollte vermieden werden. Nun bekomme ich den Eindruck, die Einschiebung von „b i s" anstatt „f ü r" sei ein solcher Versuch zur Vermeidung der stilistischen Ungeschicklichkeit gewesen. Das wird wohl richtig sein. Aber ein Versuch mit besonders unzureichenden Mitteln. Die Präposition „bis" ist an dieser Stelle ganz unpassend und kann das unbedingt erforderliche „für" nicht ersetzen. Warum also grade „b i s"?

Aber vielleicht ist das Wörtchen „bis" überhaupt nicht die eine Zeitgrenze bestimmende Präposition, sondern etwas ganz anderes. Es ist das lateinische „*bis*", — zum zweiten Mal —, das mit der gleichen Bedeutung ins Französische übergegangen ist. „*Ne bis in idem*" heißt es im römischen Recht. *Bis, bis* ruft der Franzose, wenn

er die Wiederholung eines Vortragsstücks verlangt. Da ist also die Erklärung meines unsinnigen Verschreibens Vor dem zweiten „für" bekam ich die Warnung, da nämliche Wort nicht zu wiederholen. Also etwas andere an Stelle von „für"! Der zufällige Gleichklang des fremd sprachigen *„bis"* im Einwand gegen die ursprüngliche Diktion mit der deutschen Präposition macht es nu möglich, das f ü r wie in einem Irrtum durch b i s zu ersetzen. Aber diese Fehlleistung erreicht ihre Absicht nicht, indem sie sich durchsetzt, sondern erst, wenn sie gutgemacht wird. Ich muß das „b i s" wieder durchstreichen und damit habe ich gleichsam die mich störende Wiederholung selbst beseitigt. Eine nicht uninteressante Variante im Mechanismus einer Fehlleistung!

Ich bin von dieser Lösung sehr befriedigt, aber bei Selbstanalysen ist die Gefahr der Unvollständigkeit besonders groß. Man begnügt sich zu bald mit einer partiellen Aufklärung, hinter der der Widerstand leicht zurückhält, was möglicher Weise wichtiger ist. Meine Tochter, der ich von dieser kleinen Analyse erzähle, findet sofort ihre Fortsetzung: „Du hast ihr ja schon früher einmal eine solche Gemme für einen Ring geschenkt. Wahrscheinlich ist das die Wiederholung, die du vermeiden willst. Man mag doch nicht immer wieder dasselbe Geschenk machen." Das leuchtet mir ein, offenbar handelt es sich um einen Einwand gegen die Wiederholung des gleichen Geschenks, nicht des nämlichen Wortes. Dies letztere ist nur eine Verschiebung auf etwas Geringfügiges, zur Ablenkung von etwas Belangreicherem bestimmt, eine ästhetische Schwierigkeit vielleicht an Stelle eines Triebkonflikts.



The Royal Society of Medicine

Empowered *by the Charter granted by*
His Majesty King William IV
confirmed by a Supplementary Charter granted by
His Majesty King Edward VII
to admit as Honorary Fellows such persons as in
the opinion of the Society are entitled to the honour

THE ROYAL SOCIETY OF MEDICINE

has in General Meeting assembled elected

Professor Sigmund Freud, M.D. LL.D.

in recognition of his distinguished
services to Science
and he is hereby declared to be an

HONORARY FELLOW OF THE ROYAL SOCIETY OF MEDICINE

and entitled to all the privileges
of such Fellowship.

London, May 21st, 1935.

Urkunde der Royal Society of Medicine, London, anläßlich der Ernennung Professor Sigmund Freuds zum Ehrenmitglied

Denn die weitere Fortsetzung ist leicht zu finden. Ich suche ein Motiv, um diese Gemme nicht zu schenken. Es findet sich in der Erwägung, ich habe ja schon früher einmal dasselbe — etwas sehr ähnliches — geschenkt. Warum versteckt und verkleidet sich dieser Einwand? Es muß da etwas geben, was das Licht zu scheuen hat. Und sehr bald sehe ich klar, was es ist. Ich will diese kleine Gemme überhaupt nicht verschenken, sie gefällt mir selbst sehr gut.

Große Schwierigkeiten hat die Aufklärung dieser Fehlleistung nicht bereitet. Es stellt sich ja auch bald die versöhnende Überlegung ein: Ein solches Bedauern erhöht nur den Wert des Geschenks. Was wäre das für ein Geschenk, um das es einem nicht ein bißchen leid täte! Immerhin durfte man sich wieder einmal einen Eindruck davon holen, wie kompliziert die unscheinbarsten und angeblich einfachsten seelischen Vorgänge sein können. Man hat sich in einer Niederschrift geirrt, ein „bis" hingesetzt, wo nur „für" gefordert war, hatte es bemerkt und korrigiert, und dieser kleine Irrtum — eigentlich nur der Versuch eines Irrtums — hatte so viele Voraussetzungen und dynamische Bedingungen. Ja, er wäre auch ohne eine besondere Gunst des Materials nicht möglich geworden.

Thomas Mann zum 60. Geburtstag

Lieber Thomas Mann!

Nehmen Sie einen herzlichen Liebesgruß zu Ihrer
60. Geburtstag freundlich auf! Ich bin einer Ihrer „ält
sten“ Leser und Bewunderer, ich könnte Ihnen ei
sehr langes und glückliches Leben wünschen, wie ma
es bei solchem Anlaß zu tun gewohnt ist. Aber ich ent
halte mich dessen, Wünschen ist wohlfeil und erschein
mir als Rückfall in die Zeiten, da man an die magisch
Allmacht der Gedanken glaubte. Auch meine ich au
eigenster Erfahrung, es ist gut, wenn ein mitleidige
Schicksal unsere Lebensdauer rechtzeitig begrenzt.

Ferner halte ich es für nicht nachahmenswert, da
sich bei solch festlicher Gelegenheit die Zärtlichkeit übe
den Respekt hinaussetzt, daß man den Gefeierten nötig
anzuhören, wie er als Mensch mit Lob überhäuft und al
Künstler analysiert und kritisiert wird. Ich will mich
dieser Überhebung nicht schuldig machen. Etwas ande
res kann ich mir aber gestatten: Im Namen von Unge
zählten Ihrer Zeitgenossen darf ich unserer Zuversich
Ausdruck geben, Sie würden nie etwas tun oder sagen
— die Worte des Dichters sind ja Taten —, was feig und
niedrig ist, Sie werden auch in Zeiten und Lagen, die da
Urteil verwirren, den rechten Weg gehen und ihn ande
ren weisen.

Ihr herzlich ergebene

Freud

Aus einer Einführung in die Psychoanalyse

Von Edoardo Weiss, Rom

Die im folgenden wiedergegebenen Gedanken bilden die Einleitung zu den „Elementi di Psicoanalisi", die im Verlage Ulrico Hoepli in Mailand 1930 in erster, 1933 in zweiter Auflage erschienen sind. Die dritte Auflage ist in Vorbereitung. Das Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser über Einladung der Associazione Medica Triestina gehalten hat.

Ich habe die Einladung, vor einem Kreise von Kollegen zu entwickeln, was Psychoanalyse sei und auf welchen Grundgedanken sie fuße, freudig angenommen. Ich verhehle mir indessen nicht, wie schwierig diese Aufgabe ist, und habe es angesichts dieser Schwierigkeiten immer vermieden, von Psychoanalyse zu sprechen, ohne besonders dazu aufgefordert worden zu sein. Es handelt sich um eine Wissenschaft, die dem heutigen medizinischen Denken noch ferne liegt und die mit Begriffen arbeitet, welche von denen verschieden sind, die bisher der großen Mehrzahl der Ärzte geläufig sind. Es handelt sich darum, sich auf ungewohntem, unbekanntem Boden zu bewegen, und wir wissen, daß unser Sinn vor unbekannten Dingen scheut, daß der Mensch sich dann unbehaglich fühlt, als wären ihm — verzeihen Sie das Bild — die Organe versagt, um den Stoff zu bewältigen.

Lassen Sie mich vor allem anderen sagen, daß die Psychoanalyse eine Hilfswissenschaft der Medizin ist wie die Anatomie, die Physiologie und andere Wissenschaften, daß sie sich aber andererseits auch auf verschiedene andere Äußerungsformen des Geistes anwenden läßt, die mit der Medizin nichts zu tun haben. Um gewisse Vorurteile zu zerstreuen, beeile ich mich zu ver-

sichern, daß der psychoanalytisch gebildete Arzt d Existenz aller jener Faktoren, die vor der Entstehu der Psychoanalyse sichergestellt wurden, und deren Z sammenwirken die verschiedenen psychischen oder ps chogenen Erkrankungen determiniert, in keiner Wei leugnet: Faktoren, wie die Konstitution, die Vererbun endokrine Vorgänge, toxische Erscheinungen und a dere mehr. Er vernachlässigt sie weder noch leugn er sie, vielmehr bestimmt er in den meisten Fällen ih Eigenart und rückt sie ins rechte Licht. Die Psych analyse bereichert die Möglichkeiten der ärztliche Orientierung, und von dieser qualitativen Erweiterun des wissenschaftlichen Denkens möchte ich Ihnen b richten.

Was ist die Psychoanalyse, von der man so viel un auf so sonderbare Weise spricht? Sie glauben gewiß, da ich, ehe ich diese Frage beantworten kann, Ihnen lang einleitende Erörterungen vortragen muß. Indessen, di Antwort ist so einfach und klar, daß ich sie ohne Um schweife geben kann. Die Psychoanalyse ist Psychologi als Naturwissenschaft behandelt. Dann handelt es sic — so werden Sie einwenden — nur um ein Synonym Ich muß darauf erwidern, daß das irrig ist; es handel sich nicht um ein Synonym. Denn was man uns bishe als wissenschaftliche Psychologie an die Hand gab, wa nicht Psychologie, während die Psychoanalyse — wi ich im Laufe dieser Vorträge zeigen zu können hoff — echte Psychologie ist. Sicherlich hat es — abgesehe von der aus philosophischen und metaphysischen Ge sichtspunkten, die nicht die der Naturwissenschafte sind, betriebenen Psychologie — auch echte Psycho logie gegeben. Freud sagt[1]: „Haben Sie nicht bemerkt daß jeder Philosoph, Dichter, Historiker und Biograpl sich seine eigene Psychologie zurechtmacht, seine be

[1]) Freud, Die Frage der Laienanalyse, Ges. Schr. Bd. XI, S. 316 f.

sonderen Voraussetzungen über den Zusammenhang und die Zwecke der seelischen Akte vorbringt, alle mehr oder minder ansprechend und alle gleich unzuverlässig?" Eine wahre Psychologie in diesem Sinne hat es also immer gegeben; aber den Psychologien der Dichter, der Schriftsteller, der Geschichtsschreiber hat immer eine gemeinsame Grundlage gefehlt. „Und daher kommt es auch, daß es auf psychologischem Boden sozusagen keinen Respekt und keine Autorität gibt. Jedermann kann da nach Belieben ‚wildern'. Wenn Sie eine physikalische oder chemische Frage aufwerfen, wird ein jeder schweigen, der sich nicht im Besitze von ‚Fachkenntnissen' weiß. Aber wenn Sie eine psychologische Behauptung wagen, müssen Sie auf Urteil und Widerspruch von jedermann gefaßt sein. Wahrscheinlich gibt es auf diesem Gebiet keine ‚Fachkenntnisse'. Jedermann hat sein Seelenleben und darum hält sich jedermann für einen Psychologen." [2])

Alles das endlich, was unter dem Namen Psychologie mit einem Reichtum an wissenschaftlichem Material in den Schulen — einschließlich der Hochschulen — gelehrt wird, ist nicht Psychologie oder ist es nur zum geringsten Teil. Es soll durchaus nicht etwa geleugnet werden, daß auch sie, die wir die Schulpsychologie nennen wollen, große Entdeckungen gemacht hat, aber es sind Entdeckungen, die nur recht wenig die im engeren Sinne des Wortes p s y c h o l o g i s c h e n Erscheinungen betreffen. Bei einer näheren Analyse ergibt es sich, daß sie eher dem Bereich der Sinnesphysiologie zugehören. Wir alle wissen, wieviele Experimente in dieser Richtung in den psychologischen Laboratorien angestellt werden. Auch die experimentellen Untersuchungen zum Beispiel, die sich auf die Probleme der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses und auf ähnliche Fragen beziehen, stehen an der Grenze zwischen Physio-

---

[2]) l. c.

logie und Psychologie. Der voranalytischen Psycholo
verdanken wir aber auch anderes: Wir danken ihr ei
Fülle von Ordnungsschemata und Definitionen psyc
scher Prozesse (Affekt, Vorstellung, Ideenassoziati
usw.), die dem Sprachgebrauch angehören und Geme
besitz aller Gebildeten geworden sind. Aber soviel h
uns die voranalytische Psychologie doch nicht gegeb
daß sie uns die psychischen Vorgänge in ihrem Mech
nismus verstehen gelehrt hätte. Nie vor der Psychoan
lyse ist die Psychologie in ihrem vollen Umfang und
wissenschaftlicher Weise auf die Methoden der Natu
wissenschaften gegründet worden; und dabei ist hier
ich betone es nochmals — nicht die Rede von phil
sophischer Psychologie. Wenn auch schon seit lange
die Bezeichnung „Psychologie" für das gebraucht wir
was wir hier „Schulpsychologie" nennen, muß man si
doch darüber einigen, daß die Vertreter der voranaly
schen Psychologie nicht den Weg zur echten Psycholog
zu finden gewußt haben; es ist viel, wenn sie sie i
Vorbeigehen gestreift haben. Und das ist nun die Frag
vor der wir stehen: wie es denn möglich war, de
ersten Zugang zu einer echten Psychologie zu finde
Was war das gewaltige Hindernis, das denen den W
versperrte, die ihn suchten, Männern, deren viele küh
in der Forschung und von genialer Begabung ware
Und wie kommt es, daß es nicht nur nicht gelang, i
das verschlossene Reich einzudringen, sondern daß ma
sich nicht einmal über seine Existenz Rechenscha
ablegte und das Hindernis übersah, das den Zugan
versperrte? Sie alle wissen, meine Herren, daß es Sk
tome im Sehfeld gibt, aber vielleicht wissen nur wenig
von Ihnen, daß es auch im Psychischen Skotome gib
Sie sind es, die vor den Entdeckungen Freuds de
Zugang zu jenem Reich verschlossen hielten, und vo
diesen psychischen Skotomen möchte ich heute spreche

Augusto Murri weist nachdrücklich darauf hin, da
die Psychologie nichts mit der Klinik zu tun habe, un

er ist dabei durchaus im Recht — unter der Voraussetzung, daß damit die Schul- und nicht die psychoanalytische Psychologie gemeint sei. Der Laie könnte glauben, daß der Student, der sich der Heilkunst widmen wolle, oder wenigstens der, der vor hat, sich in der Psychiatrie zu spezialisieren, auch Psychologie studieren müsse, so wie er Anatomie, Chemie, Botanik und anderes mehr studiert. Die Psychologie hat aber innerhalb der obligatorischen Studien keinen festen Platz, und wenn der Student sich aus freien Stücken mit ihr beschäftigen will, bietet man ihm jene Schulpsychologie, die ihm in keiner Weise helfen kann, psychopathologische Phänomene zu verstehen. Mit der Schulpsychologie kann man sich weder den Zwangsvorstellungen noch dem Wahn noch der Phobie, ja nicht einmal dem Phänomen des Traumes nähern. Sie begnügt sich damit, diese Phänomene zu verzeichnen und die besonderen Kennzeichen zu beschreiben, soweit sie unter der Herrschaft unseres Bewußtseins stehen. Wie sollte man da von ihr Erklärungen des normalen Seelenlebens verlangen? Danach mag man beurteilen, ob man ihr mit Recht den Namen einer Wissenschaft zu geben vermag. Die Philosophen, die Schriftsteller und die Dichter wußten sich psychologische Fragen zu stellen und versuchten, psychologische Fragen zu lösen, an die die Anhänger der Experimentalpsychologie nie gedacht haben. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen: Wieviel geniale Männer haben sich für eines der allgemeinsten psychischen Phänomene, für das Mitleid interessiert, das indessen außerhalb des Bereiches der experimentellen Psychologie blieb? Viele, ja fast alle Philosophen, die sich einigen Ansehens erfreuen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen, nur einmal, eine ganze Reihe von Namen nenne, die ich einer Arbeit von V. L. Jekels[3]) entnehme

[3]) V. L. Jekels, Zur Psychologie des Mitleids, „Imago", Bd. XVI.

nehme; sie umfaßt außer Aristoteles (der ni(einmal wußte, wozu das Gehirn dient, und dies nic einmal zu wissen brauchte, um sich mit dem Phänom des Mitleids zu beschäftigen), Empedokles, Pl ton, Seneca, Thomas von Aquin, Charro Spinoza, La Bruyère, Mandeville, Shafte bury, Home, Hume, Helvetius, Cassin Rousseau, Kant, Mendelsohn, Lessin Herder, Platner, Fichte, Smith, Feuerbac Hartmann, Nietzsche, Paulsen. Und dal übergehe ich so viele andere. Aber all diese Denker, d bald die eine, bald die andere Seite des Phänomei richtig erkannt haben, waren doch nicht fähig, es gen: in seiner Genesis und in seinen Konsequenzen zu ve stehen, da ihnen allen die erforderlichen wissenscha lichen Kenntnisse fehlten. Ebenso kann man auch ei Erscheinung aus dem Reiche der Physik oder d Chemie ohne die unerläßlichen Grundkenntnisse nicl verstehen, die man durch die wissenschaftliche Fo schung erwirbt. Auf dem letzten psychoanalytische Kongreß in Oxford (1929) konnte der Psychoanalytik Jekels das Phänomen des Mitleids in seinem Kerr erfassen, da er sich auf die Ergebnisse der Psychoan: lyse stützte, der es gelungen ist, die Entstehung, da Wesen und die Erscheinungsweise des Gewissens, sein Beziehungen zum Triebleben des Individuums zu kläre und Licht zu werfen auf die aggressiven Triebregunge und ihre Reaktionen und auf den komplizerten Vo gang der Identifizierung mit anderen Menschen. Wen diese Kenntnisse fehlen, kann es uns nicht wundern, da angesichts eines psychischen Leidens ein Dichter mi seiner Genialität tiefere Einblicke gewinnt und meh psychologische Zusammenhänge erkennt als ein Arzt der von der Psychoanalyse keine Kenntnis hat.

Über wechselseitige Erhellung und wiederholte Spiegelung

Von Theodor Reik, Haag

Bei A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N. V., Leiden, ist soeben ein Buch von Dr. Theodor Reik, „Der überraschte Psychologe", erschienen. Mit Genehmigung des Verlages A. W. Sijthoff bringen wir im folgenden zwei Kapitel aus diesem Buche zum Abdruck, die „Über wechselseitige Erhellung" und „Die psychologische Bedeutung der wiederholten Spiegelung" betitelt sind.

I.

Es wurde bereits gesagt, daß die an anderen durchgeführte Analyse nicht nur zu psychologischen Erkenntnissen über diesen anderen führt, sondern auf einem eigenartigen und indirekten Weg auch zum Erraten geheimer Vorgänge im Ich führen kann. Die am fremden Objekt gemachte Analyse stellt den Psychologen ständig vor die Forderung „Erkenne dich selbst". Auch wurde bereits bemerkt, daß das Erfassen unbewußtseelischer Vorgänge im anderen nicht möglich wäre, hätten sie nicht an eigene psychische Prozesse gerührt, — wenn das fremde Erleben nur ein angeeignetes wäre, ohne Berührungspunkt mit dem eigenen.

Der Weg zum Erraten des unbewußten Anteils der seelischen Prozesse im anderen geht über die endopsychische Wahrnehmung von Realitäten im Ich. Diese Strecke des Weges ist selbst fast durchgängig unbewußt. Es geschieht nur ausnahmsweise, daß sich dieser Teil des Erkenntnisvorganges dem Bewußtsein präsentiert und in seiner heuristischen und psychologischen Bedeutung für die Analyse des betreffenden Objektes sowie für die Vertiefung der Icherkenntnis erfaßt wird. Diesen

Vorgang will ich hier wechselseitige Erhellung des u
bewußten Geschehens nennen. An dieser Bezeichnu
habe ich selbst einiges auszusetzen: Sie ist zu allgeme
und beschreibt den schwierig zu erfassenden Vorga
nur andeutungsweise. Auch gibt sie keine Auskunft da
über, auf welchem Wege die wechselseitige psych
logische Erhellung zustande kommt. Vielleicht läßt sic
diese Namensgebung später durch eine bessere ersetze

Noch seltener als die psychologisch-heuristische B
deutung der am anderen gemachten Analyse für d
Kenntnis des Ichs wird der affektive und psychothera
peutische Gewinn des Prozesses für den Analytiker e
kannt. So gesehen ist die analytische Untersuchung a
anderen die Fortführung und Vertiefung der eigene
Analyse. Wir behaupten immer, daß nur derjenige ei
ernst zu nehmendes wissenschaftliches Urteil über di
Psychoanalyse abzugeben berechtigt ist, der am Ich ihr
Wirkungen verspürt hat. Dazu gehört nicht nur di
eigene Analyse, sondern auch deren Fortführung in de
Form der an vielen anderen durchgeführten Analys
die auch jenseits des heuristischen Gesichtspunktes eine
hohen Wert beanspruchen kann. Jeder Analytiker mi
langjähriger Erfahrung wird bestätigen können, da
die an anderen durchgeführte Analyse alte Erregungs
summen bewältigen hilft, die manchmal ihrer Art nach
häufiger noch ihrer Intensität nach dem Ich unbekann
geblieben sind.

Diese therapeutische Rückwirkung der Analyse wurd
meines Wissens in der Fachliteratur noch nicht gewür-
digt. Die Bedeutung der wechselseitigen Erhellung un-
bewußter Vorgänge geht über den Bereich der klinisch-
analytischen Untersuchung weit hinaus in das Gebie
der psychologischen Erfassung verborgener seelische
Prozesse überhaupt.

Es wurde in der analytischen Literatur immer wiede
hervorgehoben, daß das Einsetzen der Verdrängung im
analytischen Beobachter seinem psychologischen Erken-

nen bestimmte Schranken setzt. Es wurde noch nicht gezeigt, wie die Aufhebung der Verdrängung im Analytiker das psychologische Verständnis begünstigt und vertieft, zu welchen psychologischen Überraschungen es führt. Man hat — einseitig genug — das Subjektive und Irreführende des Einfalles hervorgehoben und zu wenig beachtet, wie fruchtbar er bei großer Kontrolle und wiederholter Überprüfung für die heuristische Aufgabe, die der Tiefenpsychologie gestellt ist, werden kann. Es geschieht oft, daß durch solche Einfälle, die aus unbekannten seelischen Regionen aufsteigen, der Weg zu bisher verschlossenen Tiefenschichten freigemacht wird, der Durchbruch zum Unmittelbaren des fremden Seelenlebens gelingt. Dabei kommt es nicht selten vor, daß eine nachträgliche Einsicht in die Genese des Einfalles auf schwer durchschaubaren Umwegen dem Analytiker Einsichten über eigene verborgene Vorgänge gibt. Wenn er mehr von sich weiß als sonst Psychologen, so verdankt er dies gewiß der Analyse, die er durchgemacht hat, aber auch den Analysen, die er selbst gemacht hat. Der Dank für eine tiefere Erkenntnis des Ichs gebührt gewiß in erster Linie dem Analytiker, in zweiter aber dem „unbekannten Patienten" (ein Ausdruck von Max Eitingon), denn dessen Analyse führt wieder zu den eigenen Problemen zurück.

An einem einzigen, ausführlicher dargestellten Beispiel soll gezeigt werden, wie das psychologische Verstehen des anderen seinen Weg über ein Stück unbewußt gebliebenen Ichs macht, daß die an anderen durchgeführte Analyse insgeheim und indirekt auch zur unbewußten Beschäftigung mit eigenen Problemen führt. Man wird nicht erwarten, daß dieser Weg immer der gleiche ist; er ist in jedem Fall individuell verschieden. Das Beispiel soll gleichzeitig erkennen lassen, wie die Annäherung an die verborgene Bedeutung des fremden Seelenlebens durch latente Prozesse im Ich mitbestimmt wird.

In der Analyse einer Patientin tauchte an bestimmt Stelle ein Einfall auf, der, in keiner Art ungewöhnlic in seiner psychologischen Weiterverfolgung eine solch Einsicht geben kann. Die Patientin, deren Zustand nac seinen vorherrschenden Zügen am besten als hyst rische Neurose zu bezeichnen ist, litt unter andere an bewußt nicht ausreichend begründeten Wutanfälle ihren Kindern gegenüber. Daß das Wort „litt" hier durc aus am Platze ist, wird schon dadurch bezeugt, daß di Frau in diesen Affektausbrüchen ihre Kinder wider jed bessere eigene Einsicht heftig schlug und beschimpft Es war auffällig, daß sie kein Schuldgefühl wegen di ser Exzesse zeigte, von deren schädlichen Folgen si doch überzeugt war. Man konnte den Ausfall jedes b merkenswerten Gefühles von Reue und Schuld nur ve stehen, wenn man ihn mit einem anderen Zug zusamme hielt. Nach einer solchen Züchtigung, oft aber auch a Stelle einer unterbliebenen Züchtigung mißhandelte si sich selbst gröblich, fügte sich zum Beispiel mit harte Gegenständen, die sie sich auf den Kopf schlug, nich unbedenklichen Schaden zu. Sie verspürte also kei Schuldgefühl, weil sie sich dafür in diesen Selbstb schädigungen schmerzhafte Strafen diktiert hatte. Al die langsam fortschreitende Analyse die unbewußte Quellen jener plötzlichen Wutanfälle und der Reaktione darauf entdecken konnte, trat wirklich Schuldgefühl au Einige Sonderzüge schienen auffällig: Die Patientin züch tigte in so unbeherrschter Art besonders ihren kleine Sohn, der — sicher nicht ohne Verschulden der Mutte — ein schwierig zu behandelndes Kind geworden war Bald wurde es klar, daß die Schlimmheit des kleine Jungen besonders dann den mütterlichen Zorn ent fesselte, wenn ihr Mann sie vorher geärgert oder ge kränkt hatte. Es war, wie wenn sie dann ihre Wut a dem Kinde abreagierte. Den Anfällen ging manchma ein Gefühl starker Minderwertigkeit voraus. Ähnlich be gründet waren Wutausbrüche, wenn die Kinder sich in

Beisein von Erwachsenen, auf deren gute Meinung sie viel Gewicht legte oder deren Kritik sie fürchtete, schlimm benommen hatten. Ein zweiter Zug dieser Zornausbrüche war, daß sie sich im Verlaufe steigerten. Wenn die Patientin einmal ungeduldig geworden war, ihrem Knaben einen Schlag versetzt hatte, so fühlte sie sich oft gerade dadurch weitergetrieben, ihn noch mehr und noch härter zu schlagen. Es war manchmal, als könne sie kaum mehr innehalten, nachdem die Züchtigung einmal begonnen hatte. Gelegentlich hatte sie während dieser progredienten Wutanfälle den Gedanken: „Jetzt könnte ich aber aufhören" oder „noch könnte ich aufhören", dennoch mußte sie weiterschlagen. Wir werden unseren analytischen Erfahrungen nach auch diesen Zug mit dem Fehlen bewußten Schuldgefühles zusammenstellen, ja wir werden gerade in ihm einen Ausdruck unbewußten Schuldgefühles finden. Das begleitende, beziehungsweise analytisch zu ergänzende Gefühl war folgendes: Jetzt habe ich schon etwas Böses und Gemeines getan, ich habe mich schuldig gemacht und bin schon zu verurteilen. Jetzt, da ich verloren bin, ist es am besten, ein Verbrechen zu begehen, mich und mein ganzes Leben zu verderben, indem ich das Kind sinnlos schlage, es zum Krüppel mache. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß andere triebhafte Tendenzen neben diesem unbewußten Schuldgefühl sie zur Wiederholung der Züchtigung trieben. Der Kontrast dieser Exzesse zu ihrem sonst oft besonders geduldigen und zärtlichen Verhalten ihren Kindern gegenüber war gewiß bemerkenswert.

Als bei fortschreitender Analyse deutliche bewußte Schuldgefühle an die Stelle der Wutanfälle und der Selbstbeschädigungen traten, beschäftigte sich die Patientin oft mit der bangen Frage, was für seelische Folgen jene harten Züchtigungen für die Entwicklung des Knaben haben würden. Auch eine andere Frage tauchte auf: was der Sohn wohl später von einer so grausamen Mut-

ter denken, ob er ihr einmal das Geschehene verzeih würde. Während ich ihren Klagen darüber, daß (Junge durch ihre Züchtigungen schweren seelisch Schaden genommen habe, zuhörte, tauchte ein kur: Satz in mir auf, der etwa lautete: „Es ist möglich, d einen jemand ganz heftig schlägt, und daß es doch g nicht wehtut." Ich war überrascht über das, was ich gesagt hatte, denn es war vorher bewußt nicht gedac und sicherlich noch weniger bedacht worden. Woh stammten diese Worte? Ich erinnerte mich sogleich, irgendwo gehört zu haben; bald wußte ich auch, daß bei einer Aufführung eines Theaterstückes „Liliom" v Franz Molnar gewesen war.

Ich hatte dieses Drama vor acht, neun Jahren ges hen und seither kaum daran gedacht. Was war es, w jetzt meine Gedanken zu ihm zurückführte, und waru hatte ich diese Worte gesagt? Es ist klar, daß sie si auf die Frage, mit der sich meine Analysandin beschä tigte, bezogen. Es klang ja wie ein Trost für ihre Besor nisse. Warum aber waren meine Gedanken gerade : diesem Theaterstück und zu diesem Satz zurückgegange welchen unterirdischen Weg hatte mein Einfall g nommen?

Der erste Blick in die Werkstatt des Einfalles, wer man so sagen darf, fällt auf die Erinnerung an jene Theaterabend. Ich war ungern ins Theater gegange und die ersten Bilder der Vorstadtlegende „Liliom" ha ten auf mich keinen günstigen Eindruck gemacht. Gewi es gab da ein paar hübsche und eingängliche Szene: die eine hatte sogar etwas vom Reiz eines Volksliede es gab ein paar Augenblicke witzigen Dialoges und soga einige nachdenkliche Momente, doch das Mißbehage überwog. Die Mittel, welche dieser Dramatiker bevo: zugte, waren entschieden derb, und die Wirkungen, di er erreichen wollte, und die er auch erreichte, ware ziemlich billig, nach der heiteren wie nach der trag

schen Seite hin. Die direkte Charakterzeichnung der Figuren, die fast unverhüllte Kontrastierung der Szenen des Dramas mißfielen mir ebenso wie die Aufdringlichkeit der zur Schau gestellten Gefühle, die häufig etwas Unwahres und Sentimentales hatten. Es war nicht nur ein mittelmäßiges Stück, von einem tüchtigen Theatraliker gemacht, für jene Galerie geschrieben, die bis in Parkett reicht; es war einfach ein Kitsch mit ein paar hübschen Einzelzügen.

In diesem Werk, das eher ein Machwerk war, gab es aber gegen Ende eine merkwürdige, nicht vorauszusehende Wendung, und es gab eine Szene, die sicherlich nicht gemacht, sondern erlebt war. Nachdem man die Bilder dieses Vorstadtstückes gelegentlich amüsiert, oft geärgert und öfter gleichgültig hatte vorbeiziehen lassen, erlebte man vor dem Fallen des Vorhanges zwei Minuten, in denen man eine nicht abzuschüttelnde Erschütterung verspürte, von der man nicht wußte, daß sie lange nachklingen würde. Wann immer mir später — selten genug — „Liliom" einfiel, wann immer ich den Namen hörte oder las, war sogleich neben der Erinnerung an den nicht eben kurzweiligen Theaterabend die an jenen Eindruck da und damit die Andeutung einer Sensation, wie wenn einem die Kehle zusammengeschnürt wäre wie damals. Damals hatte ich mich auch gefragt, warum ich diese Erschütterung erfahren hatte, und keine Antwort gefunden. War es nicht eigenartig, diese starke Wirkung einiger Sätze in einem sonst miserablen Theaterstück?

Kurz sei berichtet, was die Handlung bietet: Die Hauptgestalt ist Liliom, seines Zeichens ein besonders tüchtiger Ausrufer in einem Ringelspiel des Budapester Stadtwäldchens. Von der Besitzerin der Bude, der ältlichen Frau Muskat, wird er nicht nur wegen seiner geschäftlichen Kraft geschätzt. Auch die liebeshungrigen Dienstmädchen, die am Ausgangstag das Ringelspiel besuchen, sind seinem derb zufassenden und heiteren We-

sen zugetan. Eine von ihnen, Julie, kann sich, obw vor ihm gewarnt, dem Zauber dieses rauflustigen, tro gen und rohen Naturburschen nicht entziehen. Sie bl bei ihm. Liliom kann seine tieferen Gefühle ka äußern; wenn er sich schuldig fühlt, schimpft er de schlägt er heftig zu. In der Darstellung seines Schöpf soll er unter einer so rauhen Schale einen weich Kern verbergen. Die treue, sanfte Julie wird seinetwe von ihrem Dienstposten entlassen. Auch die eifersücht Frau Muskat sieht sich gezwungen, auf seine wertvol Dienstleistungen zu verzichten. Julie und Liliom lel als Arbeitslose zusammen. Das Elend und die So machen ihn nicht sanfter. Da ihm alles mißlingt, schl er Julie oft und roh. Nur die Nachricht, daß sie Kind bekommen soll, erweckt in ihm einen natürli sorgsam verborgenen Jubel. Sie macht ihn aber au gefügiger für die Verführung eines Spießgesellen, einem Überfall auf einen Kassenboten teilzunehmen. I Tat mißlingt. Liliom ersticht sich, da die Polizist nach ihm greifen. Der Sterbende wird zu Julie gebrac noch jetzt kann er nichts von den weicheren Gefühl verraten, die ihn trieben; kaum, daß er „Servus, Mä sagen kann vor dem letzten Augenblick.

Nun kommt die erwähnte überraschende Wendu Von der Tragbahre begleiten wir Liliom direkt in d Himmel oder in das überirdische Polizeikommissari Abteilung für Selbstmörder. Er ist dort nicht umgär licher, antwortet auf Fragen mit „das geht Sie ein Schmarren an“, bleibt trotzig sitzen, als der him lische Polizeikonzipist mit langem weißen Bart erschei gibt nur unwillige und unwirsche Auskünfte. Er leugn daß ihm etwas leidtut, und zeigt sich sanfterem Zured gegenüber unzugänglich und trotzig. Er wird zu vi zehnjähriger Läuterung im Fegefeuer verurteilt und v dem himmlischen Schutzmann abgeführt, von dem flüsternd „eine Zigarette“ verlangt. Nach dieser Läut rungszeit soll er noch einmal zur Erde zurückkehre

um seinen sittlichen Fortschritt zu erweisen, indem er seinem Weib oder seinem Kind etwas Gutes tut.

Das letzte Bild zeigt die graugewordene Julie, die mit ihrer nun fünfzehnjährigen Tochter in einem kleinen Häuschen lebt. Liliom erscheint, hinter ihm zwei Detektive des Himmels. Er ist ein Bettler und spricht unerkannt mit seiner Tochter; auch über ihren Vater. Er möchte ihr gerne ein paar Kartenkunststücke zeigen, zieht ein großes, rotes Taschentuch heraus, in das er einen Stern gewickelt hat. Er hat ihn in der Sphäre der Läuterung für sie gestohlen. Das Töchterchen will den Stern nicht annehmen, weist dem Landstreicher energisch die Tür. Er sieht sie an und schlägt sie jähzornig auf die Hand, daß es klascht. Und nun folgen jene Augenblicke, in denen sich der Zuhörer angerührt fühlt von einer Macht, die stark und unfaßbar wirkt wie die der Musik. Das Mädchen ist erstaunt; der Schlag war laut genug, aber sie hat ihn nicht gespürt. Während die beiden Detektive kopfschüttelnd den unverbesserlichen Liliom auf der Straße eskortieren, fragt sie die Mutter darüber. Diese aber spricht — der Vorhang senkt sich langsam — wie in Erinnerung an die Hiebe, die sie selbst keineswegs selten erhielt: „Es gibt Schläge, die nicht wehtun. Doch, es gibt Schläge, die man nicht fühlt."

Es ist die Frage aufgetaucht, weshalb gerade in dieser Analysestunde die Erinnerung an diese Worte, an die ich viele Jahre nicht gedacht hatte, auftauchte. Die oberflächlichen Beziehungen sind klar: Die Besorgtheit der Kranken, die ihren Jungen so häufig gezüchtigt hat, ergibt den wesentlichen Anknüpfungspunkt. Wenn wir die Verbindungslinien zwischen der Patientin und der Gestalt des Dichters ziehen, haben wir nur die oberflächlichste Schicht, das Gröbste und Handgreiflichste der gedanklichen Zusammenhänge bezeichnet. Hier sind also weniger Aufklärungen über den psychologischen Vorgang als über die äußeren Umstände, an die er

sich anschließt, zu erhalten. Uns liegt weniger da das zutage liegende assoziative Material des Gedank zu zeigen, als die unbewußte Arbeit, aus deren Mitte als deren Ergebnis er auftaucht. Um im Vergleich sprechen: Wir erkennen wohl den Schacht, der in Tiefe führt, und die kurze Strecke am Eingang, halbdunkel ist. Uns aber interessieren besonders Tiefe, in der das Metall aus dem Erz gewonnen w und die Gänge im Erdinnern, durch die es nach o gefördert wird.

Die beste Aussicht, etwas über die unbewußte Ent hung meines Einfalles zu erfahren, bietet vielleicht analytische Klarstellung des latenten Inhaltes jener V stadtlegende, die Zurückführung der Handlung auf ih unbewußten Kern. Wir nehmen also an, ein Analyti der Interesse für die Probleme dichterischen Schaff hege, habe einer Aufführung des Dramas beigewo und lege sich die Frage vor, welchen Beitrag die an wandte Seelenkunde zum Verständnis der Hauptges oder der seelischen Vorgänge der Gestaltung lief könne.

Er wird den Ödipuskomplex des Helden deutl sehen: Sowohl Frau Muskat, die Liliom Verdienst g als auch Julie, die von ihm ein Kind gebiert, sind V treterinnen der Muttergestalt. In dieser Betrachtun weise wird sich der Raubanfall auf den Kassier als V schiebungsersatz darstellen. Die Auswirkungen des] strationskomplexes werden nicht unbemerkt bleiben k nen. Der Charakter des Selbstmordes als Strafe u Buße für den Mordversuch wird leicht erkannt werd Auch Polizeibeamte und Schutzleute, sowohl die Erden als die in höheren Regionen, werden sich d analytischen Erklärer als Vaterimagines darstellen, lioms Benehmen im Himmel als Fortsetzung der geg den Vater gerichteten revolutionären Haltung. Der ne tive Ödipuskomplex, die Urphantasien und andere A wirkungen infantiler Entwicklung werden gewiß berü

sichtigt werden müssen. Der analytische Zuschauer wird nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß die Phantasie des Dichters aus solchen unterirdischen Quellen gespeist wurde. Wir würden eine solche Betrachtungsweise, deren Wesentliches die Zurückführung auf bestimmte seelische Konstellationen der Kindheit ist, am liebsten eine analytische Erklärung auf der Komplexstufe nennen.

Ein anderer analytisch orientierter Zuschauer des Dramas — oder derselbe in einem anderen Zeitpunkt — wird vielleicht seine Aufmerksamkeit eher den besonderen Triebschicksalen zuwenden, die das Leben und den Charakter Lilioms bestimmen. Es ist nicht unmöglich, daß er Liliom der Triebveranlagung nach als Sadisten bezeichnet, da es ihm anscheinend Lust gibt, die Geliebte zu schlagen und brutal zu behandeln. Der andere Teil des Triebgegensatzpaares tritt im Verlaufe der Handlung, da dem Helden alles mißlingt, er alle Chancen zurückweist oder sich verdirbt, deutlicher hervor. Ebenso die Wendung der sadistischen Triebneigung gegen das Ich, die destruktive Tendenz, die noch aus dem eigenen Verderben Lust schöpft. Man wäre versucht, Liliom als einen Fall von *moral insanity* zu bezeichnen. Das unbewußte Schuldgefühl treibt ihn in reaktiver Verstärkung vielleicht zu Verbrechen, läßt ihn von einer Rohheit zur anderen und größeren fortschreiten. Daß auch dem Dichter verborgene Triebregungen hier ihren plastischen Ausdruck gefunden haben, brauchte nicht gesagt zu werden, wird aber gewöhnlich gesagt. Eine Betrachtungsweise dieser hier nur angedeuteten Art wird man als einen psychologischen Versuch von der Triebsphäre aus bezeichnen müssen.

Gültigkeit und Wert solcher analytischer Erklärungen sind nicht bestreitbar. Sie werden psychologisch bedeutsamer, wenn sie auf die Besonderheiten des dargestellten Charakters und Schicksales tiefer eingehen, und wenn sie die Libidoentwicklung, wie man sie aus dürftigen Andeutungen errät, sorgfältig verfolgen. So wird zum Bei-

spiel die Tatsache, daß Liliom ein uneheliches Kind is
ohne die väterliche Autorität erwachsen, für den an
lytischen Betrachter nicht unwichtig sein. Sie mag ma
ches zur Konstituierung des triebhaften Charakters L
lioms und zu seiner Einstellung zur Frau beigetrage
haben.

In den folgenden Sätzen soll von einer andersartige
tiefenpsychologischen Betrachtungsweise die Rede sei
Sie geht nicht von bewußten Schlußfolgerungen und vo
bestimmten psychologischen Voraussetzungen aus, so
dern von der unbewußten Verarbeitung einzelner Ei
drücke des Zuhörers. Es wurde bereits gesagt, daß d
letzte Szene des Dramas mich noch einige Zeit nac
der Aufführung gedanklich beschäftigte. Ich konnte
mir damals nicht erklären, warum sie mich so star
berührt hatte. Auch meine analytische Kenntnis ha
mir nicht weiter als bis zu dem Hinweis, daß eine b
sonders betonte psychische Reaktion auf die Darstellu
jähzorniger und gewalttätiger Impulse vorliege. Die G
dächtnisspur dieses Eindruckes muß doch in den d
zwischen liegenden Jahren nicht unwirksam gebliebe
sein. Nachdem ich in jener Analysestunde zu mein
eigenen Überraschung die Worte „es gibt Schläge, d
nicht wehtun" gesagt hatte, tauchten einzelne Einfäl
auf, die mich in ihrer Verfolgung darüber belehrte
was diese Szene unbewußt bedeutete, und was sie fü
mich bedeutete.

Diese Einfälle und die ihnen folgenden Gedanke
kamen nicht auf einmal, wurden isoliert, durch Inte
valle von vielen Stunden und Tagen voneinander g
trennt, ohne daß ich dem Drama bewußt besondere Au
merksamkeit zugewendet hätte. Diese ungerufenen Gäs
schienen zunächst nichts anderes zu sein als Fortfül
rungen und Bestätigungen der psychologischen Erkl
rung oder Deutung, wie sie die Betrachtungsweise
die von der Komplexstufe oder von der Triebsphäre au
gehen, zu geben haben. Diese Erklärungen lieferte

aber sicher keine Auskunft gerade über das Überraschende des Dramas, jenen plötzlichen Übergang in den himmlischen Schauplatz und den anderen zur Erde zurück. Auch auf die letzte Szene, jenen merkwürdigen Abschluß, und auf seine starke Wirkung fiel kein Licht, wenn man sich dieser Betrachtungsweise bediente.

Hier verdichteten sich Eindrücke, die noch von der Aufführung datierten und viele Jahre in mir geruht hatten, mit solchen, die aus der psychologischen Revision des Erinnerten stammen, zu bestimmten Gedankenzügen. Der Beruf Lilioms, der des Ausrufers eines Ringelspieles, wies auf den Bereich kindlichen Interesses hin, seine Ungehemmtheit, seine ungebändigte Wildheit und seine rebellisch-trotzige Einstellung sowie seine soziale Unangepaßtheit auf die seelischen Voraussetzungen des triebhaften Charakters in der Kindheit. Jene Szenen im Himmel erscheinen mir in Verbindung mit dem Selbstmord plötzlich als eine dichterische Umarbeitung einer typischen Kinderphantasie. Mit einem Male trat, aus undeutlichen und vieldeutigen Eindrücken sich ablösend, die Vorstellung jener Phantasie auf, die Knaben manchmal haben, wenn sie sich vernachlässigt, ungerecht oder ungeliebt behandelt fühlen, jene Phantasie, die nach einer Liebesversagung oder einer als ungerecht verspürten Züchtigung in den Vorpubertätsjahren häufig auftritt. Der Knabe phantasiert, er werde Selbstmord begehen; die Mutter oder der Vater würden dann schwere Gewissensbisse verspüren; jetzt würden sie erst einsehen, ein wie gutes Kind sie in ihm verloren und wie ungerecht sie seine kindliche Schlimmheit beurteilt hätten.

Das wäre also der unbewußte Kern, welche der dichterischen Phantasie zugrundeliegt, die latente Möglichkeit, welche die dramatische Gestaltung als Wirklichkeit zeigt. Damit aber war ein Hinweis gegeben, wie es in der Phantasie zu jenem Übergang von der Erde zum Himmel gekommen war. Natürlich mußte sich der Himmel der kindlichen Vorstellung als eine Fortsetzung des irdi-

schen Lokales darstellen; das jüngste Gericht nicht an
ders als eine geringe Variation der von schlimmen Bu
ben so gefürchteten Polizeistube. In der typischen Kin
derphantasie vereinigen sich Rachegelüste gegen die E
tern mit eitlen und selbstbewußten Vorstellungen, bitter
Gefühle der Enttäuschung mit Liebesregungen für di
Eltern, von denen die Versagung ausging.

Von dieser Vorstellung aus gesehen, rückte das ganz
Drama in eine veränderte Beleuchtung. Erscheint Lilion
uns noch ein Erwachsener triebhaften Charakters, al
ein Fall, der an *moral insanity* grenzt, und der Ausrufe
eines Ringelspieles im Budapester Stadtwäldchen? Schein
er nicht vielmehr ein Knabe zu sein, der für sein Lebe
gerne Ringelspiel fährt, und der davon träumt, wie vor
trefflich er die Rolle des Ausrufers versehen würde
Auch hier noch ein Nachhall kindlicher Anschauungen
Der Ausrufer wird auch deshalb beneidet, weil er nac
Belieben, ohne dafür zu bezahlen, das Ringelspiel be
nützen kann, sein Beruf also das Angenehme mit den
Nützlichen verbindet. Hier handelt also kein Verbre
cher, sondern ein vergnügungssüchtiger, schlimme
Junge, der freilich unter bestimmten psychologischen
Bedingungen, wie zum Beispiel härtester oder über
gütiger Behandlung, einmal zum Verbercher werden
könnte; kein Erwachsener, der sich gegen den Zwan
und gegen die Gesetze auflehnt, sondern ein Kind, da
nicht einsieht, warum es auf Vergnügungen verzichten
soll, und das sich gegen die unverstandenen Vorwürf
und Bestrafungen der Eltern und ihrer Vertreter em
pört. Dieser Junge, der gewiß sozial nicht gut angepaß
ist und seine Triebregungen nicht im Zaume zu halten
versteht, fühlt sich ungerecht beurteilt und bestraft
Vielleicht gibt es wirklich bei ihm auch jungenhaft
Phantasien von einem Raubüberfall, um sich Geld zu
verschaffen; vielleicht auch dumpf-wollüstige Vorstel
lungen eines verbotenen Zusammenseins mit einem
Dienstmädchen, einer Ersatzperson für die Mutter. Auch

dieser Hang zum Küchenpersonal, den der früh Reifwerdende verspürt, wird von unbewußtem Schuldgefühl begleitet. Die Sorge um das liebe Geld, das ein Junge zum Ringelspielfahren und anderen Vergnügungen braucht, wird gewiß auch in den kindlichen Phantasien auftauchen.

Das Wesentliche der hier dargestellten Vermutung ist, daß der Dichter, ohne es zu ahnen, unbewußt in Liliom keinen Erwachsenen, sondern ein Kind, einen trotzigen Jungen geschildert hat. Von dieser geheimen, ungeahnten Voraussetzung aus wird vieles psychologisch blitzartig erhellt. Ein Strolch und rücksichtslos egoistischer Kerl vom TypYlilioms eignete sich gewiß gut zur Darstellung des als Erwachsenen maskierten schlimmen Jungen. Die Menschen der Vorstadt sind in Trieb- und Gedankenleben den Kindern verwandter als die Bewohner vornehmer Viertel. In der Darstellung des Dramas haben Kindereindrücke aus dem Stadtwäldchen einen späten und lebendigen Ausdruck gefunden. Der erwachsene Liliom ist sozusagen die Großaufnahme eines Budapester Gassenjungen, der schlimm, aber nicht schlecht, eines Knaben, der wild und gütig ist, der halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen hat. Es ist dieses noch trotz der Routine eines Tantièmentigers verspürbare Erlebte, was den Zuschauer ergreift und der irdischen Schlußszene mit dem unverbesserlichen und trotzigen Taugenichts etwas Himmlisches verleiht, das die Bilder im Jenseits nicht haben.

Die Szenen des Selbstmordes und die im Himmel fügen sich dem Ganzen als Ausspinnung der Phantasie eines Jungen ein, dieses Jungen, der später ein Erwachsener und ein Dichter geworden ist, und dem es nicht bekannt wurde, daß er in seinen Lustspielen und Trauerspielen das Spielen früher Jahre wiederholte, und daß er in seinen dramatischen Gestaltungen auf Knabenvorstellungen zurückgriff. Unrichtig wäre es nämlich, von diesem Dichter zu sagen: er träume sich als Kind zurück. Er

gestaltet in Wirklichkeit die Vision eines Erwachsen
und weiß doch nicht, daß er sich gerade dabei als Ki
zurückgeträumt hat. Es bildet nur einen scheinbar
Widerspruch zu der hier gegebenen Annahme, wer
daran erinnert wird, daß Molnar ein augenschei
lich autobiographisches Knabenbuch „Die Jungen d
Paulstraße“ geschrieben hat. Der unbewußte Charakt
von Eindrücken aus der Kinderzeit, die in seiner Pr
duktion wirksam wurden, kommt in den Märchenvo
stellungen, die in seinen Dramen erscheinen, („Das Mä
chen vom Wolf“, „Der Teufel“) stärker zur Geltun
Auch die ganze Phantasie von der Aufnahme im Himm
und die der Wiederkehr zur Erde im „Liliom“ hat m
ihren halb grotesken, halb volkstümlichen Vorstellunge
etwas Kindliches. Sie stammt aus derselben Gegend, i
der die Märchen wachsen, welche im Denken des Kir
des lange nachwirken.

In diesen Phantasien erfüllt Liliom seinen kindliche
Rachedrang, zeigt seinen Schmerz über die Liebesver
sagung, setzt in Trotz und Unbändigkeit seine Persön
lichkeit durch und äußert doch seine Reue und sein
knabenhaft scheu geheimgehaltene Liebe der Mutte
gegenüber, die ihn bestraft hat. So Vieles und so Gegen
sätzliches hat in dem Seelenleben dieses und nicht nu
dieses Jungen Platz. Der Raubüberfall, der uns bei den
Erwachsenen so ungeheuerlich erscheint, ist, so gesehen
nur die Realisierung einer Kinderphantasie, das Schla
gen der geliebten Frau Ausdruck der Wildheit und de
Trotzes eines ungezogenen und unerzogenen Jungens
der böse geworden ist und noch böser wird, wenn e
sich schuldig fühlen muß. Wenn er einen Stern von
Himmel stiehlt, ist eine solche Vorstellung bei einen
Knaben lange nicht so befremdlich wie bei einem Er-
wachsenen. Ist sie übrigens bei Erwachsenen immer so
befremdend? Wir hören von den Dichtern, — freilich im
Zustand der Verliebtheit, der einen Rückfall ins Kind-
liche bezeichnet, — daß sie gerne bereit wären, für die

Geliebte einen Stern vom Himmel herabzuholen. Mephisto bezeichnet die Kindlichkeit solcher Wünsche, denen die Realität keine Schranken setzt:

„So ein verliebter Tor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft."

Wir sind mit dem erreichten Resultat nicht zufrieden. Noch ist jene Erschütterung, welche die letzte Szene brachte, psychologisch nicht erklärt. Es wäre stilgerecht, sich vorzustellen, der Knabe phantasiere weiter, er werde, wenn er einmal Vater würde, seinen Jungen einmal viel besser verstehen und behandeln, werde ihm Kartenkunststücke zeigen und ihm etwas Schönes schenken. Das könnte die Fortsetzung jener kindlichen Phantasie vom Selbstmord und von Glioms Himmel- und Erdenfahrt nach einer anderen Richtung bezeichnen. Mit der Wiederkehr zur Erde wäre demnach eine zeitliche Umwandlung in der Phantasie verbunden: Der kleine Junge ist zum Mann und zum Vater einer Tochter geworden. Eine solche Vermutung ist nicht ungereimt, wenn man sie mit anderen kindlichen Phantasien vergleicht, aber sie hat keine große Wahrscheinlichkeit für sich.

Hier brachte ein neuer analytischer Einfall Licht, ein Einfall, der sich wieder auf jene Szene bezog. Es lag in ihr etwas, das wie ein Vexierrätsel zur Auffindung eines Versteckten aufforderte. In diesem Einandergegenüberstehen der drei Gestalten, des zur Erde zurückgekehrten Liliom, der grauhaarigen Julie, der fünfzehnjährigen Tochter, steckte etwas, das meine analytische Neugierde nicht ruhen ließ, und das ich doch nicht auflösen konnte. Es war gewiß nicht auffällig, daß Liliom die Geliebte wie die Tochter schlägt, es ist psychologisch nicht unwahrscheinlich, daß sich da dieselben Reaktionen einstellen. Noch im Sinne unserer Deutung läßt

sich eine solche triebhafte Reaktion psychologisch gu erklären: Dieser wilde Junge hat gewiß manchmal ei kleines Mädchen geschlagen, das nicht lieb zu ihm wa und nicht sogleich mit ihm spielen wollte.

Langsam verändert sich doch das Bild des Ganzen Wir brauchen die Annahme, daß der Dichter in Liliom ohne sein Wissen oder unbewußt einen schlimmen un doch gutherzigen Jungen geschildert hat, nicht aufzu geben. Es ist auch nicht nötig, die Hypothese fallen zu lassen, daß der Kern der Szenen im Himmel eine spät Gestaltung einer typischen Knabenphantasie ist. Wi können annehmen, daß in den Schlußszenen eine andere zweite Schicht zum Vorschein kommt, die über der erste liegt, und durch die man die ursprüngliche durchschimmern sieht. Diese primäre Schicht ist nicht verschwunden, sie ist in diesen Endbildern nur zurückgetreten, um anderen Vorstellungen Platz zu machen. Die spätere Schichte der Phantasie wird ihrem Inhalt nach aber erst verständlich, wenn sie als Wirkung eines Umkehrungsvorganges verstanden wird, wenn man erkennt, daß hier dasselbe psychische Material eine neue Verwendung erfahren hat. Das will heißen, daß unsere analytische Erklärung, der zufolge die Gestalt des Liliom sozusagen der großgewordene schlimme Knabe ist, der sich, ungerecht bestraft und gezüchtigt, in einer Selbstmordphantasie rächt, als psychologisch gerechtfertigt bestehen bleibt. Die spätere, unbewußte Verwendung desselben seelischen Grundstoffes läßt sich erfassen, wenn man die Situation „Liliom und seine Tochter" gleichsam umkehrt. Es stehen einander dann nicht mehr der vom Jenseits rückkehrende Vater und seine fünfzehnjährige Tochter gegenüber, sondern die Mutter, die gestorben war, und ihr etwa fünfzehnjähriger Sohn.

In der einen Schicht wurde eine Knabenphantasie gesponnen: Der gekränkte Junge will Selbstmord begehen, wird sich im Himmel trotzig benehmen wie auf Erden, er wird rückkehrend der Mutter das Schönste als Ge-

schenk mitbringen. Daneben, vielmehr darüber, aber verläuft eine ganz verschiedene Vorstellungsreihe, eine Phantasie in entgegengesetzter Richtung. Diese Phantasie mag sogar von einer realen Situation ausgehen: Die Mutter ist gestorben. Der kleine Junge träumt nun, die Mutter kehre zu ihm zurück und bringe ihm ein Geschenk vom Himmel mit. An dieser Stelle ergibt sich dann ein Bruch im Gefüge. Dieser ist dadurch bedingt, daß sich hier in ihm die Erinnerung an sein früheres ungebärdiges und schlimmes Verhalten meldet. Vielleicht stellt sich der Tagträumer, an diese Erinnerung anknüpfend, vor, er könnte wieder so unartig und trotzig werden, und die Mutter würde ihn wieder wie bei ihren Lebzeiten heftig auf die Hand schlagen, ihn durch einen Schlag bestrafen, sie, die bereit war, für ihn die Sterne vom Himmel herabzuholen. Hier aber dämmert eine schmerzliche und späte, zu späte Erkenntnis in dem kleinen Jungen auf: Diese Schläge haben die Zärtlichkeit der Mutter nicht aufgehoben, sie besagen nicht, daß sie ihre Liebe von ihm abgezogen hat; es sind Schläge, die nicht wehe tun. Auch hier ist eine aus der Kindheit erinnerte Erfahrung zu Wort gekommen: Das Kind, das die Züchtigung so oft als Zeichen eines unabänderlichen Liebesverlustes gefühlt hat, versteht doch unbewußt, daß es nicht der Haß war, der schlägt, daß die Bestrafung das Band zwischen Mutter und Kind nicht zerrissen hat, ja es nie lockern kann.

Wir meinen nun, die Entstehungssituation der dichterischen Phantasie zu überblicken, und können diese selbst in ihrer ursprünglichen Gestalt rekonstruieren. Sie besteht aus zwei großen Stücken. Das erste: Ein kleiner, schlimmer Junge, wegen seiner Streiche und Unarten oft bestraft, träumt, daß er Ringelspielausrufer werden wird, daß er wegen neuer Ungezogenheiten, die sinngemäß als Verbrechen und Rohheiten eines Mannes dargestellt werden, bestraft wird. Er wird dann Selbstmord begehen; auch die Himmelspolizei und der

überirdische Jugendgerichtshof wird ihm nicht imp nieren. Vergebens wird man ihn in die Verbesserung anstalt, sonst *purgatorio* genannt, stecken. Hier reck sich also der prometheische Trotz eines Budapeste Straßenjungen gegen die erzieherischen Mächte.

Diese Phantasie erfährt nun, so weit geführt, ein entscheidende Wendung, deren Anzeichen sowohl ört lich als zeitlich bestimmbar werden. Das letzte Bil zeigt wieder einen veränderten Schauplatz: Es spiel wieder auf Erden, wohin der trotz vielem Aufwan wenig geläuterte Liliom zurückgekehrt ist. Zeitlich: Di Handlung wird sechzehn Jahre später gedacht. Die Fort führung verläuft nun scheinbar in gerader Linie; in Wirklichkeit in umgekehrter Richtung. Schon vorhe deutete sich diese Umkehr an: im Wechsel des Schau platzes vom irdischen in den himmlischen. Im Sinn unserer Deutung der späteren Schicht wäre hier ein Hinweis versteckt, daß die Mutter, nicht Liliom, gestorben ist, in den Himmel gegangen ist. Wie im Märchen oder im Volkslied wäre es dann die Mutter, von der angenommen wird, sie könne zur Erde zurückkehren, um über die Kinder zu wachen und ihnen Gutes zu erweisen. In der Wunsch- oder Phantasieform ausgedrückt: Wenn doch die Mutter vom Himmel zurückkäme! Wenn sie zurückkäme und mich jetzt für meine Schlimmheit wieder schlüge, es würde gar nicht wehtun; es wäre wie ein Streicheln. Sie hat mich doch geliebt. Ja, der Wunsch, die Mutter wieder zu haben, wird vielleicht hier durch den Wunsch vertreten: Wenn sie mich nur wieder schlüge! Es ist ein Ausdruck nachträglichen Verständnisses und zugleich eine Abbitte. Die Wendung im Drama entspricht also einer affektiven Umkehr, einer reaktiv verstärkten Gegenregung. Der Junge, der bisher so wild und trotzig war, senkt schmerzlich und sehnsüchtig den Kopf in der Erinnerung an die Mutter, der er oft wegen ihrer Strafen böse war. Jene andere Schicht, die hier aus ihrem latenten Zustand herausge-

hoben wird, erstreckt sich gewiß auf die ganze Handlung: Der Knabe leidet unter den harten Züchtigungen seiner Mutter, eines Dienstmädchens, als deren unehelicher Sohn er unter Entbehrungen aufwächst. In der manifesten Handlung wird umgekehrt Julie von Liliom mißhandelt. Hier also muß der verborgene Grund der Erschütterung, die von dieser Schlußszene ausgeht, liegen; darüber hinaus in der Gewißheit der Verbundenheit zwischen Mutter und Kind, die trotz den Schmerzen, die sie einander bereiten müssen, unauflöslich bleibt.

Nicht nur die Gestalten, auch die Handlung selbst, erscheint so als Resultat einer weitgehenden Verdichtungsarbeit unbewußter Art. Diese Verdichtung wurde begünstigt durch die Möglichkeit starker Identifizierung, welche die Mutter-Sohn-Beziehung nahelegt. In dieser vielleicht ungetrübtesten menschlichen Beziehung gibt es ein unbewußtes, fast telepathisch zu nennendes Verstehen, das es erlaubt, die seelischen Vorgänge im anderen trotz allen bewußten Mißverständnissen in ihrer verborgenen Bedeutung unmittelbar zu erfassen. Diese Möglichkeit läßt die Mutter unbewußt verstehen, daß noch im Schlimmsein des Sohnes eine geheime Liebeswerbung um sie verborgen ist, und läßt den kleinen Jungen unbewußt erkennen, daß noch in der Liebesversagung ein Sichsträuben gegen den eigenen Anspruch der Mutter wirkt, daß noch das böse Schelten und Strafen ihre verborgene Zärtlichkeit für den Sohn nicht ausschließt, sondern einschließt.

II.

Die eine der Fragen, die uns beschäftigt hat, nämlich die, woher der Affekt der Erschütterung bei der Schlußszene des Molnarschen Dramas stammt, scheint uns nun fast gelöst. Diese Lösung ist freilich eine allgemeine; sie besagt nur, daß es der latente affektive Inhalt die-

ser Szene ist, jener Inhalt, den wir rekonstruieren konnten, der so starke Gefühle wachruft. Unser Versuch gab bisher nur die Erklärung eines kollektiven psychischen Geschehens, an dem der einzelne teilnimmt; er gibt keine Antwort auf andere Fragen, wie zum Beispiel die folgenden: Warum hat sich die Erinnerung an diese Szene jetzt aufgedrängt, was bedeutete sie für mich? Wir werden uns mit der banalen Auskunft, daß der Einfall eben zu der von der Patientin gestellten Frage paßte, eine Reaktion auf ihre Klagen darstellt und analytisch den Sinn einer Beruhigung hatte, nicht zufriedengeben. Nicht nur die Oberflächlichkeit einer sol- solchen Auskunft hindert uns; auch unsere Überzeugung von der durchgängigen Bestimmtheit aller Einzelheiten seelischer Prozesse muß einer solchen äußerlichen Auffassung widersprechen.

Wie kam es zu diesem Einfall? Die Rede der Patientin, was sie sagte, und was sie nicht sagte, hat, nehmen wir an, wie ein Reiz auf mich gewirkt und hat an alte Affekte gerührt, die mir verborgen waren. Der inneren Wahrnehmung stellen sich nun einige flüchtige Bilder dar; es taucht allerlei aus dem Dunkel auf, bis sich deutlicher als andere die Vorstellung meines Sohnes Arthur in den Mittelpunkt schob. Es sind Ereignisse der letzten Wochen, die mich gedanklich lebhaft beschäftigten, die jetzt in meinen Assoziationen erscheinen. Einige Zeit vor dieser Analysestunde war Arthur in ein fernes Land gereist, um dort seine Chancen für einen Beruf zu prüfen. Er hatte in den letzten Jahren durch unsere mehrfachen Übersiedlungen die Schulen und die Studienart einige Male wechseln müssen. Er hatte nach unserer Übersiedlung von Berlin in Wien das Abitur gemacht, um sogleich nach unserem neuen Aufenthaltsort in Holland zu reisen. Dort hatte er begonnen, Medizin zu studieren, was sich bald als praktisch unausführbar erwies. In diesen letzten Jahren war ich recht unzufrieden mit ihm gewesen; er schien mir das Leben

zu leicht zu nehmen, die Studien gegenüber seinen Vergnügungen und geselligen Zusammenkünften zu vernachlässigen. Ich mußte ihn immer wieder auf unsere beengte finanzielle Situation und auf den Ernst und die Unsicherheit dieser unruhigen Zeit und der nahen Zukunft verweisen. Als einziges und sicherlich verwöhntes Kind zeigte er sich recht sorglos und unbekümmert, entfaltete meiner Meinung nach zu wenig Energie und arbeitete zu wenig und zu nachlässig. Auch nahm er, wie mir schien, meine Vorhaltungen, die er schweigend anhörte, nicht ernsthaft genug. Zu meiner großen und freudigen Überraschung bewies er aber während der weiten Reise in jenes Land und, dort angekommen, ein nicht gewöhnliches Maß von Energie und Umsicht, benahm sich klug und selbständig und zeigte eine Reife im Urteilen und Handeln, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Auch uns, seinen Eltern gegenüber, bewies er so viel Rücksicht und Zärtlichkeit, daß ich ihm in Gedanken mein Unrecht oft abbat. Ich hatte ihn entschieden unterschätzt und hatte — ich Psychologe von Beruf und, wie ich glaubte, von Berufung — nur das Äußerliche seines Verhaltens beurteilt.

Zu den Mißverständnissen, die sich vor dieser Zeit einstellten, und wie sie anscheinend in der Beziehung von Vater und Sohn nicht vermeidbar sind, hatte sich bei mir, zuerst leise, dann immer deutlicher eine Befürchtung gesellt, die etwa folgende gedankliche Form annahm: Ich würde zeitlich sterben und mein Sohn, der sich bis dahin so wenig energisch und lebenstüchtig gezeigt hatte, werde sich, allein gelassen, dem gesteigerten Kampf ums Dasein nicht gewachsen zeigen. Später wandelte sich dieser Gedankengang, der so deutlich seine affektiven Grundlagen verrät. Arthur werde nicht ernsthaft arbeiten und sich nicht bemühen, solange ich lebe; erst wenn ich tot wäre, würde er beginnen, das Leben ernst zu nehmen, und das könnte zu spät sein. Dem analytisch Tieferblickenden wird es

nicht erstaunlich sein, daß dieser Gedankenzug gelegentlich in eine Stimmung der Todessehnsucht mündete.

An dieser Stelle lag das Zurückgreifen auf die eigene Jugendzeit nahe. Gewiß hatte ich nie eine so sorglose Zeit wie mein Sohn gehabt, aber auch ich hatte mich im Gymnasium ziemlich lässig im Studium gezeigt und — mit Ausnahme einiger Fächer, die mich interessierten — nur soviel Eifer aufgebracht, um den Anforderungen der Lehrer gerade noch zu genügen. Auch mein Vater hatte oft Sorge wegen meiner Zukunft gezeigt. Nach seinem Tode, der nur wenige Tage vor meinem Abitur erfolgte, hatte ich mich mit außerordentlichem Eifer in das Studium gestürzt. Ich arbeitete während der ersten Universitätsjahre in einer Art, wie wenn ich nicht nur alles Versäumte nachholen, sondern auch wie wenn ich etwas für meine Jahre Außerordentliches leisten müßte. Ohne von mir verstanden zu werden, hatte ich mir in dieser Form von Arbeitszwang, der meine Tage und viele meiner Nächte beherrschte, eine schwere Buße für den Kummer diktiert, den ich durch meine Nachlässigkeit — und nicht nur durch sie — meinem Vater bereitet hatte. War es nicht die unbewußte Vergeltungsangst, die hinter jener Befürchtung, mein Sohn werde erst nach meinem Tod mit der Arbeit ernstmachen, auftauchte?

Ist hier der tiefere Grund für jene starke Wirkung der Schlußszene von „Liliom" zu suchen: daß ich unbewußt eine Strafe für den dem Vater zugefügten Kummer erwartete und daß mir in jenem Bild gezeigt wurde, daß mir vergeben worden war? Sicherlich erscheinen in dieser Szene Reue- und Liebesgefühle, die sich gegenüber den feindseligen und gewalttätigen Impulsen als siegreich erweisen. Ihre reaktive Natur wird schon darin deutlich, daß jener Schlag auf der Bühne wie ein Streicheln verspürt wird, zum Ausdruck einer Triebmischung geworden ist.

Da sich mein Sohn jetzt als so tüchtig erwiesen hat, hat er nicht nur meine Angst um sein Weiterkommen im Leben beschwichtigt, sondern auch die geheime Befürchtung, daß ich bald sterben müsse, um ihm Platz zu machen, entwertet. Auch den Mangel an Vertrauen und meine Unterschätzung seiner Qualitäten muß ich ihm abbitten. Er aber wird mir, hoffe ich, meine vielen Mahnungen und die größtenteils unverdienten Vorwürfe nicht nachtragen; er weiß ja, daß ich ihn trotzdem liebe. Wie in der Gestaltung des Relations Liliom wird auch in diesen Gedanken ein hoher Grad seelischer Verdichtung erkennbar: Ich beginne jetzt, da ich selbst die Sorgen des Vaters verspüre und mich rasch altern fühle, den eigenen Vater besser zu verstehen, seine Sorge um mich, seine Aufregung über meine Faulheit und Indolenz, seinen mir damals oft überflüssig oder ungerecht scheinenden Tadel.

Einige Tage nach diesen Überlegungen oder Erinnerungen mußte ich mich davon überzeugen, daß mich die hier angegebenen Gedankenzüge noch immer insgeheim beschäftigten und noch immer lebhafte Affekte in mir aufriefen, daß ich keineswegs mit ihnen fertig war. Der neue Eindruck, den ich da erhielt, schien zunächst in keinerlei Zuusammenhang mit den früheren zu stehen, schien ein isoliertes und rezentes Stück affektiven Erlebens zu sein. Erst später wurde es mir klar, daß viele Fäden von diesem Neuen zu dem Verborgenen und Alten liefen. Ich hatte in einer zerstreuten Stimmung eine englische Anthologie aufgeschlagen und darin geblättert. Dabei war ich auf ein Gedicht *„The Toys“* von einem mit unbekannten Autor Padmore gestoßen. Es wird folgendes geschildert: Der Sohn des Dichters war dem Vater wiederholt ungehorsam gewesen und hatte einen heftigen Schlag als Bestrafung erhalten. Er war *„with hard words and unkissed“* zu Bett geschickt worden. Später war der Vater zu ihm gekommen, besorgt, der Kummer würde den kleinen Jungen

nicht einschlafen lassen. Der aber schläft tief, die Wimpern noch von Tränen naß. Auf dem Tischchen neben dem Bett hatte er einen rotgeaderten Stein, ein Glasstück, sechs oder sieben Spielkugeln und zwei französische Kupfermünzen kunstvoll arrangiert, um sich in seiner Traurigkeit zu trösten. Der Dichter aber betet in der Nacht: Wenn wir einmal den letzten Kampf kämpfen, möge Gott bedenken, daß unsere Freuden solchem Kinderspielzeug gleichen, und wie wenig wir seine Gebote verstehen. Gott möge dann väterlich von seinem Zorn ablassen und sagen: *„I will be sorry for their childishness"*.

Wieder verspürte ich eine leise Erschütterung, wie wenn hier von etwas gesprochen würde, was mich persönlicher anginge als der Inhalt von dichterischen Produkten sonst. Viel später wurde die Eigenbeziehung deutlicher, dieses Mal in der Form einer viele Jahre zurückliegenden Erinnerung. Arthur war einmal als kleiner Junge, der noch nicht gut schwimmen konnte, gegen mein Verbot auf einem Ruderboot weit in einen See hinausgefahren. Wir verbrachten, als wir es erfuhren, qualvolle Stunden des Wartens. Als er heimkehrte, versetzte ich ihm in der Erregung einen heftigen Schlag, was ihn umsomehr beschämen mußte, als Bekannte am Ufer standen. Der durch die Lektüre jenes Gedichtes wieder aktuell gewordene Affekt war also durch die Reue und das Bedauern über meine Unbeherrschtheit und meinen Ausbruch von damals bestimmt. Hier finden wir die seelische Schicht, auf welche sich die affektive Wirkung der Schlageszene im „Liliom" bezieht: die beschämende Erinnerung an diesen Schlag, das Schuldgefühl darüber und die Hoffnung, daß mein kleiner Sohn mir diese Mißhandlung nicht immer nachtragen werde. Er muß doch unbewußt gefühlt haben, einen wie großen Anteil meine Sorge um ihn in dieser bedauerlichen Ausschreitung hatte.

Die innere Identität meiner Befürchtung, bald zu ster-

ben, und der Todesgedanken des Dichters von *„The Toys"* ist deutlich, ebenso ihre unbewußte Beziehung zur vorangegangenen Züchtigung des Kindes. Diese Befürchtung kann sich auf die bewußt nicht erkannten geheimen Todeswünsche des gezüchtigten Sohnes berufen. Wie sich hier wie im latenten Inhalt des „Liliom" die Vergeltungsangst verrät, wird deutlich genug. Auch dort findet sich wie in der vorausgenommenen Phantasie des Vaters in *„The Toys"* und wie noch in Spuren erkennbar in meiner Sterbensangst der Hinweis auf eine Bestrafung, ein Gericht im Jenseits. Die affektive Wirkung erklärt sich als die Folge einer plötzlichen Beruhigung oder Beschwichtigung einer alten, im Verborgenen lebenden Angst. Auch im „Liliom" erscheint die Erschütterung, die von der letzten Szene ausgeht, als seelische Reaktion auf eine solche geheime Befürchtung, die sich auf eine erwartete Bestrafung für sadistische und grausame Triebbefriedigungen bezieht. Die Beruhigung der letzten Worte sagt: Das gequälte Objekt wird auf die Rache verzichten, es wird verzeihen, es wird noch durch die Schmerzen, die man ihm zufügte, die Liebesregung fühlen.

In allen drei Phantasieprodukten, in dem Drama, im Gedicht und in meinen Gedankengängen werden Eltern und Kinder nebeneinander und einander gegenübergestellt. Das Gefühl der Rührung entspricht dem Durchbruch der Liebesregungen und des Schuldgefühles, die reaktiv verstärkt die unbewußten Haßtendenzen überwunden haben und sich jenseits aller Schmerzen, die zwei Generationen einander schicksalshaft bereiten müssen, siegreich behaupten.

Folge und Erfolg unserer Untersuchung drängen uns jetzt, zur Erörterung der seelischen Situation, in welcher jener Gedanke an „Liliom" auftauchte, zurückzukehren. Welches war der Vorgang? Die Patientin hat ihre Sorge um die künftige Entwicklung ihres Kindes

4*

geäußert, hat darüber geklagt, daß ihr Junge ihr di Züchtigungen einmal nachtragen werde, hat von ihren Zweifeln, wie er einmal über sie denken werde, erzählt. Ihre Klagen und Selbstanklagen haben in mir Erinnerungen und unbewußt gewordene Gedanken ähnlicher Art wiedererweckt. Diese Gedanken erwiesen sich in einer Art automatisch ablaufender und fragmentarischer Selbstanalyse als Äußerungen lange nachwirkender, mit verborgener Reue und Angst wegen feindseliger und ungerechter Behandlung meines eigenen Sohnes. Die strenge Determiniertheit des gedanklichen Ablaufes ist hier klargestellt, wenn man die Annahme akzeptiert, daß er eine bestimmte Strecke unterirdisch oder unbewußt abrollt.

Weniger klar ist jener Teil des seelischen Prozesses, der zum Erkennen des eigenen Erlebnisses in seiner psychologischen Bedeutung führte. Wenig erhellt erscheint ferner der Stollen, auf dessen verschlungenem Weg der Satz von den Schlägen, die nicht wehetun, zur psychischen Oberfläche gefördert wurde. Der Induktionsvorgang des Affektes begegnete hier ähnlichen eigenen Affekten, die sich als Reaktion auf bestimmte Trieberlebnisse eingestellt hatten. Sie waren nie bewältigt worden und führten eine unterirdische Existenz, die sich nur durch die Gefühlsverstärkung gewisser Eindrücke — wir erinnern an die Schlußszene des „Liliom" — verrieten. Die Aufnahme des anderen ins Ich, die wir als primäre Form des Verstehens erklärt haben, hat auch hier zum psychologischen Erfassen der unbewußten Vorgänge im anderen geführt. Meine Reaktion zeigt ja, daß ich die Natur der Ängste meiner Patientin unbewußt wohl verstanden habe, erraten habe, was sie unbewußt selbst weiß.

Der Weg, der hier zum Verstehen der unbewußten Vorgänge beim anderen eingeschlagen wurde, muß im ersten Augenblick überraschen. Es ist ein Umweg über

das Ich und seine latenten Erlebnisse. Gewöhnlich bleibt das eigene Erlebnis, das uns das fremde erraten hilft, im Dunkeln. Manchmal wird es später, scheinbar ohne jeden Zusammenhang mit dem von anderen berichteten, bewußtseinsfähig. Das bedeutsamste Stück unserer eigenen Erlebnisse ist der inneren Wahrnehmung verdeckt und wird erst sehr spät aufgefunden — wenn es überhaupt aufgefunden wird. Die Analyse von anderen bietet hier gelegentlich eine kaum je gewürdigte Gelegenheit zum tieferen psychologischen Verständnis des Ichs. Während man bewußt nur das psychologische Objekt sieht, sieht man unbewußt auch sich selbst als psychologisches Objekt in ihm. Wir haben früher das psychologische Verstehen des anderen gleichgesetzt mit einem Prozeß, dessen wesentlicher Teil die Ichverwandlung, das Zum-anderen-werden ist. Man hat das Objekt — man muß hier „gleichsam" sagen, obwohl es einmal mehr als nur ein Gleichnis war — aufgefressen. Man ist selbst nicht mehr da, nichts vom Ich ist da, und gerade aus einem solchen Abhandengekommensein des Ichs kann der Durchbruch zu einem tieferen Verstehen der eigenen Persönlichkeit gelingen. Gerade nach sorgsamer und aufmerksamer Beobachtung des psychologischen Objektes kommt nicht selten ein Augenblick, in dem man die Lösung der Rätsel nicht mehr im anderen sucht, sondern im Ich findet. So kann die an anderen durchgeführte Analyse in einem mittelbaren Sinn zu einer Erweiterung und Vertiefung der Ichkenntnis werden, welche die eigene Analyse in dieser Art nicht zu geben vermag.

Es muß mit Nachdruck gesagt werden, daß dieser Weg zum Verständnis der Tiefenvorgänge im Ich in seiner Bedeutung für die Psychologie noch nicht gewürdigt wurde, — soweit ich sehe, auch nicht in der analytischen Literatur. Während wir sonst von jenen verborgenen Vorgängen im Ich erfahren, indem wir selbst zum Objekt der Psychoanalyse werden, analysiert werden, gilt

hier alle bewußte Aufmerksamkeit dem Objekt; abe durch seine Annahme erfahren wir indirekt auch etwa darüber, was in uns selbst vorgeht. In unserem Falle ha ben wir deutlich erkennen können, wie das eigene latent Erleben das fremde beleuchtet hat, aber auch, wie durcl das fremde Erleben das eigene bewußt wurde. In de hier dargestellten Form ergab sich wie so oft an bestimm ter Stelle eine Berührung mit dem eigenen Unbewußten ein psychologischer Kontaktmoment, der für die Entstehung von Einsichten in das Unbewußte beider Personen entscheidend wurde.

Die Erinnerung an die Aufführung von „Liliom", besser gesagt, die unbewußte Gedächtnisspur davon, hat mir vermutlich schon früher geholfen, die seelischen Vorgänge in der Patientin zu verstehen. Sie war „wutkrank" wie Liliom, ihr unbewußtes Schuldgefühl sowie ihre tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst hat sie immer böser und wütender gerade gegen diejenigen gemacht, denen gegenüber sie sich hätte bewußt schuldig fühlen sollen. Als ich jene Worte aus der letzten Szene des „Liliom" zitierte, dachte ich bewußt nicht an die Handlung des Stückes und sicherlich noch weniger an seinen analytisch zu erfassenden unbewußten Kern. Dieser latente Sinn der Szene aber bildete gerade den Trost, den die Patientin von mir erwartete: Die Schläge, die der kleine Junge von der Mutter erhielt, haben ihm, der sie unbewußt wohl versteht, nicht so wehgetan und ihn nicht so geschädigt, wie sie fürchtet. Man beachte, daß in der manifesten Handlung des Dramas im Gegensatz zu unserer Deutung nicht ein kleiner Junge von der Mutter, sondern ein kleines Mädchen von ihrem Vater geschlagen wird. Das Aussprechen jener Worte zeigt, daß das Ziel früher erreicht als bewußt erkannt wurde, ja daß es früher erreicht, denn als Ziel verstanden wurde. Es war auch kein Einfall wie ein anderer, sondern eher die Äußerung, das Signal von etwas, das im Ich vorging, eines Vorganges im Ich, von dem diesem

noch nichts bekannt geworden war. Hier zeigte sich eine Erlebnisreihe an, über die ich noch nicht hinweggekommen war. (Über die ich nicht hinweggekommen war? Ich war noch gar nicht an sie herangekommen! Erst die Sorgen der Patientin hatten mich indirekt wieder zu diesen Fragen, Zweifeln und Ängsten zurückgeführt.)

Erst als ich jenen Satz von den Schlägen, die nicht wehetun, angeführt hatte, kam es mir zum Bewußtsein, daß er die Kranke trösten könnte, und noch später verstand ich, daß ich mich selbst damit zu trösten versuchte. Diese Beruhigung, deren Natur zuerst nicht erkannt wurde, war mir aber selbst, auch damals nicht als solche bewußt verstanden, von einem anderen gekommen, der dieselben Affekte, aus ähnlichen Quellen stammend, erlebt haben mußte und sie in der Gestaltung bewältigt hatte. (Das nur partielle Gelingen der Gestaltung weist übrigens darauf hin, daß sie nicht völlig bewältigt wurden.) Der psychologische Weg läßt sich schematisch so darstellen: Das Erleben der Patientin wird mit Hilfe des eigenen unbewußt gebliebenen oder unbewußt gewordenen Erlebnisses verstanden — dieses eigene Erleben wird auf dem Umweg über eine Dichtung, an welche mich der Affekt der Patientin unbewußt erinnerte, dem Bewußtwerden zugänglich — der Dichter (wäre er nur ein Dichter!) hat sein Erleben durch die Gestaltung seelisch zu bewältigen versucht. Wir wollen die Frage, die sich hier erhebt, welches Ausmaß und welche Art von psychischer Energie nötig sei, um ein unbewußtes Erlebnis zu bewältigen, nur streifen, indem wir darauf verweisen, daß die starke Wirkung der Schlußszene in der Aufführung des „Liliom" einem vergeblichen Bewältigungsversuch entspricht. Der neue Bewältigunsversuch, der durch die Klagen und Sorgen der Patientin inauguriert wurde und die alte Erlebnissphäre wieder in Erregung versetzte, wurde mit besserem Resultat unternommen. Dort war ein künstlerisch gestalte-

tes, hier ein lebendiges Menschenschicksal der äußere Anlaß des Wiederaktuellwerdens unbewußter Konflikte.

Die Überprüfung des hier aufgezeigten Weges ergibt, daß die Bezeichnung „wechselseitige Erhellung unbewußter Vorgänge" nicht unzutreffend ist. Indem ich den Charakter der seelischen Reaktionen meiner Analysandin psychologisch ergründen wollte, wurde mir ein Stück eigenen Erlebens klar und bewußt, und das psychologische Verständnis, das sich so zögernd und spät eingestellt hatte, half mir wieder, manches dumpf Erratene in meiner Patientin in Verstandenes zu verwandeln. Zieht man noch die Rolle in Betracht, welche die Wirkung der Endszene des „Liliom" spielte, so erkennt man die Art des Weges, auf dem die wechselseitige Erhellung unbewußter Vorgänge hier erreicht wurde. Ich schlage vor, für diesen psychologischen Vorgang einen Goetheschen Ausdruck zu verwenden und ihn als „wiederholte Spiegelung" zu bezeichnen. Der Dichter kommt einige Male auf diesen Ausdruck, den er der Sphäre der Entoptik entnommen hat, zu sprechen. In einem Aufsatz gibt er zu bedenken, daß wiederholte Spiegelungen „das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigen", und erinnert an die entoptischen Erscheinungen, „welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden". In einem Briefe über dunkle Stellen im „Faust" bemerkt er (an Iken, 23. September 1827): „Da sich gar manche unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und mitteilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und sich gleichsam ineinander abspiegelnde Gebilde den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren." Wir meinen, daß dasselbe Verfahren, das hier zu künstlerischen Zwecken angewendet wurde, *mutatis mutandis* auch gelegentlich in der psychologisch wissenschaftlichen Arbeit verwendet werden kann, um „den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren". Dies

wird sich besonders vorteilhaft erweisen, wenn „der Aufmerkende" ein aufmerksam Werdender, wenn er der Psychologe selbst ist. Auch die Psychologie muß die entoptischen Erscheinungen beachten wie die Physik.

Das Ich kann immer nur mittelbar erkannt werden, da es sich nur zum Objekt werden kann, wenn es eine bestimmte Distanz zu sich gewonnen hat. Es gibt gewiß viele Wege, die zu einem psychologischen Verstehen eines Stückes Ich führen. Man kann das Ich als Objekt betrachten, indem man sich mit einem äußeren psychologischen Beobachter identifiziert, gleichsam dessen Stelle übernimmt; man kann aber auch das fremde Objekt wie ein Stück Ich betrachten und auf diesem indirekten Wege zu einem partiellen Verstehen des eigenen Seelenlebens gelangen. Schließlich kann man zu besonderen Einsichten über sich kommen, wenn das Ich zum Beispiel durch ein Ereignis sich selbst zum Rätsel geworden ist, das nach Auflösung verlangt. Früher wenig beachtete seelische Erscheinungen wie der Traum, eine Symptomhandlung, ein merkwürdiges Verhalten in bestimmten Situationen, ein Zwangsgedanke können Anlaß dazu werden, daß das Ich sich selbst rätselhaft wird. Eine gleiche Wirkung geht manchmal von einer Handlung aus, deren wir uns nicht fähig gehalten hätten, die uns an uns selbst überrascht. Als dichterisches Beispiel sei auf die „Marquise von O.", wie sie Kleist schildert, verwiesen. Als die Marquise, von ihrem Vater verstoßen, sich entschließt, mit ihren Kindern wegzufahren, verändert sich ihr ihr eigenes Bild: „Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie hinabgestürzt hatte, empor". Wer mit analytischer Anschauung Menschenschicksale beobachtet hat, weiß, wie oft schmerzliche Lebenserfahrungen zu so eindringlicher Erkenntnis der Besonderheiten der eigenen Persönlichkeit führen, und wie oft Menschen „durch diese schöne An-

strengung mit sich selbst bekannt gemacht" werden. In solchen Situationen kann diese Bekanntschaft manchmal zu einer angenehmen Üterraschung werden.

Immer ist die tiefere psychologische Bedeutung dessen, was wir erleben, uns entzogen; immer ist uns der Zutritt zu den intimeren Regionen unseres Ichs verboten. Was andere sind und erleben, mag uns oft undeutlich und oft unverständlich erscheinen, einer Landkarte vergleichbar, auf der sich neben genau eingezeichneten Flächen noch weite unentdeckte Strecken finden. Das Ich aber ist der dunkle Kontinent. Alle Bemühung, den anderen zu verstehen, nimmt ihren Ursprung in der inneren Wahrnehmung, daß das Ich besser verstanden werden will. Jede psychologische Untersuchung könnte das Motto führen: *Tua res agitur.* In diesem Sinne ist Psychologie ein wissenschaftlicher Umweg, um zu einem tieferen Verständnis des Ichs zu gelangen.

Eine ängstliche Mutter

Beitrag zur Analyse des Ichs

Von Sandor Rado, New York

Aus „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", Bd. XIII, 1927.

Es war auf dem Strand eines kleinen und stillen Seebades. Eines Tages tauchte in der Nähe meines Liegeplatzes eine junge Mutter mit ihrem etwa fünfjährigen Knaben auf. Sie waren Fremde, ich habe auch später nicht ihre persönliche Bekanntschaft gemacht, blieb aber Wochen hindurch unfreiwilliger Augen- und Ohrenzeuge ihres Verhaltens. Der Kleine benahm sich nicht anders als die anderen Kinder, die den Strand bevölkerten. Er spielte im Sand, lief herum, holte aus dem Meer in kleinen Gefäßen Wasser zu seinen Burgbauten usw. Die Mutter ruhte auf einem Liegestuhl, las dann und wann ein Buch oder eine Zeitung, sonst verbrachte sie die Zeit mit Handarbeiten. Sie war dabei meistens in ihre Phantasien versunken und plauderte nur gelegentlich ein bißchen mit den anderen Frauen. Aber was immer sie auch tat, sie merkte alle paar Minuten ängstlich auf, suchte mit ihrem besorgten Blick den Knaben, und wenn sie ihn nicht sofort erhaschen konnte, begann sie verzweifelt nach ihm zu rufen: „Ma-a-a-ssimo, Ma-a-a-ssimo." Hatte sich der Knabe gerade einige Schritte weit von ihr entfernt oder hielt er sich gar am Rande des Wassers auf, — weiter ging er nie, denn er war offensichtlich wasserscheu, — dann sprang sie auf, rannte nach ihm, packte seinen Arm und schleppte ihn wieder zu sich zurück. Wenn der Knabe mit anderen Jungen in Streit geriet oder sich der Mutter zu widersetzen versuchte, so schalt sie ihn meist, gab ihm einen tüchtigen Klaps, um ihn, wenn er dann zu

weinen anfing, mit stürmischen Umarmungen und Küssen zu überschütten. So ging das den ganzen Tag, man hörte immer wieder mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerkes den Ruf ertönen: „Ma-a-a-ssimo, Ma-a-a-ssimo."

Der Psychoanalytiker kann in einer solchen Situation wirklich nicht umhin, sich über diese Mutter einige Gedanken zu machen. Die Unbefriedigtheit glaubt man ihr am Gesicht ablesen zu können, ihre Gefühlsinteressen sind offensichtlich auf den Knaben konzentriert. Die Auffassung ihrer Überzärtlichkeit kann keinem Zweifel unterliegen. Sie liebt und haßt den Jungen zugleich, hat aber ihre gehässigen Impulse durch extreme Steigerung ihrer zärtlichen Hingabe aus ihrem Bewußtsein verdrängt und so ihrem inneren Zwiespalt ein Ende gemacht. Ein Schulbeispiel für den Mechanismus der „Verdrängung durch Reaktionsbildung". Auch die dem Analytiker so geläufige Fortsetzung des Vorganges, die „Wiederkehr des Verdrängten" tritt bei ihr mit voller Deutlichkeit zutage. Die Frau quält ja das Kind trotz oder vielmehr gerade durch ihre Affenliebe; je hingebungsvoller sie in ihren Überwachungs- und Erziehungsmaßnahmen ist, umso ergiebiger — aber auch umso unbemerkter — kann sie dabei ihre versteckte Aggressionslust befriedigen.

Soweit wäre der psychologische Sachverhalt klar, aber man fühlt durch diese Einsicht sein Interesse an der kleinen Begebenheit nicht erschöpft und neigt dazu, sich weiter mit ihr zu beschäftigen. Es erscheint naheliegend, den neuerdings von Freud so eingehend gewürdigten Gesichtspunkt der „Gefahr" heranzuziehen. Dann wird es augenfällig, daß die Mutter sich so benimmt, als wäre ihr Kind beim Spielen auf dem Strand von irgendwelchen unbekannten Gefahren bedroht und müßte es vor dem Unheil durch äußerste Vorsicht behütet werden. Ihre ganze Haltung zum Kinde zeigt, wie tief sie von dieser Überzeugung durchdrungen sein muß. Der objektive Beobachter urteilt dann, daß die Besorgnis der

Mutter „maßlos übertrieben“ ist, denn von Gefahren, wie sie sie befürchtet, kann in Wirklichkeit nicht die Rede sein. Diese Feststellung braucht auch der Analytiker nicht anzutasten, aber er kann ihr eine wichtige Korrektur hinzufügen. Wenn die Befürchtungen der Mutter real nicht begründet sind, dann haben sie eben eine andere, eine rein psychische Herkunft. So verstanden hat sie mit ihren Befürchtungen recht. Das Kind ist wirklich gefährdet, nur liegen die Drohungen nicht, wie die Mutter meint, draußen, sondern in ihrem eigenen Innern. Sie reagiert mit ihrer Ängstlichkeit auf ihre eigene unbewußte Feindseligkeit gegen ihr Kind. Sie müßte eigentlich das Kind gegen sich selbst in Schutz nehmen, ihre Vorkehrungen gegen ihre eigene Person wenden. Aber sie weiß nichts von dieser Feindseligkeit, ihr Ich hat sich der aggressiven Impulse mittels Verdrängung erwehrt und setzt den Kampf gegen die Übermacht der durch Verdrängung beeinträchtigten Triebregung mit anderen Mitteln fort. Sie verlegt die bösen Geister, die sie verspürt, aus ihrem Innern in die Außenwelt, wittert überall Drohungen und Gefahren und bekämpft sie mit Maßnahmen, deren aggressive Wucht nach außen, vor allem gerade gegen das zu beschützende Kind gerichtet ist.

Der Gesichtspunkt der „Gefahr“ erweist sich also als fruchtbar, denn er enthüllt im Seelenleben der Mutter einen Projektionsakt und gibt dadurch Anregung und Stoff zu weiterer Überlegung. Die Projektion hat an der Wiederkehr des Verdrängten Anteil, steht also im Dienste der „Ersatzbildung“. Man möchte wissen, was die weiteren Faktoren dieses komplizierten Vorganges sind. Das wäre leicht zu sagen, wenn es sich um eine Person handeln würde, die sich in analytischer Behandlung befindet, dem Analytiker Rede steht und ihm über ihr Seelenleben erschöpfende Mitteilungen macht. Aber im vorliegenden Falle steht nur das spärliche Material zur Verfügung, das der Beobachter *par distance,* ohne Wis-

sen und Zutun der beobachteten Person erheben konnte. Trotzdem braucht man vor einem Rekonstruktionsversuch nicht zurückzuschrecken; als Ausgangspunkt soll ein Eindruck der Beobachtung dienen. Die Frau verriet durch ihr ganzes Gehaben einen starken mütterlichen Ehrgeiz. Das Gebot der mütterlichen Pflichterfüllung schien geradezu mit einer jedes andere Interesse aufzehrenden Macht über ihr Ich zu herrschen. Die sich so aufdringlich gebärdende Gewissensforderung: „Du sollst deinem Kind eine treue und aufopferungsvolle Mutter sein" läßt sich nun, ungeachtet der tieferen genetischen Voraussetzungen einer solchen Bildung, mit den aggressiven Triebimpulsen der Mutter in Verbindung bringen.

Man kann annehmen, daß die Abwehr des Ichs sich nur zum Teil als Verdrängung der Aggressionslust ausgewirkt hat. Ein anderes Stück der aggressiven Triebkomponente mag das Schicksal der „Wendung gegen die eigene Person" erfahren haben. Die nach innen gewendete Aggression steigert die Strenge des Gewissens gegen das eigene Ich und unterhält die Moralforderung, deren beschützende (altruistische) Tendenz eben jenem Objekt (dem Kind) zugekehrt ist, gegen das die ursprüngliche Aggression gerichtet war. Bei dieser Abkunft der mütterlichen „Tugend" ist es begreiflich, wenn die in der Verdrängung unverändert erhaltene Aggression so leicht den Anschluß an den aus ihr hervorgegangenen Gewissensanspruch findet und sich mit seiner Hilfe durchsetzt.

Es gelingt also tatsächlich, mit der von Freud geschaffenen Theorie ein ganzes Stück weit in das seelische Getriebe eines gleichsam nur von außen studierten Objektes einzudringen. Jetzt sieht man sich aber vor eine neue Frage gestellt. Es ist klar geworden, daß für den Durchbruch der verdrängten Feindseligkeit die Projektion eine rationalistische Motivierung schafft. Die Projektion verwandelt eine von der verdrängten Trieb-

regung im Ich erzeugte Wahrnehmung aus einer inneren in eine äußere, sie ist also eine Art Fehlwahrnehmung und deren sekundäre Bearbeitung. Wie kommt es, daß das Ich das realitätswidrige Ergebnis dieses pathologischen Denkprozesses nicht korrigiert? Warum merkt es die Mutter nicht, daß auf dem Strand Hunderte von Kindern friedlich herumspielen, daß die anderen Mütter nicht die Spur von Besorgtheit zeigen, und daß nur sie allein nicht zur Ruhe kommen kann? Ja, würde es jemand versuchen, sich über diesen einfachen Sachverhalt mit ihr auseinanderzusetzen, so müßte er sich wahrscheinlich von ihrer Unbelehrbarkeit überzeugen. Sie würde es vorziehen, zu glauben, daß unter den vielen hundert leichtsinnigen sie die einzige wirklich gewissenhafte Mutter auf dem ganzen Strande ist.

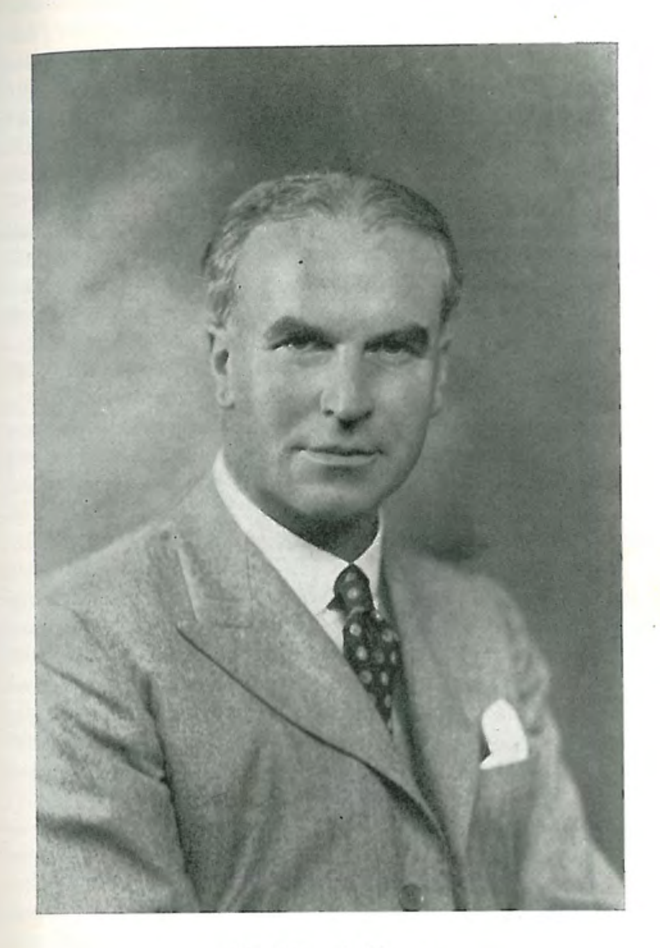
Es liegt hier offenbar eine Beeinträchtigung wichtiger Ichfunktionen — der Realitätsprüfung und der kritischen Urteilsfunktion — vor, ohne daß aus den bisher gewürdigten Triebumsetzungen auf die Entstehung dieser Störung ein Licht fallen würde. Als notwendige Begleiterscheinung des Projektionsvorganges darf man sie gewiß nicht auffassen. Projektionstendenzen treten gelegentlich auch im normalen Seelenleben auf, doch bleibt dabei die kritische Funktion des Ichs vollkommen intakt und besorgt rasch die Verwerfung des falschen Denkresultates. Man muß also nach einer besonderen Veranlassung der Störung suchen, und dann fällt es auch nicht schwer, sie zu finden. Hat jede Idealerfüllung eine Erhöhung des Selbstgefühls zur Folge, so muß die Erfüllung einer zwanghaft gesteigerten Gewissensforderung (des mütterlichen Ehrgeizes) dem Ich einen besonders hohen narzißtischen Genuß bieten. Der Befriedigungswert der Idealerfüllung beruht ja auf einer Erneuerung des infantilen Selbstgefühls und wird vom Ich offenbar umso stärker empfunden werden, je schmerzlicher in der Bildungs- und Entfaltungsphase des Über-Ichs die Reduktion der ursprünglichen Ichgröße vor sich ging.

Wer den selbstgefälligen Gesichtsausdruck gesehen hat, mit dem diese Frau nach getanem Erziehungswerk jedesmal ihren Platz wieder einnahm, braucht für die Richtigkeit dieser theoretischen Folgerung keine weiteren Beweise. Einem in narzißtischer Befriedigung verweilenden Ich wird man aber ohne weiteres zutrauen, daß es seine kritische Realitätsfunktion erlahmen läßt. Das Ich benimmt sich ja genau so, wenn ihm die narzißtische Befriedigung durch Liebesbeteuerung, Lob, Schmeicheleien und dergleichen von außen zugeführt wird.

Die aus der Idealerfüllung gezogene narzißtische Befriedigung ist es also, die das kritische Urteil des Ichs narkotisiert und die Befriedigung der verpönten Aggression gewährleistet. Man kann diesen ökonomischen Mechanismus als narzißtische Sicherung bezeichnen.

Es ist leicht einzusehen, daß das Moment der „narzißtischen Sicherung" auch in allen anderen analogen Fällen, wo eine verdrängte Triebregung unter Mitwirkung des Über-Ichs zur Befriedigung gelangt, eine ökonomisch wichtige Rolle spielt. Insbesondere in den von Freud so eingehend gewürdigten späten Symptomen der Zwangsneurose findet dieser Mechanismus vielfach einen prägnanten Ausdruck: Das Ich schwelgt in seiner Übermoral und befriedigt unter ihrem Deckmantel die verwerflichsten Strebungen. Es ist hier jedoch nicht der Ort, diesem Mechanismus auf den verschiedenen Erscheinungsgebieten des Seelenlebens nachzuspüren. Aus der Fülle des sich aufdrängenden Materials sei nur noch auf das kulturhistorische Beispiel der Kreuzfahrer hingewiesen. Diese Helden der Idealerfüllung waren sicherlich durch ein extremes Selbstgefühl daran gehindert, in die wahre Natur der Taten Einsicht zu nehmen, die sie im Zeichen der Religion der Liebe vollführt haben.

*



Dr. Edward Glover

Als Vorzug dieser theoretischen Auffassung ist hervorzuheben, daß es ihr gelingt, eine unter Beteiligung des Über-Ichs zustande kommende Ersatzbildung allein aus dem Zusammenwirken von Vorgängen verständlich zu machen, die sich im oder am Ich abspielen. Sie rückt — der im „Ich und Es" niedergelegten Konzeption Freuds folgend — vollends das Ich in den Mittelpunkt der metapsychologischen Darstellung, indem sie die Triebkräfte, welche vom Es und vom Über-Ich her auf das Ich einwirken, mit ihrem im Ich erzielten Effekt in die Betrachtung einsetzt. Es dürfte sich lohnen, die vorgebrachten Überlegungen unter diesem Gesichtspunkt noch einmal zusammenzufassen:

Das Ich begreift die Strenge der Gewissensforderung, fühlt sich beengt und verspürt die Sehnsucht, sein Selbstgefühl auf die beglückende Höhe der Kindheit zu bringen. Andererseits unterhält es einen hohen Verdrängungsaufwand gegen die verpönte Aggression. Dies ist die Anfangssituation, hier setzt der Prozeß der Ersatzbildung ein. Das Ich steigert durch fortgesetzte Idealerfüllung sein Selbstgefühl. Angesichts der Situation des Ichs (narzißtische Bedürftigkeit, große Gewissensspannung) hat diese Befriedigung einen Seltenheitswert; das Ich will an ihr krampfhaft festhalten und wird durch diese Bemühung von seinen anderen Strebungen, dem Dienste der Realforderung, abgelenkt. Die Lockerung seiner Triebkontrolle muß bei erhaltener Aktivität der verdrängten Aggression den Durchbruch dieser Regung herbeiführen. Auch dies vollzieht sich unter aktiver Mitwirkung des Ichs. Das ganz im Banne seines Gewissens (d. h. seiner narzißtischen Bedürftigkeit) stehende Ich erwehrt sich der bedrohlichen Wahrnehmung der Aggression durch zwei Maßnahmen. Ihre gemäßigtere Strömung (Feindseligkeit) wird gleichsam unter dem Aspekt der Gewissensforderung betrachtet, als Mittel zur Idealerfüllung aufgefaßt und so in ihrem Charakter gründlich verkannt. Ihr befremdlichstes Stück (Todes-

wunsch) wird vom Ich — noch immer unter dem Druck des Gewissens — als in der Außenwelt befindlich „erkannt“ (Projektion). Aus dem gefälschten Realitätsbild wird dann eine rationalistische Motivierung abgeleitet, welche die Betätigung „erzieherischer“ Aggressionen erleichtert. Dies alles, weil das von zwei Seiten her bedrängte Ich, durch Befriedigungslust verführt, seine Realitätsfunktionen (Zensur, Realitätsprüfung, kritische Urteilsfunktion) inkorrekt ausführt. Das Resultat ist eine Kompromißleistung, in der das Ich — ganz auf Kosten der Realitätseinsicht — sich von der Gewissensspannung und dem Aggressionsdrang unter Lustentbindung befreit. Ein einziger Vorgang — der jedoch nicht zur Ersatzbildung, sondern zu ihren entfernteren genetischen Voraussetzungen gehört — wird von dieser Konstruktion nicht erfaßt: die Rückwendung der von der Realität abgehaltenen Aggression gegen das Ich, ihre Unterbringung im Gewissenstrieb. Es müßte der Ich-Analyse gelingen, selbst für diese, sich in den Tiefen des Seelenapparates abspielende Triebumsetzung einen vom Ich ausgehenden Anstoß aufzuzeigen.

In einer Richtung ergibt diese Betrachtungsweise schon jetzt ein klares Resultat: Man erkennt, wie energisch das Selbstgefühl seine Ansprüche in den Entscheidungen zur Geltung bringt, die das Ich bei seiner triebbewältigenden Tätigkeit vornimmt, und wie weitgehend es in die Einzelverrichtungen des Ichs eingreift. Was aber ist das Selbstgefühl? Einerseits Ausdruck des narzißtischen Befriedigungsniveaus, also ein ökonomischer Index; andererseits dynamische Resultante aus den im Ich wirkenden narzißtischen Triebkräften, oder genauer: ihr Bedürfnissignal. Diese Eigenschaften machen seine enorme Bedeutung für das Verhalten des Ichs verständlich. Nimmt man hinzu, daß nach psychoanalytischer Auffassung den ganzen Bau des Ichs narzißtische Libido zusammenhält, dann ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß die „syn-

thetische Funktion" im Ich auf das Selbstgefühl spezifisch abgestimmt ist und ihre Aufgabe — die Herstellung eines kohärenten Ichs — nach den Weisungen des Selbstgefühls verrichtet. Die real gerichtete Denktätigkeit und die kritische Urteilsfunktion nehmen an der Synthese im Ich gewiß einen vornehmen Anteil; aber die Erstarkung der intellektuellen Funktionen fällt in eine späte Entwicklungsphase des Ichs, sie bleiben vom Selbstgefühl zeitlebens abhängig und bereit, sich im Konfliktfalle vor seiner Übermacht zu beugen. Auf dieser Voraussetzung beruhen insbesondere die Synthesen des neurotischen Ichs bei der Symptomgestaltung. Vielleicht werden sich die individuellen Züge in der noch zu erforschenden Arbeitsweise der „synthetischen Funktion" einmal noch als Kern dessen herausstellen, was man psychoanalytisch als den „Charakter" des Ichs bezeichnen kann.

Es stimmt gut zu dieser Auffassung, daß bei extremen Graden des Selbstgefühls die „synthetische Funktion" ein Ich zusammenbraut, das seinen drei „Abhängigkeiten" nicht mehr gerecht werden kann, und — wie Freud gezeigt hat — sich von der einen oder der anderen lossagt. Auf den Höhen eines übersteigerten Selbstgefühls gibt das Ich die Realität auf (Psychose), oder es schmilzt mit dem Über-Ich zusammen (Manie). Anders, wenn das Selbstgefühl auf einen Tiefpunkt herabstürzt — im klinischen Bild der Melancholie. In diesem Leiden — das man nur als einen großen Verzweiflungsschrei nach Liebe bezeichnen kann — wird das Bedürfnis nach Selbstgefühl selbst übermächtig: Das Ich ist bereit, der vegetativen Selbstfürsorge zu entsagen (sich selbst aufzugeben), unterwirft sich den grausamsten Peinigungen bis zur Selbstvernichtung, um auf diesem Wege die beglückende Situation des Geliebtwerdens und mit ihr jenes Maß von Selbstgefühl wiederzuerlangen, an das nun einmal die normale Existenz eines mensch-

lichen Individuums geknüpft ist. Der Hergang aber hat wenig Rätselhaftes in sich. Einst war das Ich in analoger Situation — von der Mutter verlassen und durch ohnmächtige Wut erschöpft — den Qualen des Hungers unterworfen, aber dann folgte mit nie versagender Sicherheit das Wiedererscheinen der Mutter und die oral-narzißtische Glückseligkeit im Trinken an ihrer Brust. In dieser urzeitlichen Erlebnisreihe, die später in den folgenschweren Sinnzusammenhang von *Schuld—Sühne—Verzeihung* eingeordnet wird, wurzelt die imaginäre Sehnsucht des Melancholikers und mit ihr der Mechanismus seiner Erkrankung.

Das Prinzip des dreifachen Appells (appeal)

Ein psychoanalytischer Beitrag zur Sozialwissenschaft

Von Harold D. Lasswell, Chicago

Dieser Aufsatz des Professors für Sozialwissenschaften in Chicago ist in „The American Journal of Sociologie", Bd. XXXVII, No. 4, im Jänner 1932 erschienen und gelangt hier mit Zustimmung des Autors und des Verlages mit einigen Kürzungen in deutscher Übertragung (von Walter E c k) zum Abdruck.

I.

Die Psychoanalyse teilt die menschliche Persönlichkeit in drei Schichten oder Instanzen, die die biologischen Bedürfnisse, die sozial erworbenen Hemmungen und die Realitätsprüfung umfassen. Das neugeborene Kind ist als biologischer Organismus durch sein Nahrungsbedürfnis, durch seine exkretorischen Funktionen und durch verwandte Bedürfnisse charakterisiert, sowie durch seine Fähigkeit, sexuelle Triebansprüche zu entwickeln, wenn die entsprechenden Drüsen gereift sind. Wegen der Einschränkungen, die dem Individuum durch die Vertreter eben der sozialen Ordnung, in der es geboren wird, auferlegt werden, können nur sehr wenige seiner primitiven biologischen Triebansprüche unmittelbar erfüllt werden. Wenn diese Einschränkungen nicht mehr als Hindernis der Außenwelt gelten, sondern auf Grund von Veränderungen des Verhaltens eingehalten werden, die man sich angeeignet hat, hat das Individuum eine neue und bedeutende Stufe der Persönlichkeitsstruktur erreicht, die mit dem *terminus technicus* „Über-Ich" bezeichnet wird. Die Wahrnehmung der Beziehungen in der Außenwelt und die Beeinflussung der

Triebregungen im Lichte der Realität ist die spezielle Funktion der dritten Instanz der Persönlichkeit, des „Ich". In den Fachausdrücken der Psychoanalyse werden die ursprünglichen biologischen Ansprüche das „Es" genannt, gehen die Einschränkungen vom „Über-Ich" aus und fällt die Realitätsprüfung dem „Ich" zu. Über diese strenge Bedeutung hinaus spricht man von der menschlichen Persönlichkeit als einer in die Bereiche von Trieb, Gewissen und Vernunft teilbaren, obgleich dieser Sprachgebrauch Ungenauigkeiten mit sich bringt; Gewissen und Vernunft sind nicht streng von den Trieben, die das Individuum erfüllen, zu trennen, sondern gleichsam Verknotungsstellen, die bei dem Prozeß der Anpassung dieser Triebe aneinander und an die Umgebung entstehen.

Da sich soziale und politische Prozesse zwischen Menschen abspielen, kann es keinen größeren Beitrag zum Verständnis der Persönlichkeit geben, der nicht auch bestimmte unmittelbare Beziehungen zur Analyse kollektiver Prozesse hätte. Im Laufe der letzten dreißig oder vierzig Jahre hat die Psychologie neue und mächtige Anregungen vom Studium der groben Deformationen der Persönlichkeit erhalten, die wir als geistige Erkrankungen bezeichnen. Bedeutsame Erfolge wurden dort erzielt, wo diese Forschungen mit voller Beachtung der Beziehung zwischen Prozessen, die in der Sprache der Physiologie beschrieben werden können, und solchen, deren Beschreibung in psychologischen oder soziologischen Termini zu erfolgen hat, durchgeführt worden sind. Untersuchungen, die in der Klinik an einzelnen Mißbildungen der Persönlichkeit eingesetzt haben, verfeinern und erweitern ihre Methoden und Theorien, bis sich eine bündige Aussage über die Persönlichkeitsentwicklung in ihren normalen und pathologischen Aspekten als Resultat ergibt. In diesen Studien ist Freud die epochale Gestalt, und bei der Suche nach einem vielversprechenden Ausgangspunkt für Erwägungen über

die Beziehungen von Politik und menschlicher Gesellschaft haben wir uns an die **Psychoanalyse** und an ihre Einsicht in die dreiteilige Struktur der menschlichen Persönlichkeit zu wenden.

Wenn die Persönlichkeit „teilbar" ist in Reaktionsmodelle, die Trieb, Gewissen und Vernunft zuzuordnen sind, folgt daraus, daß die Bedeutung jedes sozialen Objektes für jede einzelne Person nach ihrem Appellcharakter *(appeal)* für eines oder mehrere dieser Systeme interpretiert werden muß. Personen, Institutionen, Gelegenheiten, Methoden und Praktiken, wissenschaftliche Lehren, Mythos und Legende mögen geprüft werden, um ihre Beziehung zu Trieb, Gewissen und Vernunft zu unterscheiden. Aber wir dürfen noch weiter gehen: Wenn Politik die Wissenschaft und die Kunst des Verhaltens zu andern ist, muß sie ihre Mittel auf die drei Schichten der Persönlichkeitsstruktur hinrichten. Das Prinzip der dreiteiligen Struktur der Persönlichkeit enthält in sich ein Prinzip dreifacher Wirkung und dreifacher Ansprechbarkeit als eine Methode praktischen Verhaltens.

Wir können unsere Untersuchungen über die Anwendbarkeit des Prinzips der Dreiteilung beginnen, indem wir die Beziehungen zwischen einer Person und jener Gruppe von Personen prüfen, die in einer konstanten Beziehung zu ihr stehen. Im Hinblick auf die Bedeutung für die Theorie und Praxis der administrativen Organisation möchte ich zuerst einige Auszüge aus einer eingehenden Untersuchung über die Persönlichkeit eines erfolgreichen Geschäftsführers mitteilen, der mehrere Untergebene zu der Führung seiner täglichen Arbeit heranzog. Es war möglich, eine sorgfältige Untersuchung der bewußten und unbewußten Motive anzustellen, die ihn zur Wahl seiner Mitarbeiter und zum Festhalten an ihnen veranlaßten. In einigen Fällen handelte es sich um ein deutlich hervortretendes Übergewicht, eine Appellwirkung auf nur eines der psychischen Systeme

seiner Persönlichkeit. Wir nehmen als repräsentative Fälle den Buchhalter, die Privatsekretärin und den Platzvertreter.

Der Fall des Buchhalters war in der Tat einfach. Es handelte sich um einen Mann in mittleren Jahren, der schweigsam, in seiner Arbeit gewissenhaft war, und dessen Sachkundigkeit und Verläßlichkeit schon erprobt waren, bevor Herr Z seinen gegenwärtigen Wirkungskreis übernommen hatte. Niemand zweifelte an seiner Tüchtigkeit und an seiner Ehrenhaftigkeit; und obgleich er als Persönlichkeit farblos und im sozialen Kontakt eher ermüdend war, war seine Stellung über jede Kritik erhaben. Es handelte sich anscheinend um eine vom Ich ausgehende Wahl, da seine Brauchbarkeit für den besonderen in Frage stehenden Zweck unbestritten war.

Die Bedeutung der Privatsekretärin war nicht so einfach verständlich. Wenn man diese ausgemergelte alte Jungfer aus New England zuerst sah und ihre scharfe querulierende Stimme hörte, wunderte man sich, wie sie sich in ihrer Stellung halten konnte. Und wenn man die Einzelheiten ihres Tagewerks kannte, wunderte man sich noch mehr. Miß X war einer jener Menschen, die so überskrupulös arbeiten, daß sie mit ihrer Arbeit chronisch im Rückstand bleiben. Sie war beim kleinsten Fehler oder bei der kleinsten Abweichung vom Bürogebrauch über alle Maßen verzweifelt. Pünktlich um acht Uhr dreißig saß sie vor ihrem Schreibtisch und wischte — meist nur imaginäre — Staubflecken vom Sessel, von der Tischplatte und vom Lampenschirm. Ihr Schreibmaterial, ihre Bleistifte und Radiergummi waren unweigerlich in Ordnung. Bürohilfskräfte kamen und gingen und ließen in der Regel einen Kometenschweif von Klagen über die Unmöglichkeit, mit Miß X zusammenzuarbeiten hinter sich. Der Geschäftsführer selbst wurde nicht selten in freundschaftlicher Weise wegen seiner Büronurse geneckt, ging aber über jede Kritik mit einem Achselzucken hinweg. In Wahrheit konnte er sich trotz

ihrer zugegebenen Untüchtigkeit nicht vorstellen, wie er ohne sie hätte auskommen sollen. Während der Besprechungen gab er freimütig zu, daß er ebensowenig wie irgendein anderer verstehe, warum er so beharrlich an Miß X festhalte. Er tat es eben.

Immer dann, wenn ein auffallender Mangel von Beziehung zwischen einer Handlung und den Gründen besteht, die für sie vorgebracht werden, liegt für uns die Annahme nahe, daß an dieser Handlung unbewußte Impulse beteiligt sind. Das traf auch in diesem Falle zu. Im Laufe seiner langen Selbstdurchforschung auf Grund freier Assoziation [1]) ergab es sich, daß Miß X ihren Einfluß auf die Untersuchungsperson Herrn Z dem Umstande verdankte, daß sie jene Regeln der Pünktlichkeit und Genauigkeit, die er so lästig fand, karikierte. Herr Z war eine jener stürmischen, erfindungsreichen und ein Stück weit unregelmäßigen Persönlichkeiten, die bis zu einem gewissen Grad durch die in der Jugend empfangenen Grundsätze und ihren Anspruch auf sorgfältige Anpassung an vorsichtige Regeln zurückgehalten werden. Er verletzte dabei beständig dieses innere und ganz unbewußte Vermächtnis seiner Jugend, und das verstrickte ihn häufig in Unbehagen. Er hielt an Miß X fest, da ihre Persönlichkeit immer wieder nachdrücklich an sein Gewissen appellierte, und seine sonderbare Schüchternheit in ihrer Gegenwart war die Strafe für seine eigene Nachlässigkeit. Wie alle primitiven Gewissensreaktionen war auch diese extrem und einem werktätigen Leben nur plump angepaßt. Sicherlich hätte man viele angenehmere Sekretärinnen finden können, um ein Muster von Fleiß und Genauigkeit ohne Übertreibungen zu haben. Es war die Wirkung auf das Irrationale, in diesem Falle auf das Gewissen, die Miß X ihren Platz in Z's Umgebung sicherte.

---

[1]) Zur Diskussion dieser Methode siehe H. D. Lasswell: „Psychopathology and Politics." Chicago 1930.

Ein anderes Mitglied seines Angestelltenstabes machte es Herrn Z offenbar noch schwerer, ihn nicht zu entlassen, als Miß X; denn die Sekretärin wirkte im großen und ganzen vor allem peinlich, aber der junge Mann, der als Platzvertreter wirkte, bot oft schwierige Probleme. Alle waren einig in der Meinung, daß er über sehr einnehmende Umgangsformen verfügte und daß er mögliche Kunden durch seine große Freigiebigkeit, durch seine niemals versagende gute Laune und großen persönlichen Charme an sich band. Aber gerade diese Vorzüge verwendete er auch auf gefährliche Angelegenheiten, die seinen eigenen Ruf und den seiner Vorgesetzten ernstlich gefährdeten. Er war dauernd in heimliche Liebesaffären mit den Frauen seiner Geschäftsfreunde verwickelt, die nicht immer mit jener Diskretion behandelt wurden, die beim Fehlen wirklicher Zurückhaltung die bessere Hälfte der Vorsicht bedeutet. Die Beharrlichkeit, mit der Z den jungen Mann stützte, war für die einflußreichen Mitglieder seiner Geschäftsorganisation eine Quelle dauernden Staunens und dauernder Verlegenheit. Sein Verhalten schien umso bemerkenswerter, als sein Privatleben als vorbildlich bekannt war und man wußte, daß er, ungeachtet einer gewissen frivolen Freiheit in seinen Reden, gegen Leute, die sexuelle Angelegenheiten mit ihren beruflichen Verpflichtungen verknüpften, streng vorgegangen war. Z selbst fühlte sich nie behaglich, wenn diese Angelegenheit zur Sprache kam, und versicherte gewöhnlich mürrisch, daß er glaube, der junge Mann sei aus dem rechten Holz geschnitzt; es wäre ein Fehler, ihn zu scharf anzufassen, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sich „die Hörner abzustoßen". Jeder verständige Mensch stimmte darin mit ihm überein, daß der junge Mann vielversprechend sei, indessen herrschte die fast einstimmige Ansicht, er habe zu so wiederholten Malen und so schamlos die Geduld seiner Vorgesetzten belastet, daß er für die Zukunft allen Anspruch auf besondere Berücksichtigung verwirkt habe.

In der Vertraulichkeit der analytischen Situation sagte Z, daß er selbst außerstande sei, seine eigene Stellungnahme zu verstehen, vornehmlich, da er hohe Achtung vor dem Urteil derer habe, die die Exzesse des Platzvertreters scharf verurteilten. Nur allmählich wurde der geheime Hintergrund von Z's Verhalten hinreichend aufgeklärt, um die unbewußten Motive zu enthüllen, die seine ganz ungewöhnliche Rücksicht auf den jungen Mann verständlich machten. Z hatte in seiner Jugend viele Jahre durchgemacht, in denen er von Minderwertigkeitsgefühlen, besonders auf dem Gebiete der Sexualität, gequält wurde. Ein Unfall in seiner frühen Kindheit hatte ihn physisch geschädigt, und seine krankhaften Träumereien über seine Person waren nicht ganz ohne Begründung. Ein Gespiele seiner Knabenjahre spielte bei Mädchen eine Rolle, um die Z ihn insgeheim beneidet hatte. Dieser Freund war früh von einer Infektion dahingerafft worden, und Z fühlte in der Erinnerung immer eine sorgenvolle und schutzbereite Anhänglichkeit an ihn. Ganz ohne sich dessen bewußt zu sein, hatte Z auf seinen jungen Platzvertreter seine Bewunderung und seine Anhänglichkeit an den Jugendfreund übertragen, deren Tiefe am besten durch seine außerordentliche Langmut gekennzeichnet wird. Für Z bedeutete diese Identifizierung eine indirekte Erfüllung seiner eigenen tief verdrängten Triebwünsche.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß die hier berichtete Geschichte im Prinzip außergewöhnlich sei. Die Einzelheiten des Bildes wechseln, wie der individuelle Hintergrund sich verändert, aber der entscheidende Punkt läßt sich ausreichend klarstellen: Wir wählen die Personen unserer Umgebung nach ihrer Bedeutung für die wichtigsten bewußten und unbewußten Komponenten unserer Persönlichkeit. Es mag sein, daß in unserer offiziellen Funktion als Geschäftsführer, Direktor, Abteilungsvorstand, Bürochef, Generalsekretär, Werkführer, Herausgeber oder Verleger usw. wir vor allem durch

rationale Erwägungen über die Leistungsfähigkeit des einzelnen in der Wahl unseres Personals bestimmt werden, und daß nur die uns persönlich Nahestehenden so gewählt werden, daß sie unserer Trieb- und Gewissenseinteilung entsprechen. Aber gerade die Beschäftigung mit Personen, die wirklich im Geschäftsleben stehen, hat gezeigt, daß diese Unterordnung unter Erwägungen reiner Zweckmäßigkeit nie ganz erreicht wird. Private Motive der erwähnten Art wirken bei der Wahl des Personals nicht nur in der Regel mit, sondern haben nicht selten das Übergewicht.

Da uns diese höchst schematische Darstellung auf einen Seitenpfad geführt hat, empfiehlt es sich, einen Augenblick einzuhalten und zu betonen, daß jede Beziehung zwischen Personen die Wirkung auf jede Seite der Persönlichkeit schon mitenthält, und daß die sorgfältige Analyse in jedem Einzelfalle außerordentlich verwickelt ist. Jede dauernde persönliche Beziehung enthält eine Fülle von Bedeutungsinhalten, die von jeder der hauptsächlichen Stufen der Persönlichkeit abstammen, obgleich häufig einer dieser Stufen die entscheidende Rolle zufällt.

Da die Auswahl des Personals Einflüssen unterworfen ist, die die einfachen Erwägungen über die Brauchbarkeit modifizieren, kann man die Geschichte von Institutionen unter dem Gesichtspunkt untersuchen, daß man die relative Bedeutung dieser modifizierenden Faktoren abschätzt. Finden wir nicht etwa, daß, obgleich ein bestimmtes Unternehmen zu seinem Erfolg große Rücksichtslosigkeit verlangte, die moralischen Skrupel und das Gewissen der ursprünglichen Gründer zur Wahl von Männern geführt haben, die unfähig waren, jene Akte des Rechtsbruches und der Brutalität zu begehen, die allein den Erfolg verbürgen konnten? Finden wir nicht andererseits, daß die brutale Aggressionslust einer ursprünglichen Clique, die sich auf mangelhafte Gewissensbildung und großen Sadismus zurückführen läßt,

eine Gruppe von Menschen zusammengebracht hat, die ein Unternehmen dadurch zugrunde richteten, daß sie überflüssigerweise Ressentiments der Gesellschaft provozierten? Und finden wir weiter nicht, daß eine Organisation durch inneren Zwist gehemmt war, der aus der Wahl von Männern entstand, die Extreme an übertriebener Gewissenhaftigkeit und übertriebener Bedenkenlosigkeit waren, je nachdem ob die asozialen oder die Gewissenskräfte in der Persönlichkeit des Gründers das zeitweilige Übergewicht gewonnen hatten? Finden wir nicht, daß eine Organisation in den Händen von Männern zurückbleibt, die unfähig sind, eine Initiative zu ergreifen und ihr Verhalten dem Wechsel der Umstände anzupassen — in den Händen von Männern, die dem ursprünglichen Führer eben wegen dieser ihrer Unfähigkeit entsprachen; denn sie kümmerten sich nur um die Einzelheiten der Ausführung, ohne auf die Festlegung der Richtlinien, die der Narzißmus des Führers sich vorbehalten wollte, Einfluß zu suchen.

Wenn es wirklich notwendig sein sollte, die Bedeutung dieser Überlegungen ins Licht zu rücken, so sei an die Bedeutung der persönlichen Faktoren erinnert, welche angeblich die Bildung von Woodrow Wilsons Kabinett bestimmt oder Lincoln befähigt haben sollen, seine eigene Vorliebe bei der Wahl hervorragender Mitarbeiter hintanzustellen, um diese dem Dienste der Regierung zu verbinden. Oder auf dem Gebiete des Geschäftslebens sei daran erinnert, daß ein Faktor für den Niedergang eines großen Transportunternehmens die Taktik gewesen ist, gesellschaftlich liebenswürdige und flotte junge Leute anzustellen, die fröhliche Zechgenossen der führenden Männer waren.

Die Untersuchung der persönlichen Faktoren, die auf den Lauf der Entwicklung von Institutionen Einfluß gewinnen, ist für die wissenschaftliche Kulturforschung von allgemeinster Bedeutung und auch nicht ohne Bedeutung für die Aufgabe derer, die in gesellschaft-

lichen Fragen jene Rolle zu spielen haben, die dem Ingenieur für die technischen Einrichtungen zufällt *(social engineering).* Ein Konsulent für Personalpolitik, der dazu verhilft, daß eine gewisse Selbsterkenntnis auf diesen Gebieten Platz greift, kann Organisationen gegen jene destruktiven Tendenzen einigermaßen schützen, die innerhalb dieser Organisationen durch die Urteilstrübung auf Grund scheinbar unbedeutender, unbewußter Motive aufkamen. Ein neues und bedeutendes Kapitel über die Behandlung des Personals in Regierung, Industrie und kirchlichen Instanzen wird geschrieben werden können, wenn jene Faktoren, die eine fruchtbare Zusammenarbeit des Personals fördern, sorgfältig studiert sein werden.

Bis jetzt wurde bei dieser Erörterung des „Appeals", der von Menschen auf Menschen ausgeübt wird, ausschließlich von Personen gesprochen, welche Mitarbeiter oder Untergebene wählen. Unser Gesichtspunkt ist aber im gleichen Sinne anwendbar für die Untersuchung des Benehmens derer, die zu den „Vorgesetzten", „Führern" und „Vorbildern" in Beziehung treten. Da die große Masse der Menschen doch nicht in der Lage ist, viele entscheidende Tatsachen über jene Männer zu kennen, denen sie vertraut — die allen Absichten und Zwecken so fern sein mögen wie Gott —, muß sie ihre Anhänglichkeit auf einen Akt des Vertrauens gründen, um dem kaum erträglichen Zustand eines lange aufgeschobenen Urteils oder bitteren Skeptizismus zu entgehen. Wenige Charaktereigenschaften der Menschen sind so auffallend wie ihre Fähigkeiten zu starken gefühlsmäßigen Zuneigungen und Abneigungen zu einer Handvoll Männern des öffentlichen Lebens. Da man doch schwer behaupten kann, daß diese Einstellung sich auf ausführliche und unmittelbare Beobachtung und sorgfältig gesicherte Kenntnis gründet, muß sie vor allem auf der Fähigkeit der Wenigen beruhen, auf die irrationellen Komponenten der Vielen zu wirken *(appeal value).*

Der Mensch ist auf die Abhängigkeit von anderen durch die Umstände vorbereitet, unter denen seine erste Beziehung zu seiner sozialen Umgebung entsteht. Jeder Säugling macht eine Zeit durch, in der sich die Person, die die mütterliche Rolle erfüllt, ohne besondere Entschädigung um seine unmittelbaren Bedürfnisse bemüht und dadurch die Erfahrungsgrundlage für des Säuglings ursprüngliche Einstellung zur Mutter liefert. Diese ursprüngliche Beziehung zur Mutter wird von bestimmten Individuen in der Umgebung losgelöst, wenn bei der Pflege des Säuglings und des Kindes Versagungen gesetzt werden, aber das ursprüngliche Gefühl läßt einen Rückstand in Form einer tiefen Sehnsucht nach der Wiederherstellung vollkommener Abhängigkeit zurück. Dieses ursprüngliche Gefühl wird auf verschiedene Weise durch später gebildete Gefühlsbeziehungen neu belebt, ist aber immer gegenwärtig und kann an irgendein Ersatzobjekt geknüpft werden, an Gott etwa oder an irgendein menschliches Symbol von universeller, schutzversprechender Allmacht. So ist der Mensch vorbereitet, jenen zu trauen, die er nicht vernünftig beurteilen kann, und seine offenbar unerschöpfliche Sehnsucht nach Abhängigkeit, nach Unterwerfung, nach Anbetung, nach Bewunderung, nach Treue, ist so allgemein bekannt, daß viele Theoretiker geneigt sind, ihr eine biologische Basis zuzuerkennen.

Nicht viel weniger auffallend als die Bereitschaft des Menschen, Gefühle zu übertragen, ist der Umschwung seiner Gefühle gegen viele, die er einst geliebt hat. Auch hier sind wir wieder gezwungen, die Hilfe derer anzurufen, die die frühe Entwicklung der Persönlichkeit untersucht haben und dazu gelangt sind, die Bedeutung reaktiver Verhaltensweisen hervorzuheben, die sehr früh in der individuellen Entwicklung entstehen. Sie stellen fest, daß das Aufgeben der direkten Befriedigung primitiver Triebansprüche nur unter erheblichem Unbehagen für den Organismus ertragen wird. Eine der

ursprünglichen Reaktionen gegen ein Hindernis in der Außenwelt ist eine destruktive, gegen dieses Hindernis gerichtete Handlung. Wenn die gesellschaftliche Umgebung die Entwicklung des Individuums überdauert oder dieses an Einsicht übertrifft, und wenn sich die Persönlichkeit die von der Gesellschaft auferlegte Hemmung zu eigen macht, werden bei diesem Prozeß viele destruktive Impulse unterdrückt. Unterdrückte destruktive Triebregungen gehen nicht unter, sondern zeigen sich vielmehr in der Form indirekter Angriffe auf Ersatzobjekte. Regungen des Hasses, die im Schoße der Familie entstehen, werden zum Teil unterdrückt und zum Teil entladen sie sich gegen der Öffentlichkeit genehme Zielscheiben.

Diese Haßregungen kommen zuweilen in einem aufsehenerregenden Umschwung der öffentlichen Meinung zum Durchbruch. 1918 war Wilson ein Heiland; 1920 stand sein völliges Versagen fest. Diese Proteste gegen die allgemein anerkannte gesellschaftliche Ordnung werden auch in dem Gefühlsnebel manifest, mit dem hervorragende Rebellen und Kriminelle umgeben werden. Die Taten hervorragender Seeräuber, Schmuggler, Banditen, Rebellen und kaiserlicher Maitressen bilden eine liebevoll gehegte Tradition.

Die andere Komponente der unbewußten Struktur der Persönlichkeit gibt den Boden ab, auf dem Heilige und Märtyrer geschaffen werden. Sie sind die Helden des Gewissens, sie stehen für die Tugenden der Entsagung, der Selbstaufopferung, der Freigebigkeit und des Friedens. Man darf an Jesus Christus erinnern, aber auch an Gandhi, Jane Addams und die lange Reihe der Heiligen und Märtyrer.

Bis zu einem gewissen Grade gibt es auch Heroen der Leistung, Männer, deren Nützlichkeit für allgemein anerkannte Ziele objektiver, als es sonst zu geschehen pflegt, festgestellt worden ist. Ich meine hier diejenigen, die eine Leistung vollbracht haben, deren Wert einem

geschulten Publikum durch eine umfassende sachliche Darstellung unmittelbar gezeigt werden kann. Viele Philosophen, Wissenschaftler und Ingenieure fallen unter diese Kategorie. Aber es soll gesagt werden, daß, soweit ein breiteres Publikum in Frage kommt, ihr Ruhm auf jene Teile der Persönlichkeit gegründet worden ist, welche gerne an Wunderkraft und Allwissenheit glauben. Wir dürfen sicherlich nicht annehmen, daß die Bewunderung für Einstein in der heutigen Öffentlichkeit auf unterrichteter Schätzung von seiten der breiten Massen beruht, wie groß auch die Kenntnis der Wenigen sein mag, auf die er vor allem gewirkt hat.

II.

Die dreiteilige Analyse, die auf Beziehungen von Person zu Person angewendet worden ist, kann nicht weniger bündig auf das Studium jener Formen unseres gesellschaftlichen Lebens angewendet werden, die so fest verwurzelt sind, daß sie es verdienen, „Institutionen" genannt zu werden. Auch Institutionen, die als soziale Objekte aufgefaßt werden können, appellieren an die menschliche Persönlichkeit und sichern damit ihren Fortbestand; ihre Wirkung mag im besonderen auf Triebleben, Gewissen oder Vernunft gerichtet sein. Spranger hat die institutionellen Leistungen der Menschen in ökonomische, politische, religiöse, soziale, ästhetische und wissenschaftliche eingeteilt. Jede einzelne ist auf unzählige Weisen von Kultur zu Kultur, von Epoche zu Epoche, verschieden bestimmt. Wir können der sechsfachen Gliederung Sprangers eine siebente Kategorie, die wir die technologische nennen, hinzufügen; ihre Rechtfertigung ist ausführlich von Fritz Giese nachgewiesen worden.

Die ökonomische, politische, wissenschaftliche und technologische Richtung wenden sich an die mensch-

liche Vernunft, indem sie fortgesetzte Veränderung der Ziele im Hinblick auf die Grenzen verlangen, die durch die Realität gesetzt sind. Verstehen wir unter Politik *(politics)* vor allem die Kunst kluger Lenkung der Dinge, so ist sie vor allem die Sphäre schneller Berechnung. Ansprüche, welche auf den ersten Blick ohne Gewaltanwendung unvereinbar scheinen, können durch bestimmte Verfahren in Übereinstimmung gebracht werden, wenn man berücksichtigt, daß die Ziele symbolisch sind. Wenn die Willkür der Gewalt im Spiele ist, ist dieselbe schnelle Berechnung verfügbarer Mittel zu genau festgelegten Zielen am Werk. Das Gebiet des Ökonomischen ist das der Zuordnung von Menschen und Material zur Produktion greifbarer Objekte und Leistungen. Wissenschaft schult den Ideenschwung des Menschen, indem sie seine Aufmerksamkeit auf das Wesen der sich darbietenden Wirklichkeit lenkt. Technologie beschäftigt sich mit der Ausarbeitung der Mittel und Methoden, gelegentlich in Beziehung zu den allgemeinen Marktgesetzen der Wirtschaft.

Zu der hemmenden Seite der menschlichen Persönlichkeit sprechen vor allem religiöse Institutionen, die das Aufgeben direkter Triebbefriedigung der Jungen auf den Befehl der Eltern sanktionieren. Diese Verbote werden mächtig unterstützt durch eine Wirkung symbolischer Art auf die primitive Sehnsucht nach universellem Schutz und kosmischer Partizipation. Soweit das Gesetz die Durchsetzung von Grundsätzen beinhaltet, über die es in der Gemeinschaft praktisch keine Meinungsverschiedenheiten gibt, kann es zu den religiösen Institutionen gezählt werden. Jene Gesetze hingegen, die ein Gebot aussprechen, das auf armseligen Majoritäten oder Macht und Einflüssen von Gruppen beruht, stehen nicht in derselben Kategorie, sondern fallen in das Reich des umstrittenen und veränderlichen Kräftespiels der Politik.

Die Welt der Ästhetik wirkt auf die Urquellen der

Persönlichkeit; sie gestattet direkte Lust im Schmieren des Flüssigen und im Formen des Festen, in ungeordneter Träumerei und in der Entdeckung von Formen, welche indirekt die asozialen und antisozialen Begierden der Persönlichkeit befriedigen. Die künstlerische Einbildungskraft kennt keine Verpflichtung gegenüber der Außenwelt, die ihre Wahl von Proportion, Zeichnung und Farbe bestimmte. Grenzen, die etwa durch Unzulänglichkeit des Materials oder der handwerklichen Technik gezogen werden, sind lediglich Hindernisse und nicht, wie etwa auf dem Gebiet der Wissenschaft, sachlich bestimmende Bedingungen. Die Tatsache, daß Kunst dazu benützt werden kann, die Welt des Über-Ichs zu verherrlichen, entspricht der Notwendigkeit, die imperative Macht des Gewissens durch verführerische Mittel zu unterstützen.

Kunst, vom Standpunkt einer festgelegten Ordnung her gesehen, zeigt stets viel Eigenwilligkeit, d. h. viele Zugeständnisse an die ursprüngliche Natur des Menschen. In vieler Hinsicht dieselbe Tendenz nach Freizügigkeit, nach einem Durchbrechen der Konvention oder einem Vernachlässigen feierlicher Verpflichtungen zeigt sich im Reich sozialer Beziehungen. Institutionen sind für immer vernichtet worden in der eigenwilligen Hitze von Leidenschaften, die über sie hinausstürmen. Menschliche Beziehungen überbrücken die Kluft zwischen legitim und illegitim, hoch und niedrig geboren, arm und reich, schwarz und weiß. Die Konvention, die im Über-Ich eingebettet ist und von außen gestützt wird durch das korrekte Benehmen in formellen gesellschaftlichen Situationen wie vom Ritual und den Symbolen der Institutionen, weicht dem leidenschaftlichen Druck privater inniger Bande. „Freundschaft“ hat man oft den Feind des „Gesetzes“ genannt, da Freundschaft zu Ausnahmen von der Regel zu Gunsten dessen verleitet, den man versteht, bewundert und liebt.

Darnach würden wir sagen: Die Wirkung auf die

Zweckmäßigkeit ist in den ökonomischen, politischen, wissenschaftlichen und technologischen Institutionen vorherrschend; die Wirkung auf das Gewissen in denen der Religion und des fundamentalen Rechtes; die Wirkung auf die natürlichen Triebe in der Kunst und in der Beziehung von Mensch zu Mensch. Unnötig zu betonen: Das Politische umfaßt Appelle an den Haß, die Allmachtsgefühle, die Leidenschaften und den Drang zur Unterordnung; das Wirtschaftliche wirkt zugleich auf die Triebe zur gewaltsamen Aneignung, zum Festhalten, und, gegebenenfalls, zum Ausstoßen; die theoretische Sphäre bietet viel Gelegenheit zu losgelöstem Phantasieren, zur Freiheit von vielen gewöhnlichen Forderungen der Gesellschaft und zur Befriedigung tiefer sadistischer Wünsche gegen die Realität, der sie doch angeblich zu dienen bemüht ist. So gehören die institutionellen Gebilde nur in roher Annäherung zu den Instanzen, denen wir sie zuordnen.

Eine außerordentliche Verschiedenheit der Bedeutung ist vor allem für jene vielfältigen Gebilde charakteristisch, die wir Regierung nennen. Ich hatte schon Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß Gesetze, welche auf Einstimmigkeit beruhen, wesensmäßig religiöse Institutionen sind, und daß andere Gesetze politische sind. Beide aber sind freilich Gesetze der Regierung. Die politische Wissenschaft, wie sie heute betrieben wird, ruht in den Händen von Spezialisten, die vor allem an Fragen der Staatswissenschaft und erst in zweiter Ordnung am Politischen interessiert sind. G. E. G. Catlin hat den Fehdehandschuh im Namen jener hingeworfen, die Soziologen der Politik *(political scientists)* zu sein wünschen und sich um staatliche Probleme nur soweit bemühen wollen, als sie politisch sind. Alle, die eine wesensmäßige Einheitlichkeit ihres Fachgebietes anstreben, die die Grundlagen einer abstrakten Behandlung bietet, werden für Catlins Gesichtspunkt Sympathie haben. Freilich, die äußerliche Einheitlichkeit des Staatsrechtlichen

wird ohne Zweifel auch in Hinkunft überragenden Einfluß auf das Denken der *„political scientists“* ausüben.

Die Mehrdimensionalität der Probleme des Staatlichen reicht in der Tat sehr weit. Viele der Bewegungen, die von Staatstheoretikern untersucht werden, sind nicht vor allem politisch oder gar technologisch oder sozial im Sinne von Spranger; viele dieser Bewegungen sind religiös. Der Imperialismus, gleichviel ob man ihn als die Ausdehnungstendenz eines Reiches oder als Ansatz einer Weltrevolution auffaßt, ist eine Form von Religion. Seine Ansprüche sind universell und im kategorischen Sinne absolut. Ein Nationalismus, der versöhnlich und verständigungsbereit wird, hört auf, eine Religion zu sein, und wird zu einer eher schwachen, gefühlsmäßigen Vereinigung von wesentlich sozialem und politischem Charakter.

III.

Bisher wurde das Dreiteilungsprinzip auf die Beziehungen von Person zu Person und auf Beziehungen von Personen zu Institutionen angewendet. Der nächste Schritt ist die Erörterung von Beziehungen zwischen P e r s o n und S i t u a t i o n. Jede Kultur enthält viele besondere Situationen, die streng zu besonderen Institutionen in Beziehung gesetzt sind, und die wir mit ebenso gutem Grunde im vorigen Abschnitt hätten erörtern können. Aber sie können auch mit Nutzen gesondert betrachtet werden, da im Rahmen dieser Institutionen notwendigerweise gelegentlich Situationen vorkommen, die sich an ganz andere Instanzen der Persönlichkeit wenden, als es die sind, die von diesen Institutionen hauptsächlich angesprochen werden. Wir haben uns früher mit dem allgemeinsten Aspekt der Beziehung zwischen Institution als Ganzem und der Persönlichkeit befaßt. Wir sind jetzt in der Lage, diese Analyse etwas zu vertiefen.

Ungeachtet aller begleitenden Schwierigkeiten, die durch unbeträchtliche Gründe bewirkt sind, sind Wahlen — im besonderen Volksbefragungen — Episoden im Rahmen des Regierungssystems, in dem rationale Erwägungen im Vordergrunde stehen. Die Situation wird in klar umschriebenen Alternativen dargestellt, die Vorliebe für eine von ihnen kommt in einem friedlichen Vorgang zum Ausdruck. Dies steht in offenkundigem Gegensatz zu der stärkeren Wirkung vaterländischer Feiertage, wenn die Gräber gefallener Soldaten geschmückt oder patriotische Grundsätze feierlich wiederholt werden. Solche Anlässe wirken auf das Gewissen, indem sie das Gefühl der Einheit mit der Gemeinschaft und die Verehrung für allgemein anerkannte Werte festigen. Ferner gibt es Feiern und Karnevale aller Art, bei welchen die herkömmlichen Beschränkungen des Besitzes für den Augenblick hinweggeschwemmt werden, und bei denen sich die primären Triebe, der üblichen Hüllen entkleidet, aussprechen können. Die Krise eines Krieges hat im Wesen religiösen Charakter, da sie unter größter Erregung die Erfüllung der Pflichten des guten Bürgers verlangt. Es gibt keine Zeit zum Überlegen, es gibt nur Zeit für Bestürzung und schnelles Handeln.

Akte der Volksjustiz stehen unter der Herrschaft des Gewissens, aber sie zeigen den besonderen Charakter primitiver Strafmaßnahmen darin, daß sie zugleich die direkte Befriedigung tiefer destruktiver Tendenzen gewähren. Ein Mob, der sich bildet, wenn die moralische Ordnung angeblich durch ein brutales Sexualattentat verletzt worden ist oder durch die Anhäufung von Lebensmitteln in Zeiten der Hungersnot oder dadurch, daß man dem Feind Hilfe und Beistand gewährt hat, übt Formen der Volksgerechtigkeit. Sehr oft entfalten sich dabei halbformale Arten der Handlung, die dem Vorgang einen gewissen Anschein der Verantwortlichkeit leihen. Ein „Gerichtshof" wird eingesetzt, um die

Anklage zu hören, und das „Urteil" mag mit größter Feierlichkeit gesprochen werden.

Die enge Verbindung zwischen der Befriedigung der primitiven Natur des Menschen und dem Druck der Forderungen autoritärer Gewalten zeigt sich in der nahen Beziehung, die es in der Geschichte zwischen kultlichen Zeremonien und sexuellen Orgien gegeben hat. Es ist bekannt, daß unter Sektierern religiöse Leidenschaft oft eng mit der Duldung des Orgiastischen verbunden ist. Wenn Wellen von patriotischem Enthusiasmus die Massen erfassen, werden den Soldaten Dispensen auch von anderen Geboten als von dem einen „Du sollst nicht töten" zugestanden und bewilligt.

Die dreigliedrige Analyse der von den Institutionen geordneten Situationen mag auch auf die Methoden und die Praxis der Institutionen selbst erstreckt werden. Viele der verwickelten Verfahrensordnungen öffentlicher Behörden laufen deutlich darauf hinaus, die Wirksamkeit der Ich-Funktionen sicherzustellen. Gerichtsverfahren zeigen ein höchst verwickeltes Gewebe von Formalitäten dieser Art, aber der reinste Fall von Herrschaft des Ichs bietet sich uns in der Laboratoriumsarbeit des Physikers dar. Die Geschäftsordnung der Legislative, die Einschränkung unverantwortlichen Ermessens in der Verwaltung, die Höflichkeitsformen der Diskussion gelten alle der Erhaltung der Funktionen des Ichs bei geringster Störung durch alles, was auf Vorurteile oder Leidenschaften wirken kann.

Die Insignien des Staates werden zu Wahrzeichen der Pflicht. In jedem feierlichen Akt nehmen die nationalen Embleme den Ehrenplatz ein. Die Übung, die Sitzungen gesetzgebender Körperschaften durch Gebete einzuleiten, ist ein Erbe der Tage, da Theokratien in verschiedenen Teilen unseres Landes das Zepter führten. Die feierliche Erklärung oder der Eid, der von dem neueingeführten Beamten oder dem Zeugen vor Gericht geleistet wird, die Erinnerung an Pflicht und Gewissen, die all-

gemein in der Ansprache an die Jury vorkommt, und die Verkündigung sittlicher Prinzipien und die Ermahnungen, die man so häufig vom Richterstuhle hört, sollen alle die Stellung des Über-Ichs bei den betreffenden Personen stärken.

Das ganze Drama von Streit und Strafen ist eng verknüpft mit dem äußersten Gewissensdruck. Eine beträchtliche Zahl jener, die unter die Hand des Rechtes fallen, wurden durch das unbewußte Strafbedürfnis ihres eigenen Gewissens verleitet, jene plumpen Fehler zu begehen, die zu ihrer Entdeckung geführt haben. Sie sehnen sich selbst nach Strafe, um das innere Unbehagen ihres Lebens zu erleichtern. Viele von ihnen sind, wenn sie erst die Schuld ihrem Gewissen gegenüber getilgt haben, von neuem frei, um ihre antisozialen Impulse in destruktiven Handlungen gegen die Gesellschaft zu richten.

Der Anblick jeder Verletzung der feststehenden Ordnung regt die unterdrückten Impulse des Zuschauers an, seinen eigenen antisozialen Tendenzen nachzugeben. Dies bewirkt eine Krise des Gewissens innerhalb der Persönlichkeit derer, die solche Akte des Rechtsbruchs sehen oder von ihnen hören, und das Individuum ist gedrängt, sich von seinem eigenen Unbehagen dadurch zu erleichtern, daß es seine Aggressionen gegen jene Personen der Umgebung wendet, welche das innere Gleichgewicht seines eigenen Lebens bedrohen. Zu strafen und den, der eine kriminelle Tat vollbracht hat, bestraft zu haben, bedeutet eine Ersatzhandlung zur Sühnung des eigenen Schuldbewußtseins.

Innerhalb einer verhältnismäßig begrenzten Sphäre trägt die Analyse des Schuldgefühls zum Verständnis der Bedeutung von Rechtsstrafen bei. Wenn das Recht nicht auf allgemeiner Übereinstimmung in Fragen der Ethik beruht, bedeutet seine erfolglose Verletzung wenig mehr als eine erfolglose Geschäftsunternehmung. Der Verbrecher hat oft im voraus berechnet, daß seine

Chancen, verhaftet oder eingekerkert zu werden, so und so groß seien, und schreibt den Faktor „schlechter Ruf“ auf das Konto seines „Geschäftsrisikos“.

Die Gesellschaft ist so organisiert, daß sie viele Gelegenheiten zur direkten Befriedigung außerordentlich primitiver Impulse der Persönlichkeit bietet. Die oralen Befriedigungen gehören zu den elementarsten, und der Überblick über unsere Kultur zeigt, daß orale Lust im Beißen, im Rauchen, im Schlucken, im Kauen von Gummi und Tabak, im Sprechen, Singen, Jauchzen und Spucken genossen werden kann. Anale Lust ist nur innerhalb enger Grenzen erlaubt; Anfassen und Berühren ist als Händeschütteln, in der erlaubten Umarmung guter Freunde und im Küssen gestattet. Alle diese primitiven Befriedigungen sind in der Mannigfaltigkeit des Sexualaktes mitenthalten.

Viele Gelegenheiten für Brutalität bietet uns die Gesellschaft besonders auf dem Gebiete der Konflikte oder der Politik. Töten und verletzen darf der Soldat und der Polizist, legitim töten der Richter, der Staatsanwalt und das lüsterne, blutdürstige Publikum. Der Kodex des Betragens im sozialen Verkehr darf in der Hitze des Wahlkampfes und der Parlamentsreden überschritten werden. Feindselige Tendenzen mögen in Aufmärschen gegen die Autorität gerichtet und in der Korruption von Beamten befriedigt werden. Das allgemeine Vorkommen der Bestechlichkeit in der menschlichen Gesellschaft ist darauf zurückzuführen, daß wir sie als ein Nebenprodukt der Erfahrung kennenlernen, die ein schwaches Kind in einer Welt starker Erwachsener sammelt. Nachsicht kann man von Pflegepersonen, von Erzieherinnen und Eltern erlangen, wenn man bereit ist, sich zu „bessern“, insbesondere wenn man imstande ist, ihnen etwas zu bieten, das sie wünschen. Die Bestechung ist eine der meist verbreiteten Techniken, durch die der Schwache und Verschüchterte mit dem Starken oder mit dem Unterdrücker auskommen kann. Sie hat

die besondere Verlockung, daß das autoritative Objekt in ein und demselben Akt geschädigt wird, durch den man greifbarer Vorteile teilhaftig wird, und ist dadurch besonders geeignet, die Autorität verächtlich zu machen und die antisozialen Impulse der Persönlichkeit zu befriedigen. Ein besonderes Vergnügen haben manche von denen, die Bestechung üben, eben daran, solche zu bestechen, die die Würde und das Ansehen der bestehenden Ordnung vertreten.

Es wäre möglich, vom Prinzip der Dreigliederung aus eine eingehende Analyse der Bedeutung sozialer Doktrinen, der Mythen und Legenden vorzunehmen. Einige Sprichwörter wenden sich an das Ich: „Zweifel ist der Anfang der Weisheit"; einige an das Gewissen: „Du sollst Vater und Mutter ehren!" Einige wenden sich an das Es: „Man ist nur einmal jung." Berichte von heroischen und verbrecherischen Taten, Voraussagen heroischer und verbrecherischer Vorfälle, Theorien über Bestand oder Veränderung der sozialen Ordnung, all das verbindet sich, um verschiedene Komponenten der Persönlichkeit aufzurütteln, das Ich anzuregen, das Über-Ich zu stärken und das Es freizumachen.

IV.

Bisher war unsere Analyse im wesentlichen klassifikatorisch und statisch, da wir die vorherrschende Appellwirkung von Personen, Institutionen, Situationen, Verfahren und Methoden, Doktrinen, Mythen und Legenden behandelt haben[2]). Das Prinzip der Dreigliederung

---

[2]) Kulturelle Vorbilder, welche sich vor allem an das Über-Ich der meisten Personen in einer Gemeinschaft wenden, sind die *„mores"* der geläufigen soziologischen Theorien. Jene, welche sich hauptsächlich an das Ich wenden, darf man die *„counter-mores"* nennen. Jene, welche sich hauptsächlich an das Ich wenden, darf man die „Zweckmäßigkeiten" nennen.

ist besonders vielversprechend, wenn man es auf die Probleme sozialer Dynamik anwendet, da es nicht nur die Konzeption eines Gleichgewichtes umfaßt, sondern zugleich die besonderen Dynamismen des Prozesses aufzeigt, durch die das sich verändernde Gleichgewicht immer von neuem bestimmt wird.

Es liegt nicht im Rahmen der vorliegenden Arbeit, diese Gedanken weiter zu entwickeln. Das wesentlichste Prinzip sei in äußerster Kürze folgendermaßen formuliert: Zu lange dauernde Nachgiebigkeit des Ichs und des Über-Ichs rüft Veränderungen zu Gunsten des Es hervor. Zu lange dauernde Gefügigkeit des Ichs und des Es ruft Veränderungen zu Gunsten des Über-Ichs hervor.

Die Stärke und Tragfähigkeit des Ichs

Von Ives Hendrick, Boston

Im Jahre 1934 ist im Verlag Alfred A. Knopf in New York ein Buch von Dr. Ives Hendrick „Facts and Theories of Psychoanalysis" erschienen. In vier Teilen: „The Theories of Psychoanalysis", „Therapy by Psychoanalysis", „The Present Status of Psychoanalysis" ist darin ein Überblick über psychoanalytische Theorie und Praxis in lehrbuchartiger Form gegeben. Wir veröffentlichen im folgenden mit Genehmigung des Verlages Alfred A. Knopf, New York, einen Abschnitt aus dem Kapitel „Indications for Psychoanalytic Treatment and Prognosis".

Die „Tragfähigkeit des Ichs" oder, wie man auch sagen mag, die potentielle „Stärke des Charakters" ist ein unbestimmter Ausdruck, um einige Faktoren zu beschreiben, die nur schwer zu definieren sind, denen aber die äußerste Wichtigkeit für die Prognose eignet. Wir wollen als „Stärke des Ichs" eine gewisse Fähigkeit bezeichnen, den Kampf mit Schwierigkeiten aufzunehmen, eine Art von Mut, die Fähigkeit, wieder an den Ausgangspunkt zurückzukehren und neu zu beginnen, nachdem die Neurose zu einer Reihe von Niederlagen geführt hat. Oder, um etwas schärfer zu sprechen: Es ist die Fähigkeit, einen hohen Grad seelischer Spannungen zu ertragen, sich um vernünftige Ziele zu bemühen, trotz innerer Schwierigkeiten, die einen in Versuchung führen, zu sagen: „Ich bin nun einmal so geschaffen; mögen die andern sehen, wie sie damit fertig werden" als Entschuldigung dafür, daß man sich dem Kampf entzieht. Während der Analyse tritt diese Rückzugslinie besonders deutlich in Erscheinung während der schwierigeren Perioden, wenn der Neurotiker vorübergehend ein gewisses Anwachsen schmerzlicher Spannungen erfahren muß im Dienste der Erreichung der letzten Ziele der Analyse. Zu Zeiten wird

die frühere Neurose als ein wünschenswerterer Zustand erscheinen, als eine weniger schmerzliche Lösung der Konflikte als die direkte Anstrengung, die unbewußten Quellen zu entdecken und unwirksam zu machen. Nicht neurotische Menschen werden diese Lage am besten begreifen, wenn sie sich vorstellen, daß die ernsthaftesten Anstrengungen, die durch die äußeren Schwierigkeiten ihres eigenen Lebenskampfes ihnen auferlegt waren, bei Menschen mit neurotischen Problemen verdoppelt und vergröbert werden durch die inneren Anstrengungen unter emotionalem Druck. Mit anderen Worten: Die Fähigkeit eines Menschen, die Neurose zu bekämpfen, ist ein entscheidender Punkt für die psychoanalytische Therapie; sie ist individuell ebensosehr verschieden wie der Grad der Neurose selbst.

Das Ausmaß der Tragfähigkeit des Ichs tritt nicht immer unmittelbar in Erscheinung. Einer der Gründe hiefür ist, daß sie schon vor der analytischen Behandlung verwendet worden sein mag für die Struktur, in der die Neurose sich präsentiert. Das ist offenbar der Fall bei jenen Manifestationen, die wir mit dem *terminus technicus* als „Reaktionsbildungen" gegen infantile Komplexe bezeichnen.

So ist in einigen neurotischen Charakteren der übertriebene Drang, Situationen zu beherrschen, seine Individualität emphatisch zu bekräftigen, auf ungewöhnlichen Wegen und in ungewöhnlichen Umständen, der offenbarste Beweis eines Konfliktes und die dauerhafteste Ursache des Scheiterns. Die Analyse enthüllt oft, daß dieser Typus egozentrischer Anmaßung das Ergebnis des ständigen Bedürfnisses zur Verleugnung passiver Wünsche, zur Verleugnung eines übermächtigen infantilen Bedürfnisses ist, zu empfangen und gestützt zu werden. Nach einer erfolgreichen Analyse werden normalerweise passive Wünsche akzeptierbar und können dann befriedigt werden in der Beziehung zu bestimmten Menschen und in bestimmten Sublimierungen, wie zum Beispiel

in der „Hingabe“ an Musik. Die frühere Kapazität dieser Selbstbekräftigung wird dann nicht länger ausgeschöpft durch das neurotische Bedürfnis, seine passiven Impulse zu verleugnen, sondern wird nutzbar für die zweckmäßige und lustspendende Aggression des reifen Menschen. In anderen Fällen mag die potentielle Energie des Ichs weitgehend absorbiert sein durch den Kampf um die Erhaltung besonderer Vorrechte und Haltungen. Die Selbstbehauptung, obgleich ein Aktivum an sich, ist dann auf rein kindliche Art verwendet. In noch anderen Fällen sind die aggressiven Komponenten der Persönlichkeit nicht zu Reaktionsbildungen verwendet, sondern sind mehr oder weniger vollständig gehemmt und unbewußt. Das ist oft so in Fällen von Impotenz oder bei manchen Männern, die mehr oder weniger vollständig alle Autorität in der Familie aufgegeben haben und dann unter den unbewußten Racheimpulsen ihrer Frauen leiden, deren eigene weibliche Phantasien vom „großen starken Mann“ unerfüllt geblieben sind.

So geschieht es sehr oft, daß Menschen — wie jene Dame, die die Analyse aufgegeben hat und dann den Analytiker in einer „Fehlleistung“ telephonisch angerufen hat —, Menschen, die sich gegen das Unternehmen der Analyse besonders sträuben, die stärkste potentielle Kraft des Ichs besitzen und darum die beste Prognose gestatten. Solche Leute werden deutlich fühlen, daß das Leben außerordentlich schwer ist ob seiner persönlichen Probleme, aber sie werden es immer wieder zurückweisen, eine Analyse in Erwägung zu ziehen, wegen ihres bewundernswerten, aber doch so vergeblichen Widerstrebens gegen äußere Hilfe für Probleme, die sie ganz ohne Unterstützung zu lösen wünschen. Unter Umständen weisen die Gründe für die Ablehnung der Behandlung auf die Kapazität eines starken Charakters hin und sie sind nur dann zu bedauern, wenn das Individuum nicht dazu kommt, die Tatsache anzuerkennen, daß der beständige Kampf gegen innere Schwierigkeiten viel öfter

zum Scheitern verurteilt ist als viele von den schwersten Kämpfen mit äußeren Hindernissen. Ein ehrlicher Skeptizismus gegenüber der Analyse ist gewöhnlich ein gutes prognostisches Zeichen, wenn er nicht soweit geht, eine ernsthafte Anstrengung zur Benutzung dessen, was die Methode zu bieten hat, überhaupt zu verhindern. Andererseits läßt eine naive, überschwängliche Überzeugung zu Beginn der Behandlung, daß der Analytiker bestimmt den Weg zu einem ungetrübten Dasein weisen werde, daß die Analyse ein Zaubermittel sei, um Angst und Sorge zu bannen, besondere Schwierigkeiten für den spätern Verlauf der Behandlung voraussehen.

Die Fähigkeiten zur reifen Realitätsanpassung mögen bei manchen Menschen sehr begrenzt sein, deren manifeste Neurose nicht besonders schwer ist. Eine verständnisvolle Abschätzung ihrer Persönlichkeit wird nur sehr dürftige Ansätze dafür aufweisen, daß irgendwelche Teile der Persönlichkeit wirklich erwachsen seien oder daß es irgendeinen starken Drang gebe, gegen die infantilen Persönlichkeitsanteile den Kampf aufzunehmen. So gibt es zum Beispiel Männer, die kaum einen anderen Wunsch haben als den, umsorgt zu werden, und kein echtes Bestreben, gegen diese Neigung anzukämpfen. Und es gibt Frauen, die nichts anderes wünschen, als beschenkt zu werden, und die nicht den Wunsch haben — bewußt oder unbewußt —, daß es noch andere Kinder in der Welt gebe außer ihnen, die immer die Klitorismasturbation der Liebe eines realen Mannes aus Fleisch und Blut vorziehen und die kaum einen Beitrag leisten zum Leben der Familie oder der Gemeinschaft. Extreme Fälle dieser Art sind für Analyse kontraindiziert, denn es wird keinen Anteil der Persönlichkeit geben, der bestrebt ist, sich der Kur für die schließliche Reifung zu bedienen, und der Patient wird die Analyse keine andere Bedeutung annehmen lassen als die, täglich, solange als möglich, eine vergnügliche Stunde lang des Arztes ausschließliche Aufmerksamkeit zu genießen.

Psychoanalyse und Weltanschauung

Von Heinz Hartmann, Wien

Aus „Psychoanalytische Bewegung", Bd. V, 1933.

Wenn ich hier nochmals zu den Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Weltanschauung Stellung nehme, so geschieht das wesentlich unter dem Eindruck der Freudschen „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse", deren letzter Abschnitt unserem Thema gewidmet ist. Dort findet die weltanschauliche Grundposition Freuds, dort finden manche Fragen und Antworten, die diesem Problemkreis zugehören, eine schärfere und endgültigere Formulierung als in früheren Werken.

Diese letzte Vorlesung nimmt in der „Neuen Folge" eine Sonderstellung ein — und wird auch von Freud gegenüber ihren Vorgängerinnen ausdrücklich abgehoben. Zwar finden wir auch in diesem Abschnitt eine Reihe von im eigentlichen Sinne psychoanalytischen Fragen beantwortet oder aufgeworfen, in der Hauptsache wird hier aber die Psychoanalyse selbst zum Gegenstand; die Psychoanalyse als Ganzes, als Denkrichtung, als System, als geistiges Gebilde — und dieses kulturgeschichtliche Gebilde „Psychoanalyse" wird zu anderen Kulturbildungen — zu Religionen, zur Gesellschaftslehre usw. — in Beziehung gesetzt. Freud sieht hier die Psychoanalyse als eine kulturgeschichtliche Tatsache neben anderen, grenzt sie ab, weist ihr ihre Stelle an, ja stellt sie in den Kampf der Meinungen mitten hinein.

Über diesen Gedankenkreis hinaus, der kein im engeren Sinne psychoanalytischer, aber jedenfalls ein empirisch-wissenschaftlicher ist, gibt uns jedoch diese Vorlesung eine Reihe von Stellungnahmen Freuds, die eben dem Gebiet angehören, das man gewöhnlich als Weltanschauung zusammenfaßt.

Solche weltanschauliche Urteile haben zunächst den besonderen Reiz, den es immer für uns hat, den Schöpfer der Psychoanalyse sich über letzte Standpunktfragen äußern zu hören; darüber hinaus haben sie noch ihre besondere Bedeutung. Hier spricht sich die geistige Haltung, aus der die Psychoanalyse geboren wurde, unmittelbar selbst aus. Gewiß liegt sie auch im wissenschaftlichen Werk, das sich objektiviert, das sich losgelöst hat, beschlossen; dort aber liegt sie unmittelbar offen zu Tage. Ich glaube, daß alle Versuche, die Psychoanalyse nach ihren geistigen Ursprüngen zu verstehen, fehlgehen, wenn sie diese Selbstauslegung ihres Begründers nicht mit einschließen. Denn all das so weit verbreitete, vielfach nachgebetete Gerede, daß Freud ein „Romantiker" sei, der sich selbst rationalistisch fehlinterpretiert habe, halte ich für falsch; es mißversteht offensichtlich nicht nur Freud als Person, es mißversteht auch die Psychoanalyse. Das hat Lou Andreas-Salomé vor kurzem sehr überzeugend dargelegt.

Freuds Stellung zu der Frage, ob Psychoanalyse eine eigene Weltanschauung sei oder sein könnte, ist einfach und klar: Psychoanalyse ist keine Weltanschauung, sie ist ungeeignet, eine eigene Weltanschauung zu bilden. Eine deutliche Absage also an alle Versuche, eine „psychoanalytische Weltanschauung" zu konstruieren; aber auch an die Absicht, die Analyse einer bestimmten politischen Richtung ein- oder unterzuordnen.

Immerhin läßt sich für die psychoanalytische Forschung eine Beziehung zu etwas, das man auch „Weltanschauung" nennen könnte, feststellen: Sie bindet sich an die Normen, die eben für das wissenschaftliche Denken überhaupt bindend sind, sie muß, wie Freud sagt, die Weltanschauung der Wissenschaft annehmen. Aber es wird gleich einschränkend hinzugefügt, daß dasjenige, was hier unter wissenschaftlicher Weltanschauung verstanden wird, sich von anderen Weltanschauungen nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell nicht

unwesentlich unterscheidet. Denn diese wissenschaftliche Weltanschauung ist hauptsächlich durch negative Merkmale bezeichnet: durch die Einschränkung auf das wissenschaftlich Aufweisbare, durch die Ablehnung anderer als wissenschaftlicher Erkenntnisquellen usw.

Die Definition, die Freud dem Begriff Weltanschauung im allgemeinen gibt, lautet folgendermaßen: „Eine Weltanschauung ist eine intellektuelle Konstruktion, die alle Probleme unseres Daseins aus einer übergeordneten Annahme einheitlich löst, in der demnach keine Frage offen bleibt und alles, was unser Interesse hat, seinen bestimmten Platz findet." Freuds Begriffsfassung ist in mancher Hinsicht enger als die sonst üblichen. Enger vor allem dadurch, daß in Freuds Sprachgebrauch Weltanschauung und Weltbild oft so ziemlich zusammenfallen. Sonst bezeichnet man ja als Weltanschauung mit Vorliebe gerade nicht jene Urteile, die mit Erkenntnis oder mit vermeintlicher Erkenntnis zu tun haben — sondern die „irrationalen" Grundlagen persönlicher Entscheidungen, individueller Stellungnahmen, vor allem aber Werturteile und Forderungen. Wie man Weltanschauung definiert — das ist aber wiederum Ausdruck der persönlichen Weltanschauung. Jedenfalls wollen wir festhalten: Freud betont mit Recht, daß dasjenige, was er als „Weltanschauung der Wissenschaft" bezeichnet, seinem Begriff einer Weltanschauung nur unvollkommen entspricht; wir dürfen hinzufügen: es entfernt sich von dem sonst üblichen Weltanschauungsbegriff noch erheblich mehr.

Gewiß ließe sich der Begriff einer wissenschaftlichen Weltanschauung auch anders fassen; darüber einiges später. Wir wollen uns aber gleich an dieser Stelle klarmachen, daß auch für den Fall, in welchem „Objektivität" oder „Wissenschaftlichkeit" Gegenstand der höchsten Wertung sind, diese Wertung selbst als Ausdruck einer persönlichen Weltanschauung angesehen werden muß.

Um aber eine Übersicht zu gewinnen, von der aus eine Ordnung der Probleme möglich wird, fragen wir uns zunächst, in welcherlei Bedeutungen denn überhaupt die Frage nach den Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Weltanschauung gestellt werden kann. Soviel ich sehe, kann sie zumindest viererlei meinen. Erstens können damit die weltanschaulichen Voraussetzungen der analytischen Wissenschaft oder auch der analytischen Therapie gemeint sein; zweitens die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Ableitung einer Weltanschauung aus der analytischen Empire; drittens aber die weltanschaulichen Folgen der analytischen Erkenntnisse oder der Tätigkeit des Analysierens oder aber des Analysiertwerdens. Diese Fragestellungen können und müssen begrifflich streng gesondert werden.

Eine vierte, die nämlich nach der Bedeutung der Psychoanalyse für die Erkenntnis der Weltanschauungen, für eine Psychologie der Weltanschauungen, gehört wohl nicht zu unserem heutigen Thema im engeren Sinne. Ich will sie daher nur flüchtig berühren. Eine solche Psychologie der Weltanschauungen ist, so scheint mir, in systematischer Weise überhaupt erst durch die Psychoanalyse ermöglicht worden; denn zu ihren Voraussetzungen gehört eine begriffliche Klärung der zentralen Seelengebiete, wie sie die voranalytische Psychologie nicht geben konnte. Selbstverständlich hat man auch früher Versuche in dieser Richtung unternommen — ich nenne als den bis heute bedeutsamsten die psychologischen Werke Nietzsches. Die systematische, empirische Psychologie aber, die tragfähig und weittragend genug ist, um diese Probleme bewältigen zu können, hat erst Freud geschaffen. Die einzelnen Werke, die dieser Forschungsrichtung der Analyse entsprungen sind, will ich an dieser Stelle nicht aufzählen. Zur Psychologie der Wertsetzungen hat die Psychoanalyse uns die entscheidensten Gesichtspunkte und Antworten gegeben, zur Frage, warum ein be-

7*

stimmtes Individuum dies als gut, jenes als böse beurteilt, und wie sich diese Dinge in der seelischen Entwicklung darstellen, — also zu einer „Genealogie der Moral", um den Nietzscheschen Ausdruck zu gebrauchen, mehr aber noch zu einer Ontogenese der Wertsetzungen. Tatsächlich steht die Psychologie der Wertsetzungen, wenn auch nicht unter diesem Namen, im Mittelpunkt der analytischen Theorie. Sie liegt ja den Begriffen der Verdrängung und des psychischen Konfliktes zugrunde. Zur Ontogenese der Wertsetzungen aber führt Freuds Lehre von den Reaktionsbildungen und Sublimierungen, von der Identifizierung, von der Über-Ich-Bildung usw. hinüber. Natürlich — das brauche ich hier nicht näher auszuführen — besagt die psychoanalytische Herleitung einer Weltanschauung aus diesen oder jenen Libidoschicksalen und Stellungnahmen des Ich und Über-Ich nichts gegen ihre Geltung oder gegen ihren Wert — ebensowenig selbstverständlich dafür. Dies Problem liegt auf einer ganz anderen Ebene. Es ist also nicht so, wie man gelegentlich gemeint hat, daß etwa die Zurückführung weltanschaulicher Positionen auf sadistische oder auf narzißtische Regungen usw. an sich schon eine Entwertung dieser Weltanschauung bedeuten könnte. Ob eine Weltanschauung, die sich über einem bestimmten Ensemble von Triebkomponenten, über bestimmten Objektbeziehungen und ihren Schicksalen, über einer bestimmten Struktur des Ichs und des Über-Ichs aufbaut — ob eine solche Weltanschauung unter Zugrundelegung eines bestimmten Wertschemas positiv oder negativ zu bewerten ist, das ist eine Frage, die rein empirisch zu lösen wäre, keineswegs aber kann man aus dem Wert der genetischen Determinanten den Wert der Weltanschauung sozusagen deduzieren. Als Arzt freilich, der sich von Berufs wegen in erster Linie vor den Lebenswerten verantwortlich fühlt, ist man leicht versucht, Züge, die man als der Analyse hinderlich oder häufiger noch: die man als der Nervengesundheit nicht förderlich

in der Analyse kennengelernt hat, gleichzeitig mit einem negativen ethischen Wertakzent zu versehen. Diese Tendenz ist verständlich; sie führt aber zu Irrtümern.

Gehen wir jetzt zur Frage nach den weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse über. Sie ist von einigen Analytikern gestellt und diskutiert worden — von Putnam schon 1911, ihm hat Ferenczi geantwortet, und in der späteren Literatur finden sich dann zwar manche Hinweise (so besonders bei Wittels), aber keine zusammenfassende Darstellung. Nun, diese Frage liegt, wenn wir sie allgemein fassen, recht einfach. Eine voraussetzungslose Empirie — das müssen wir zugeben — gibt es im strengen Sinne überhaupt nicht. Jeder Mensch tritt ja mit einem bestimmten vorwissenschaftlichen Weltbild an die Erforschung der Tatsachen heran. In diesem Weltbild sind vorwissenschaftliche, aber auch wissenschaftliche Erkenntnisse, kulturelle Zeitanschauungen und gewisse individuelle Stellungnahmen enthalten, und wir als Analytiker werden am wenigsten in Gefahr sein, diesen persönlichen Faktor bei jeder Forschungstätigkeit zu übersehen. Jeder Forscher ist also in seinen Fragestellungen und in seinen Lösungsversuchen notwendig von seinem persönlichen Weltbild und seiner persönlichen Weltanschauung abhängig, und wir dürfen wohl die möglichste Ausschaltung empiriefremder Elemente bei der Forschungstätigkeit verlangen, werden uns aber klar bleiben, daß von einer wirklichen Ausschaltung dieser Faktoren streng genommen nicht die Rede sein kann. Vorgefaßte Erwartungen, überhaupt solche subjektive Momente, können sich als Fehlerquelle bei der wissenschaftlichen Arbeit geltend machen, aber sie müssen es nicht. Man stellt den Sachverhalt gewöhnlich so dar, als ob alle subjektiven Faktoren, zu denen ja auch die weltanschaulichen Momente gehören, nur diese eine, negative Funktion haben könnten. Das ist gewiß unrichtig. Vielmehr liegen die Dinge

offenbar so, daß *sowohl* die tatsachennahe Erfassung wirklicher Zusammenhänge als auch die realitätsfremde Spekulation aus solchen subjektiven Quellen gespeist werden. Das heißt also: Weltanschauliche „Hintergründe“ besagen *allgemein* noch nichts gegen die empirischen Resultate oder gegen die Fruchtbarkeit der abgeleiteten Hypothese. Hier eröffnet sich sofort ein neues Problem, das vermutlich gerade die Psychoanalyse zu lösen berufen sein wird: die Frage nämlich, welches denn — aus *Erfahrung* gewonnen und nicht deduziert, wie man das bisher immer getan hat! — die genetischen Voraussetzungen der wissenschaftlichen *Objektivität* überhaupt sind? Weiter: wie denn das psychologische *Optimum* zur Erfassung eines *bestimmten* Wissensgebietes psychologisch und genetisch strukturiert ist? Es ist auch eine Frage, die wir freilich heute noch nicht systematisch beantworten können, wie weit denn der *Logos* auf seinem eigensten Gebiete, dem der Erkenntnis, von bestimmten Weltanschauungssystemen gefördert, von anderen aber *gehemmt* wird. Alle diese Fragen sind nicht leicht anzugehen, sie sind aber fraglos auch praktisch von größtem Interesse. Daß der Forscher durch eine an der eigenen Person durchgemachte Analyse gewisse Fehlerquellen ausschalten kann, dürfen wir annehmen.

Aus dem Gesagten ergibt sich zunächst: Einwände gegen die analytische *Wissenschaft*, die ihre Argumente aus irgendwelchen vorausgesetzten weltanschaulichen Hintergründen der Psychoanalyse beziehen, verfehlen ihr Ziel. Wenn man uns also sagt, die Psychoanalyse verfolge lediglich die Absicht, „das Erhabene in den Staub zu ziehen“, also Entwertungsabsichten, ihre Befassung mit geistigen Dingen sei nichts anderes als Rache, sie sei die Ausgeburt einer „konservativen“ oder, wie es auf der anderen Seite heißt, einer „revolutionären“ Ideologie, so berührt das die analytische *Wissenschaft* selbstverständlich überhaupt nicht. Denn

die analytische Wissenschaft legitimiert sich und muß sich legitimieren aus dem objektiv nachweisbaren Wahrheitsgehalt ihrer Erkenntnisse und Lehrsätze.

Welches ist nun aber — von Angriff und Verteidigung wollen wir jetzt absehen — der tatsächliche weltanschauliche Boden, aus dem die Freudsche Psychoanalyse erwachsen konnte? Die Frage ist eine sehr umfassende, nicht nur psychologische, sondern auch kulturhistorische, und ich bin keineswegs imstande, sie zureichend zu beantworten. Lediglich einen Punkt möchte ich herausgreifen.

Freud hat in seinen letzten Werken zum ersten Mal *expressis verbis* seine weltanschauliche Position kundgetan. Wer Etikettierungen liebt, müßte vor allem das rationalistische Moment hervorheben; sodann dasjenige, was Thomas Mann mit Recht als Freuds Naturalismus bezeichnet. Wahrheitskriterium ist für Freud: Übereinstimmung mit der (realen) Außenwelt: Als Erkenntnisquelle wird ausdrücklich lediglich die Erfahrung anerkannt und jede Art von „Intuition" als unwissenschaftlich abgelehnt — auch in der Psychologie: Freud betont, daß ihre Quellen des Wissens oder Methoden des Forschens grundsätzlich von der gleichen Art seien wie die auch sonst in der Wissenschaft gebräuchlichen. Man kann Freud auch einen Empiristen nennen — mit der Denkform des heutigen Positivismus dagegen lassen sich seine Grundanschauungen nur mit einiger Gewaltsamkeit vereinbaren, trotz der entschiedenen Ablehnung aller metaphysischen Lösungsversuche. Daß Freud aber auch jeden Relativismus und Skeptizismus scharf ablehnt, kommt in der letzten Vorlesung deutlich genug zum Ausdruck.

Das zugeordnete Wertsystem Freuds aber kennt als Ziel vor allem die Mehrung des Glücks und die Minderung des Leidens und, was vielleicht

noch wesentlicher ist, die *ratio* als das höchst gewertete Mittel dazu. (Ich weiß sehr wohl, daß ich nur skizziere.)

Wir werden erwarten dürfen: Es kann unmöglich Zufall sein, daß gerade ein Vertreter dieser Weltanschauung der Begründer der Psychoanalyse geworden ist.

Vielleicht können wir also hieraus etwas für die weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse entnehmen? Da scheint sich mir nun folgendes zu ergeben: In Freuds Weltanschauung sehen wir eine — nicht: die einzige — besonders konsequente Ausprägung der Berufsethik des wissenschaftlichen Menschen überhaupt und in ihrem Vertreter den wissenschaftlichen Menschen κατ' ἐξοχήν. Wo immer der Beruf auch Berufung ist, hat er seinen kennzeichnenden besonderen zentralen Wertbegriff: mag es die Schönheit sein, die Wahrheit, die Gesundheit oder was immer. Die Berufsethik des wissenschaftlichen Menschen aber heißt (ich vereinfache bewußt): Überordnung der Erkenntniswerte über die anderen Wertgebiete. Freud hat sich darauf berufen, man dürfe ein Stück Erkenntnis nicht darum preisgeben, weil andere, entgegenstehende kulturelle Interessen dies zu erfordern scheinen. Oder er gibt an einer Stelle der Zuversicht Ausdruck, daß wer die Erziehung zur Wahrheit gegen sich selbst mit Erfolg durchgemacht habe, gegen die Gefahr der Unsittlichkeit dauernd geschützt sei. Oder er spricht vom Primat der Intelligenz als von einem Idealzustand. Das ist reinster Ausdruck einer spezifischen Ethik des wissenschaftlichen Menschen.

Uns scheint es wohl selbstverständlich, daß Wahrheit ein Wert ist, daß Erkennen ein Wert ist. Gerade darum vergessen wir oft, daß auch Wissenschaft ihre Dignität einer Bewertung verdankt, und zwar entweder der Bewertung der Wahrheit „an sich" oder ihrer Bewertung als taugliches Mittel zur Erreichung irgendwelcher Ziele. Der Primat des Logos im Erkenntnisbereich fällt nicht immer zusammen mit seinem Primat im Ganzen

des weltanschaulichen Systems. Hier ist er bekanntlich oft und immer wieder bestritten worden. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß so abgrundtief verschiedene Wertsysteme wie das christliche und dasjenige Nietzsches (in seinen späteren Jahren) in diesem Punkte übereinstimmen. Nietzsche lehrt, nicht die Wahrheit oder Falschheit eines Urteils sei für seinen Wert entscheidend, vielmehr seine biologisch fördernde oder hemmende Wirkung; in diesem Sonderfall einer Ethik der Lebenswerte, wie das Nietzschesche System sie darstellt, sind also die Gebote des Bios den Geboten des Logos übergeordnet.

Zu dieser Seite der Nietzscheschen Philosophie — ähnliche Gedanken sind in unseren Tagen als Vernunftverachtung und Instinktvergötzung sehr aktuell geworden — steht Freud in scharfem Gegensatz. Er bejaht nicht das „Leben" schlechthin, sondern eine bestimmte Richtung in der Entwicklung des Lebendigen, und in den Dienst dieser Entwicklungsrichtung stellt er auch als ein Mittel von tiefgreifender Wirksamkeit die Psychoanalyse: „Wo Es war, soll Ich werden." Auch ist natürlich nicht die „Realität" das schlechthin Bejahte: Realitätsanpassung ist lediglich Mittel zum Zweck.

Diese Überlegungen mögen uns nur dazu dienen, ganz klarzustellen, daß Freuds Wertung des Logos als der obersten Instanz, obwohl sie vielen Analytikern selbstverständlich scheinen mag, dennoch eine vollgültige weltanschauliche Entscheidung darstellt. Denn die Einstellung zum Wert der Wissenschaft ist nicht selbst wieder eine wissenschaftliche Entscheidung, sie findet vielmehr statt unter der Verantwortung nicht der Wissenschaft, sondern des Individuums.

Hier hätten wir also eine solche weltanschauliche Stellungnahme vor uns, die sozusagen diesseits aller empirischen Ergebnisse der Psychoanalyse liegt: den Glauben an Wert und Kraft des Logos. Vielleicht dürfen

wir darin auch ein Beispiel dafür sehen, daß weltanschauliche Voraussetzungen die Forschung durchaus nicht hemmen müssen, sondern im Gegenteil fördern können. Man kann sich sehr gut denken, daß eine ähnliche Kühnheit und Unbeirrbarkeit des Erkennens auf dem Boden einer logosfremden oder logosfeindlichen Weltanschauung nicht hätte erwachsen können.

Dürfen wir annehmen, daß diese Weltanschauung auch in alle Zukunft notwendige Voraussetzung und Triebkraft des analytischen Denkens bleiben wird? Die weltanschauliche Bedeutung einer Wissenschaft ist eine andere *in statu nascendi* als in ihrer späteren Entwicklung. Nun ist die Psychoanalyse eine sehr junge Wissenschaft; suchen wir daher anderswo ein Beispiel für diese Behauptung. Als Galilei wegen seines Bekennens der Kopernikanischen Lehre ins Gefängnis geworfen wurde, war er sicherlich Vertreter einer „Weltanschauung"; wenn wir aber heute in der Volksschule lernen, daß die Erde sich um die Sonne dreht, hat das mit „Weltanschauung" sehr wenig zu tun. Ähnlich steht es mit der zweiten großen wissenschaftlichen Kränkung des Narzißmus, die uns Freud selbst in Analogie zur Psychoanalyse sehen gelehrt hat, mit dem Darwinismus. Wir werden vermuten dürfen, daß ganz allgemein die — wenn wir so sagen dürfen — weltanschauliche Bedeutung neuer Wahrheiten in dem Maße abnimmt, in dem ihre wissenschaftliche Dignität zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Das Pathos des Entdeckers, das den ersten Vertretern einer neuen und befehdeten Lehre zukommt — auf dies Pathos haben diejenigen kein Anrecht mehr, die in späteren, friedlicheren Zeiten die Vertretung der Lehre übernommen haben. Oder, von der anderen Seite gesehen: Für diese Epigonen sind die charakterologischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten, aber auch die weltanschaulichen Hintergründe, welche die Entdecker aus der heroischen Wissenschaftsphase gekennzeichnet ha-

ben, nicht mehr im gleichen Maß Voraussetzung. Sicherlich hat zwar die Psychoanalyse engere und komplexere Beziehungen zu weltanschaulichen Dingen als zum Beispiel die Astronomie, denn ihr Gegenstand ist der Mensch selbst, und ihre Erkenntnisse bilden den entscheidenden Baustein zu einer zukünftigen Anthropologie — trotzdem glaube ich, daß sich auch hier die Entwicklung in ähnlichem Sinne vollziehen wird, wenn die Anpassung der Umwelt einmal so weit fortgeschritten sein wird. Ich täusche mich nicht darüber, daß wir von diesem Zustand heute noch recht weit entfernt sind.

Die zweite Frage, die wir uns gestellt haben, war die nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, aus den tatsächlichen Feststellungen der Psychoanalyse eine Weltanschauung abzuleiten. Ich will mich hier kurz fassen, ich habe an anderer Stelle diese Dinge ausführlich diskutiert (Imago, 1928). Nun, eine solche logische Ableitungsmöglichkeit von Wertsetzungen aus den analytischen Lehren besteht nicht. Wir können wohl analytisch etwas darüber aussagen, wie Weltanschauungen, wie Kulturen entstanden sind, — niemals aber, ob diese wünschenswert, ob jene berechtigt sind. Wo es den Anschein hat, daß ethische oder pädagogische oder soziale Ziele aus der Psychoanalyse abgeleitet seien, sind in Wirklichkeit in jedem Falle diese Ziele schon vorausgesetzt. Wenn man sagt, aus den analytischen Erfahrungen folge, daß diese oder jene Form des Sexuallebens wünschenswert sei, daß man diese oder jene Stellung zur infantilen Sexualität einnehmen solle, so ist diese Ausdrucksweise im Grunde genommen ungenau. Die Werte, um die es sich handelt, zum Beispiel die Gesundheitswerte, werden eben hier schon als anerkannt vorausgesetzt, sie folgen in keiner Weise aus den Feststellungen der Psychoanalyse — was man den Feststellungen der Psychoanalyse entnehmen kann, ist etwas ganz anderes, es sind nämlich die technischen Mittel, die zur Erreichung dieses vorweg (und empirisch

subjektiv) bewerteten Zieles hinführen. Wenn wir die Psychoanalyse als eine empirische Wissenschaft ansehen — und ich denke, das müssen wir —, gibt es keinen Weg, ihr Ziele für das menschliche Verhalten zu entnehmen. Auf die Frage, was der Mensch tun solle, kann ihm die Psychoanalyse keine Antwort geben. Sie kann ihm jedoch sagen, was er tun müsse, um das Gesollte zu erreichen oder zu verwirklichen. Ganz allgemein ist es so, daß wenn ein bestimmter Menschentypus oder menschlicher Zustand als Wert, als Ziel vorausgesetzt ist, die Psychoanalyse uns im Idealfall etwas über den Weg sagen kann, der zu diesem Ziele hinführt, — wir können es aber selbstverständlich nicht aus ihr „ableiten", ob zum Beispiel dem Ziel der Gesundheit andere Ziele zum Opfer gebracht werden sollen oder umgekehrt. Wenn die Psychoanalyse zeigen kann, daß bestimmte konventionelle Verhaltungsweisen vom Standpunkt der psychischen Hygiene gesehen schädlich sind, wird sie aber gewiß viele faktisch veranlassen, für die Gesundheit und gegen jene konventionellen Gebote zu optieren (obwohl die umgekehrte Konsequenz an sich selbstverständlich nicht minder zulässig wäre).

Mit einer solchen Möglichkeit, technische Mittel zur Wertrealisierung anzugeben, die uns die Psychoanalyse grundsätzlich an die Hand gibt, gewinnt sie nun für die Ethik auch eine praktische Bedeutung, im besonderen aber auch für die Pädagogik und für eine Reihe sozialer Problemstellungen. Überdies steht zu vermuten, daß sie auf eine Seite der Ethik, auf die Psychologie der Ethik nämlich, einen umwälzenden Einfluß nehmen wird. Dies aber soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wir wollen vielmehr zum dritten und letzten Punkt unserer Überlegungen übergehen: zur Frage nach der Wirkung der Analyse auf die Weltanschauung. Daß es solche Wirkungen tatsächlich gibt, ist wohl kaum zu bezweifeln und bei einer Methode, die bis in die fein-

sten Strukturen der Persönlichkeit hineinleuchtet, auch nicht weiter verwunderlich. Diese Wirkungen gehen von durchgeführten Analysen aus — hier sind sie am intensivsten — und von der Rezeption analytischer Gesichtspunkte und Erfahrungen in das Bildungsbewußtsein — das ist die extensive Wirkung. Sie äußern sich in der veränderten Stellung zum Nebenmenschen, zum Triebleben, zur Neurose, zur Gesundheit, zur Sexualmoral, zur sozialen Bindung, zur Kunst, zum Erkenntnisprozeß, zur geistigen Produktivität, zur Phantasie und Realität usw. Das Maß dieser Auswirkung wird sehr wesentlich mitbestimmt sein von den kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen, mit denen die Analyse zusammentrifft.

Es kann nun nicht nur so sein, sondern wird geradezu so sein müssen, daß ein und dieselbe analytische Wirkung auf das eine Wertschema bezogen positiv, auf das andere bezogen negativ zu bewerten ist. Was vom Standpunkt einer bestimmten Sexualethik gesehen als Fortschritt erscheint, kann einer anderen ein Greuel sein usw. Und selbstverständlich kann jede einzelne solche Stellungnahme mit empirischen Mitteln weder „bewiesen" noch „widerlegt" werden; bewiesen oder widerlegt können nur unsere Annahmen über tatsächliche Wirkungen werden. Nun kann es aber natürlich geschehen — und es geschieht sehr oft —, daß der Nachweis etwa der therapeutischen oder prophylaktischen Tauglichkeit einer Maßnahme bei vielen auch das Urteil über ihre allgemeine Wünschbarkeit beeinflußt und allmählich indirekt auch die ethische Bewertung, die ihr zuteil wird.

Die vermeintlichen Wirkungen, die der Psychoanalyse von ihren Gegnern am häufigsten zum Vorwurf gemacht werden, sind im Grunde dieselben, auf die schon der Lichtenbergsche Satz zielt: „Wenn Gott die Heimlichkeiten der Welt bekannt machte, so könnte die Welt nicht bestehen."

Aber unsere Gegner begehen, wenn sie die Wirkungen der Analyse beurteilen, den Fehler, daß sie sie aus einem supponierten „Wesen“ der Analyse deduzieren — statt einfach zu beobachten, welches denn die tatsächlichen, empirisch feststellbaren Folgeerscheinungen für die Weltanschauung, die Lebenstüchtigkeit, die Moral sind. Diese Wirkungen sind nun aber sehr verschiedene, die Analyse bedeutet für verschiedene Arten von Menschen etwas Verschiedenes, und ich würde es für sehr gefährlich halten, hier allzusehr schematisieren zu wollen. Eben weil wir nicht konstruieren, sondern der Erfahrung folgen wollen, müssen wir die Tatsache als solche hinnehmen, daß unter den analysierten Menschen die Unterschiede doch größer sind, als man — von außen gesehen — gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; und zwar auch in bezug auf die weltanschaulichen Standpunkte.

Daß der analysierte Mensch mit seinem Triebleben sozusagen auf besserem Fuße steht, daß sein Ich einheitlicher und besonnener ist, daß er zu seinen eigenen Wünschen und Phantasien eine konsequentere Stellung einnimmt usw. — dies alles scheint mir empirisch nachweisbar zu sein. Gewiß werden auch durch die erweiterte Kenntnis und Beherrschung des Es manche weltanschauliche Positionen leichter, andere wiederum schwerer vertretbar; worüber ja einiges eben gesagt wurde. Offenbar ist aber von hier her noch nicht eine bestimmte Weltanschauung eindeutig determiniert — es bleiben vielmehr verschiedene Möglichkeiten offen, über deren Auswahl die individuelle Prägung des Analysierten entscheidet.

Daß das Erleben und die Dynamik des Erlebens durch das Bewußtmachen von früher Unbewußtem (und durch die damit verknüpften affektiven Wandlungen) verändert werden können, werden ja gerade wir als Analytiker betonen. Aber ich meine, daß — histo-

risch gesehen — die Entwicklung zur „Rationalisierung" (oder, wie wir hier vielleicht präziser sagen können: zur rationalen Durchleuchtung auch des eigenen Seelenlebens), der die Psychoanalyse ihre Triebkraft leiht, als ein kulturgeschichtlicher Prozeß angesehen werden muß, dem — trotz vorübergehender Rückschläge — nicht mehr Einhalt geboten werden kann.

Wie der Einzelne sich im allgemeinen wertend mit diesem Rationalisierungsprozeß auseinandersetzen mag, ist seine Privatsache. Sicher ist, daß es ohne diesen Prozeß eine Psychoanalyse niemals hätte geben können. Soweit nun der Einzelne an der Psychologie als Wissenschaft teilhat, muß er sich von dieser Strömung tragen lassen — auch dann, wenn er außerhalb des Erkenntnisgebietes diesen Prozeß wachsender Rationalisierung ablehnt oder bedauert; denn es widerspräche seiner Berufsethik, eine Zensur der Erkenntnis durch andersgeartete Forderungen zuzulassen.

Die Forderung nach unbedingter, uneingeschränkter Aufrichtigkeit gegen sich selbst ist im Rahmen von sonst sehr verschiedenen ethischen Systemen erhoben worden. Bei Freud sehen wir sie als direkten Ausfluß seiner Zuhöchstordnung der Erkenntniswerte. Daß die Analyse diese Forderung verwirklichen kann, steht außer Frage, und damit muß ihr eine Leistung zuerkannt werden, der für die verschiedensten Wertsysteme eine hohe positive Bedeutung zukommt.

Ich bin im vorhergehenden auf die praktischen Aufgaben des Analytikers — als Therapeuten, als Pädagogen — wenig eingegangen. Während der denkende Mensch es dahingestellt lassen kann, ob die von ihm aufgedeckten Zusammenhänge positiv oder negativ zu werten sind, muß der handelnde Mensch — ob er nun Therapeut ist, Erzieher oder was sonst — beständig Stellung nehmen, er muß Werte und Ziele als gegeben voraussetzen, an denen er sein Handeln

orientieren kann. In welchen Punkten dieser Zwang zur Stellungnahme die Weltanschauung, für den Fall der Analyse, tatsächlich beeinflußt — das ist eine Frage, die eine eigene Untersuchung erfordern würde.

Ich möchte kurz zusammenfassen: Die Frage nach den weltanschaulichen Voraussetzungen der Psychoanalyse kann nicht eindeutig, nicht für alle Epochen beantwortet werden. Wie jede große, menschheitsbewegende Lehre kann sie für jede Generation, für jeden kulturhistorischen Querschnitt etwas Neues bedeuten. Die Weltanschauung ihres Begründers aber scheint mir die reinste Form der wissenschaftlichen Weltanschauung zu sein. — Strenggenommen kann es nichts geben, das den Namen einer psychoanalytischen „Weltanschauung" mit Recht in Anspruch nehmen könnte, — dasselbe gilt von Ethik und Pädagogik. — Aber der Psychoanalyse kann die entscheidendste Bedeutung zukommen für die Verwirklichung ethischer und pädagogischer Ziele, und ebenso müssen wir ihr eine bedeutende Wirkung auf die tatsächliche Formung der Weltanschauung zugestehen. Sie liefert also Bausteine, vermittelt aber nicht eine eindeutig zu kennzeichnende, geschlossene Weltanschauung.

Wir können weiter sagen: Die kulturgeschichtlichen Tendenzen, welche das Auftreten der Psychoanalyse gerade in diesem historischen Moment ermöglicht haben, erfahren in unseren Tagen gerade von der Analyse ihre entscheidendste Förderung.

Heute hat die Psychoanalyse ihre Stelle unter allen jenen geistigen Strömungen, die sich eine rationale Beeinflussung des Menschen zum Ziel setzen — und dies obgleich ihr Gegenstand gerade das sogenannte „Irrationale" im Menschen ist (aus diesem Umstand aber — wie Kronfeld will — eine „Antinomie" der Analyse zu konstruieren, scheint mir unbegründet); und es ist ein reizvolles Schauspiel, zu sehen, wie eben die Psycho-



Dr. Karl Landauer

analyse, auch heute noch so heftig befehdet von der offiziellen Wissenschaft, berufen scheint, in einem hervorragenden Maße und besonderen Sinne die Geisteshaltung zu stützen, die wir als die wissenschaftliche hervorheben.

Bei einem nicht geringen Teil der philosophisch interessierten Gelehrten und überhaupt der Intellektuellen von heute ist all das, was der *ratio* dient (und nicht dem βίος), wenig angesehen; besonders gering geachtet aber ist dort der sogenannte „Scientismus" — das ist ein häßliches Wort für dasjenige, was Freud als „wissenschaftliche Weltanschauung" bezeichnet. Kulturkommis erlauben sich, dies und Verwandtes — dazu gehört auch der Naturalismus Freuds — als „19. Jahrhundert" mit einem Achselzucken abzutun. Ich denke, wir werden das nicht allzu schwer nehmen müssen. Wir haben keinen Grund, uns der Quellen zu schämen, die von der Geisteswelt des 19. Jahrhunderts her die Analyse gespeist haben, — der Stromlauf der Psychoanalyse wird länger und mächtiger sein als der all der psychologischen Flüßchen und Bächlein, die gerne ihre Abkunft verleugnen möchten.

Zum Selbstmordproblem

Von Gregory Zilboorg, New York

Veröffentlicht in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" Bd. XXI (1935), als „Vorläufige Mitteilung" über einen am XIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Luzern (26. bis 31. August 1934) gehaltenen Vortrag.

Unser Wissen um das tiefere Wesen des Selbstmordes ist sehr dürftig. Seit der Wiener Diskussion über dieses Thema, bei der sich ergab, wie wenig wir darüber wissen, hat Freud mit der Arbeit „Trauer und Melancholie" einen Beitrag dazu geleistet. Dieser letztere und Abrahams Studien über Depression sind so ziemlich alles, was wir seither darüber erfahren haben. In der Psychoanalyse ging das Bestreben vorerst dahin, die feinere Struktur jenes Mechanismus hervorzuheben, der die Wendung der Aggression gegen das eigene Ich bewirkt, und den Selbstmord als pathologisches Merkmal zu betrachten, das mehr oder minder nur der Melancholie eigen ist. Was wir von Freud über dieses Thema gelernt haben, hat unzweifelhaft die klinische Probe auf Richtigkeit bestanden, eine Anzahl von Erscheinungen blieb jedoch ungeklärt. Eine ausführliche Untersuchung von über hundertfünfzig Selbstmordfällen, von denen vierzehn eine lange Zeit hindurch gründlich analysiert wurden, hat ergeben: 1. daß nicht alle Melancholiker dazu neigen, Selbstmord zu begehen; 2. daß nicht nur Melancholiker Selbstmord begehen, denn man findet Selbstmord ebenso in Fällen von Schizophrenie, Zwangsneurose und Hysterie; 3. daß eine Anzahl von Selbstmorden das ausdrückliche Kennzeichen von starken, praktisch unkontrollierbaren Triebhandlungen trägt, ohne Rücksicht darauf, welchen nosologischen Gruppen sie angehören, sogar bei den soge-

nannten normalen Individuen. Es zeigt sich, daß das, was wir als das Phänomen der Selbstzerstörung ansehen, nur ein Endergebnis aus verschiedenen Arten der Motivierung ist; es scheinen sich auch nicht alle Motivierungen in die klassischen Formulierungen einfügen zu wollen, die Freud in „Trauer und Melancholie" festgelegt hat. Diese Mitteilung will in Kürze nur eine einzige Form der Mechanismen und unbewußten Determinierungen aufzeigen und den Weg weiterverfolgen, den uns Freud in seiner Studie über Melancholie gewiesen hat. Es muß übrigens nebenbei erwähnt werden, daß eine gründliche klinische Untersuchung von einigen Fällen schwerer Zwangsneurose und Rauschgiftsucht (auch Alkoholismus) wenig Zweifel darüber läßt, daß es sich um mehr als eine bloß äußerliche Parallele handelt, wenn sich Zwangsneurotiker in einem momentanen Impuls „aus Trotz" töten, und wenn sich die primitiven Indianer Nord- und Südamerikas und Westindiens vor oder unmittelbar nach der Gefangennahme durch die eindringenden Weißen zu Hunderten und Tausenden abschlachteten. Es besteht auch eine mehr als zufällige Parallele zwischen dem plötzlichen impulsiven Selbstmord im Zustand der Trunkenheit oder unter Einwirkung von Morphium und der nicht weniger plötzlichen Selbstzerstörung der Rothäute des nordamerikanischen Mittelwestens, die sich einer wilden Orgie sexueller Befriedigung ergeben und sich dann impulsiv töten. Man könnte sich weiterhin zum Beispiel auch fragen, ob die Ursache für einen Selbstmord durch den Sprung von einem hohen Gebäude in unserer Wolkenkratzer-Kultur liegt oder eher im partiellen Wiederaufleben eines Brauches auf den Trobriand-Inseln, demzufolge der Eingeborene auf eine hohe Kokospalme klettert und sich von dort in den Tod stürzt.

Beim Studium des Selbstmordes unter primitiven Rassen erhält man den für den Psychoanalytiker besonders bedeutungsvollen Eindruck, der Selbstmord sei ursprüng-

lich ein Ritual gewesen, eine sanktionierte, wenn nicht durch das Gesetz und später durch die primitive Religion sogar geforderte Zeremonie. Es scheint, als ob der Selbstmordkult der Brahmanen, Epikuräer oder Stoiker nichts anderes gewesen sei als eine Wiederholung, ein Wiederauftauchen primitiver, jedoch sehr verwickelter Triebreaktionen. Die Geschichte der primitiven Rassen widerlegt offenbar auch die traditionelle Auffassung, Selbstmord sei ein Produkt unserer modernen Zivilisation. Tatsächlich überwiegt auch noch heutzutage der Selbstmord unter den auf Zentral-Celebes und auf vielen melanesischen Inseln lebenden primitiven Rassen, und Selbstmord war eines der größten Übel, das die Missionäre des 16. Jahrhunderts in Neufundland und West-Kanada sowie auch im mittleren Nordamerika zu bekämpfen suchten. Diese Erwägungen veranlaßten den Verfasser, eine erschöpfende Untersuchung des Selbstmordes bei primitiven Rassen anzustellen.

Wie es bei Psychoanalytikern, die sich aktiv mit klinischer Arbeit befassen, sehr häufig der Fall ist, kam die erste diesbezügliche Anregung durch Freuds eigene Bemerkungen, die er nicht selten „nebenbei" macht, und die seine scharfe wissenschaftliche Intuition bezeugen. Freud hat 1915 in seiner Betrachtung über Krieg und Tod dargelegt, daß der Soldat in der Schlacht oft so empfinden muß wie der primitive Mensch, der sich mit seinen Toten zu vereinigen sucht. Gerade dieser Gedanke war es, der dem Verfasser in Erinnerung kam, als er in seinen Analysen von Selbstmördern das Folgende beobachtete:

Der aktive Impuls zu sterben ist besonders stark und zuweilen unbezwinglich bei Menschen, die sich unbewußt mit einer Person identifizieren, die zur Zeit der Vollendung dieses Identifizierungsvorgangs bereits tot war. Dies trifft besonders zu, wenn der Tod jener Person in eine der kritischen Entwicklungsphasen (Ödipusphase, Pubertät) des zukünftigen Selbstmörders fiel,

oder wenn jene Person damals schon tot war. In solchen Fällen trägt der Trieb zu sterben alle Kennzeichen des „dämonischen“ Verlangens nach der Vereinigung mit dem Toten. Man wird dabei an das Bedürfnis zu sterben erinnert, das manche melanesischen Frauen beim Tode ihres Gatten zeigen. Sie m ü s s e n einfach sterben. Wenn ein warmherziger christlicher Missionär sie in sein Haus aufnimmt, sie überwacht, um ihre Seelen vor der Todsünde des Selbstmordes zu retten, stehlen sie sich oft mitten in der Nacht davon, um sich (auf ihr eigenes Verlangen) von einem nahen Verwandten töten zu lassen. Der Selbstmord scheint ursprünglich einer Art rituellem Mord zu entstammen (Ermordung der Alten — später Selbstmord der Alten und Gebrechlichen; Ermordung — später Selbstmord — der Frauen und Sklaven eines verstorbenen Häuptlings). Bezüglich der Ähnlichkeit des primitiven Selbstmordes nach dem Tod eines nahen Verwandten mit dem selbstmörderischen Impuls des modernen Individuums bietet sich folgende Annahme an:

Die klassische Unterscheidung zwischen Selbstmordmelancholie und normaler Trauer bedarf der Ergänzung, denn zumindest bei einigen (besonders hartnäckigen) selbstmörderischen Individuen trägt der selbstmörderische Impuls alle Kennzeichen der primitiven Trauer. Mit anderen Worten: Manche Selbstmorde sind ein pathologisch dramatisierter Ausdruck der Wiederholung einer Form von Trauer, die wieder von der primitiven zeremoniellen Tötung beim Begräbnis stammt. Die Literatur über diese Seite des Lebens der Primitiven ist sehr groß, aber verstreut, und es ist anzunehmen, daß eine gründlichere Erforschung der primitiven Völker (an Ort und Stelle) und sorgfältigeres vergleichendes Studium unseres klinischen Materials mehr als einen Anhaltspunkt zur Lösung des Rätsels: Lebenstrieb gegen Todestrieb geben würde.

Provozierte Unfälle als Ausdruck von Selbstvernichtungstendenzen

Von Karl A. Menninger, Topeka (Kansas)

Wir bringen im folgenden Auszüge aus einer Arbeit von Dr. K. A. Menninger (Leiter der Menninger-Klinik in Topeka-Kansas und Verfasser des Werkes „The Human Mind"), die „Purposive Accidents as an Expression of Selfdestructive Tendencies" betitelt ist und binnen kurzem in englischer Sprache erscheinen wird. Deutsche Übertragung von August Beranek.

Ein weiteres Zeugnis für die Motive und Mittel der Selbstvernichtung bietet das Studium gewisser „Unfälle", die sich in der Analyse als unbewußt beabsichtigt erweisen. Das Paradoxon eines absichtlichen Unfalles ist für den wissenschaftlich Denkenden schwerer annehmbar als für den Laien, der in der Alltagssprache häufig in ironischer Redewendung eine Handlung als „zufällig beabsichtigt" bezeichnet.

Es ist auch jedenfalls auf ein intuitives Erfassen dieses Paradoxons zurückzuführen, daß abergläubische Befürchtungen angesichts gewisser „Unfälle" — wie Umwerfen des Salzfasses, Zerbrechen eines Spiegels, Verlieren des Eheringes u. a. — entstanden sind. Im allgemeinen sind sie zur Phrase geworden und deshalb im einzelnen, wenn sie auch manchmal ernst genommen werden, zur Deutung nicht mehr geeignet. Vom Philosophen Zeno heißt es, er sei im Alter von 98 Jahren gestürzt und habe seinen Daumen gebrochen. Von dem geheimen Sinn dieses „Unfalles" sei er so beeindruckt gewesen, daß er Selbstmord begangen habe (woraus wir auf die unbewußte Bedeutung des zufälligen Sturzes und Sichverletzens schließen dürfen).

Aus dieser Kategorie müssen wir allerdings Fälle bewußter Täuschung, also angebliche Unfälle, ausscheiden. Von diesen abgesehen, gibt es aber das Phä-

nomen der scheinbar (d. h. bewußt) fehlenden Absicht bei Handlungen, die tiefer versteckte Strebungen befriedigen.

In vielen solcher Unfälle fügt man den Schaden nicht irgend jemandem anderen, sondern sich selbst zu. Der Körper erleidet Schaden als Ergebnis einer Reihe von Umständen, die vollkommen zufällig zu sein scheinen, die aber, wie sich an gewissen besonders aufschlußreichen Beispielen zeigen läßt, bis ins einzelne die unbewußten Tendenzen des Opfers erfüllen. Wir sind daher gezwungen anzunehmen, daß diese Umstände eine Ausnützung irgendeiner Gelegenheit zur Selbstvernichtung durch den Todestrieb darstellen oder auf irgendeine mysteriöse Art gerade für diesen Zweck herbeigeführt werden.

Über solche Fälle ist oftmals berichtet worden. Freud führt in einer seiner frühesten Krankengeschichten ein Beispiel dafür an[1]: Herr K., ein früherer Verehrer der Patientin Dora und nachmals Gegenstand ihrer Anklagen und Feindseligkeiten, kam ihr eines Tages auf der Straße an einer Stelle lebhaften Verkehrs entgegen. Als er sich ihr, die ihm so viel Schmerz, Kränkung und Enttäuschung verursacht hatte, gegenübersah, blieb er „wie verworren vor ihr stehen und ließ sich in der Selbstvergessenheit von einem Wagen niederwerfen“. Freud bemerkt hiezu in dieser dreißig Jahre zurückliegenden Arbeit, dies sei „ein interessanter Beitrag zu dem Problem des indirekten Selbstmordversuches“.[2])

Das Bedeutungsvolle und Bezeichnende an solchen

---

[1]) Ges. Schr. Bd. VIII, S. 125.

[2]) Freud, l. c. — Weitere Aufschlüsse gibt Freud in seiner „Psychopathologie des Alltagslebens“, Ges. Schr., Bd. IV. — Auch Abraham erwähnt in „Selected Papers on Psycho-Analysis“ (Hogarth Press, London 1927, pp. 58—62) zahlreiche Beispiele.

Freud (l. c., S. 198 f.) beschreibt ein noch auffälligeres Beispiel aus seiner Erfahrung. Eine jung verhei-

absichtlichen Unfällen ist die Weigerung des Ichs, die Verantwortung für die Selbstvernichtung auf sich zu nehmen.[3])

Aus manchen Beispielen kann man ersehen, wie sehr das Ich zu solchem Ausweichen entschlossen ist. Von Versicherungsgesellschaften und ihren Experten wird dies manchmal dem begreiflichen Wunsch zugeschrieben, für die Nutznießer die für Ableben durch Unfall vorgesehene doppelte Versicherungssumme anstatt der einfachen bei normalem Tod zu erwirken. Es muß aber dabei mehr als dieses philanthropische Motiv, selbst wenn

---

ratete Frau veranstaltete eines Abends vor einem intimen Kreis von Verwandten eine Tanzdarbietung. Ihr eifersüchtiger Gatte war deshalb sehr verärgert und wies sie zurecht: „Du hast dich wieder wie eine Dirne benommen." Nach diesem Vorfall verbrachte sie eine unruhige Nacht; am nächsten Vormittag begehrte sie eine Ausfahrt zu machen. Sie wählte selbst die Pferde, refüsierte das eine Paar und verlangte ein anderes. Sie widersetzte sich energisch dem Wunsche der Schwester, deren Säugling mit seiner Amme mitfahren zu lassen. Auf der Fahrt war sie sehr nervös, mahnte den Kutscher, daß die Pferde scheu würden, und als die Tiere „wirklich einen Augenblick Schwierigkeiten machten, sprang sie im Schrecken aus dem Wagen und brach sich den Fuß, während die im Wagen Verbliebenen heil davonkamen". Wie Freud erläuternd bemerkt, machte ihr dieser Unfall das Tanzen für lange Zeit unmöglich.

[3]) Die Art und Weise, in der das Über-Ich durch Verwendung von „Unfällen" die Ausführung seiner Diktate erzwingt, wird durch nachstehende Zeitungsnotiz drastisch beleuchtet:

Drei Wünsche.

In Detroit, Mich., sagte Mrs. John Kulcznski zu John Kulcznski: „Ich wünsche dir, du gingest aus und es passierte dir ein Unglück!" Er wurde überfahren und verlor den einen Fuß. Da sagte Mrs. John Kulcznski zu John Kulcznski: „Ich wünsche dir, du würdest auch den anderen Fuß verlieren." Er tat es. Um Mrs. John Kulcznski daran zu hindern, einen dritten Wunsch auszusprechen, hat John Kulcznski um Scheidung eingereicht.

Time, 26. März 1934.

dieses bewußt ist, im Spiele sein, und ich betone nochmals, daß es nur die unbewußte Absicht ist, an die ich hier denke.

Wenn auch die in der Tagespresse berichteten Unfälle ein außerordentlich undankbares Material für wissenschaftliche Schlußfolgerungen darstellen, so kann ich doch nicht umhin, folgendem Umstand eine gewisse Bedeutung beizumessen: Innerhalb eines Jahres war es mir möglich, ohne Hilfe eines Zeitungsausschnitts-Büros vier Beispiele für das gleiche bemerkenswerte Phänomen zu sammeln: Ein Mann errichtet eine Falle für einen Unbekannten, gewöhnlich einen Dieb oder Einbrecher, um sein Heim zu schützen. Er vergißt, daß er das getan hat, kehrt nach einiger Zeit zurück, betritt die Stelle, die er so sorgfältig gesichert hat, und wird selbst getötet oder verwundet. Ich zitiere die Meldungen:

Tod in der eigenen Einbrecherfalle.
Geflügelzüchter vergißt Selbstentlader,
den er beim Stalleingang aufgestellt hat.

Compton, Calif., 8. Dezember (AP) —

Nach wiederholten Hühnerdiebstählen durch nächtliches Gesindel montierte der 59jährige E. M. M. beim Eingang zu seinem Stall ein Gewehr, dessen Hahn durch eine Schnur mit der Tür so verbunden war, daß sich die Waffe beim Betreten des Raumes entladen mußte. Sonntag früh ging M. eilig hinaus, um das Geflügel zu füttern, und vergaß die Falle. Die Gewehrladung traf ihn in den Unterleib; er starb im Spital.

Topeka State Journal, 7. Dezember 1931.

Tod in der eigenen Diebsfalle.
Dr. B. H. B., Naturforscher, wird beim Öffnen
einer Tür tödlich verletzt.

Doylestown, Pa., 1. Juni (AP) —

Dr. B. H. B., Naturforscher, 62 Jahre alt, wurde heute Nacht in seiner im Herzen der nahen Künstlersiedlung

von Centre Bridge gelegenen Wohnung als Opfer einer seiner Einbrecherfallen tot aufgefunden. Dr. B. dürfte schon seit Freitag tot gewesen sein. Ein Gewehrschuß hatte ihm die rechte Brustseite teilweise zerschmettert. Er fand den Tod, als er die Tür einer Kammer öffnete, in der er ein Gewehr als Einbrecherfalle aufgestellt hatte.

Topeka Daily Capital, 2. Juni 1931.

Falle.

In Midland Beach, Staten Island, N. Y., hatte Peter L., 63 Jahre alt, Kapitän des Vergnügungsschiffs „Landlive", mit der Mündung gegen die Eingangstür seines Landhauses ein doppelläufiges Gewehr aufgestellt, dessen Hahn mit der Türklinke durch eine Schnur in Verbindung stand. Er verschloß hierauf die Wohnung, um auf der „Landlive" eine Fahrt anzutreten. Bei seiner Rückkehr wollte er in seinem Landhaus nachsehen und betrat es gedankenlos durch die Haupttür. Es wurde ihm ein Bein zerschmettert.

Time, 1. Januar 1931.

In die eigene Diebsfalle geraten.

Davenport, Ia., 21. Dezember (AP) —

Der 71jährige A. F., der ständigen Besuche von Hühnerdieben überdrüssig, befestigte in seinem Schuppen ein Gewehr mit einer Vorrichtung, die beim Öffnen der Tür einen Schuß auslöste. Er vergaß darauf, öffnete selbst die Tür und wurde am Bein verletzt.

Detroit Free Press, 21. Dezember 1931.

Das nachfolgende weitere Beispiel wurde mir zugeschickt:

H...... Mann von eigener Einbrecherfalle getroffen.

Ky., 13. Mai —

Eine gut funktionierende Einbrecherfalle bewacht das hiesige Kleidergeschäft der Firma ... Sie verrichtet ihre

Arbeit so gut, daß C. L., ein Mitglied der Firma, mit einer Kopfwunde im Spital liegt, die er sich heute früh zuzog, als er das Geschäft öffnete, wobei die Falle in Aktion trat. Mr. L. gibt an, er habe vergessen, vor dem Öffnen der Tür den Schalter, der die Verbindung mit der eine 45 kalibrige Pistole enthaltenden Falle herstellt, abzudrehen. Als er das Licht einschaltete, entlud sich die Pistole.

Owensboro, Kentucky Messenger, 14. Mai 1933.

Man kann sich schwerlich einen schlüssigeren Beweis vorstellen für die unbewußte Absicht und den inneren Zwang solcher Menschen, wegen ihrer Mordwünsche Selbstmord zu begehen, und für die Tatsache, daß sie diese Tendenz in der Form eines scheinbaren Unfalles verwirklichen. Aus psychoanalytischen Studien wissen wir, daß ein solcher unbekannter Räuber gewöhnlich eine besondere Figur in den unbewußten Mörder-Opfer-Phantasien darstellt. Der Beweis für die unbewußt beabsichtigten Selstmord-Unfälle muß sich auch aus dem einfachen Grund auf Zeitungsberichte stützen, weil solche Fälle, wenn sie glücklich verlaufen, der klinischen Beobachtung nicht mehr zugänglich sind. Bisweilen treten sie ganz unverhüllt auf.

Autounfälle ereignen sich öfters unter Umständen, die verdächtige Zeichen einer wenigstens unbewußten Absicht an sich tragen. Wir sagen manchmal von jemandem, der tollkühn chauffiert, er müsse „Selbstmordabsichten haben". Bisweilen ergibt sich im Verlauf der psychoanalytischen Behandlung der überzeugende Beweis für ein besonderes Beispiel dieser Art.

Häufig bekennen Patienten unbewußte Phantasien, in denen sie ihren Wagen „zufällig" gegen Felsen oder Bäume lenken, um auf solche Weise ihren Tod als durch einen Unfall erfolgt erscheinen zu lassen. Ein solches Thema wird zum Beispiel in dem Schauspiel „The Green Hat" von Michael Arlen dargestellt. Man

kann nur vermuten, wie wirksam tödliche Unfälle durch mehr oder weniger bewußte Selbstmordtendenz zustandekommen.

Worin besteht nun der Unterschied zwischen tödlichen Unfällen und solchen, bei denen nur eine teilweise Körperverletzung erfolgt? Hier müssen wir jedenfalls ein Ausbleiben der vollen Mitwirkung des Todestriebes annehmen und vermuten, daß dieser beschwichtigt worden ist. Dies würde auch den von uns an anderen Formen von Selbstmord gemachten Beobachtungen entsprechen.[4])

* * *

Es genügt nicht zu sagen, daß derlei Unfälle einer unbewußten Absicht dienen. Es ist von wesentlicher Bedeutung, exakt zu erkennen, welcher Art diese Absichten sind. Bei Zeitungsnachrichten können wir diesbezüglich nur gewisse Schlüsse ziehen, während wir bei den psychoanalytisch studierten Fällen in der Lage sind, präzis festzustellen, wie die Unfälle dazu dienen, die betreffende Person für schuldhafte Handlungen und Wünsche zu bestrafen. Bei Fällen jedoch, die nicht tödlich verlaufen, dient diese Strafe nicht nur als Sühneleistung, sondern auch als Bewilligung weiterer Befriedigung durch die gleichen Handlungen und Wünsche. Dies ist in den eben angeführten Fällen vollkommen klar. Die schuldhafte Handlung drängt das Gewissen dazu, vom Ich einen Tribut zu fordern. In manchen Fällen ist dieser Tribut die (selbst herbeigeführte) Todesstrafe, in anderen jedoch scheint er weniger schwer zu sein, ja, merkwürdig genug, eine übergroße Leistung darzustellen. Dies läßt sich nach dem Prinzip der psychologischen Ökonomie nur erklären, wenn wir anneh-

[4]) Vgl. Menninger Karl A.: A Psychoanalytic Study of the Significance of Self Mutilations. Psa. Quarterly, Vol. IV, p. 408.

men, daß die „lokalisierte“ Selbstbeschädigung in der einen oder anderen Weise ein Lösegeld darstellt und das Ich vor der Auferlegung der Todesstrafe bewahrt. Dieses Preisgeben eines Teiles für das Ganze, nicht allein als Buße für Vergangenes, sondern auch als Freibrief für Künftiges, ist sowohl aus der amerikanischen Politik und ihrem Parteiwesen, wie aus den alten jüdischen Opferritualen bekannt. Der Inhaber eines gesetzwidrigen Unternehmens bezahlt „Schweigegeld“ oder „Ablöse“ an die Polizei seines Bezirkes, die ihrerseits, um sich diese „Einnahmsquelle“ zu sichern, einen Teil davon an ihre Vorgesetzten abtritt und so fort. Gelegentlich wird jedoch dieses einheitliche System durchbrochen, zum Beispiel, wenn der Unternehmer die Zahlung seines Tributs verweigert. In einem solchen Falle wird der Buchstabe des Gesetzes zu Hilfe gerufen, und das ungesetzliche Geschäft ist erledigt.

Man kann das gleiche Prinzip der periodischen Entschädigung für fortgesetzte Nachsicht gegenüber erotischen oder aggressiven Tendenzen bei vielen neurotischen Patienten beobachten, und auch der Ausbruch von Melancholie wird oft durch verschiedene Zwangstechniken aufgehalten oder hinausgeschoben. Besonders deutlich ist dieses Prinzip bei Patienten von sogenanntem „neurotischen Charakter“ ausgeprägt. Bei solchen Menschen treten die Aggressionen leichter als Handlungen denn in Form von Phantasien auf und sind den mit den Patienten vertrauten Personen wohl bekannt. Andererseits kann man aus dem Leben gewisser Menschen, die immer wieder Unfällen mit einer Ungeschicklichkeit und Regelmäßigkeit, die manchmal fast unglaublich erscheint, zum Opfer fallen, nicht den gleichen Schluß ziehen. Solche Menschen werden von den Schlagzeilenautoren der Zeitungen oft als *„hard luck champions“* bezeichnet.

Übrigens bringt die Zeitschrift *Time* (19. März 1934) das folgende Beispiel eines solchen Falles: Dieser Mann,

so meldet der Bericht, war dreimal vom Blitz getroffen worden; er war in einer Kohlengrube lebendig begraben gewesen; er war durch einen Artillerietreffer in die Luft geschleudert worden und hatte dabei den Verlust eines Armes und eines Auges erlitten; er war unter zwei Tonnen Sand verschüttet worden. „Bald darauf stürzte er von einem Felsen 30 Fuß tief ab; einige Zeit später wurde er von einem Pferd abgeworfen und durch einen Stacheldrahtzaun geschleift. Dann stürzte er in voller Fahrt von einem Bobschlitten und erlitt einen Schädelbruch... Mit 82 wurde er von einem Einspänner überfahren. Mit 83 überfuhr ihn ein Auto.“ Im gleichen Jahr noch stürzte er am Glatteis und erlitt einen Beckenbruch!

Wir können schwerlich erwarten, zur psychoanalytischen Untersuchung eines 83jährigen Mannes mit einer derartigen Reihe von Unfällen Gelegenheit zu finden, sind aber auf Grund der Fälle, die wir studiert haben, und der Prinzipien, die wir daraus ableiten konnten, in der Lage, auf die unbewußte psychische Verfassung einer Persönlichkeit Schlüsse zu ziehen, die sich in diese fortwährenden Kämpfe mit dem Tod gestürzt hat und imstande war, aus ihnen jedesmal, wenn auch nicht unversehrt, so doch siegreich hervorzugehen.

Ich selbst behandelte einen Patienten, der in seinem Leben 24 schwerere Unfälle gehabt hatte, darunter zum Beispiel die zufällige Vergiftung seines eigenen Kindes, und dreimal nacheinander Autounfälle, bei denen sein Wagen jedesmal an derselben Stelle vollständig zertrümmert wurde. Er demolierte so nacheinander elf Automobile. Es ließ sich feststellen, daß seine Schuld zum Teil aus unbewußten grausamen Mordwünschen gegenüber gewissen Mitgliedern seiner Familie bestand.

Abschließend sehen wir somit, daß uns, wenn wir auch einige der drastischesten Beispiele für absichtliche Unfälle in den Zeitungen finden können, eingehendes und wirkliches Verstehen nur auf Grund psychoanalytisch stu-

dierter Fälle möglich ist. An diesen läßt sich das Bestehen der gleichen Motive nachweisen, die uns aus anderen Formen der Selbstvernichtung — der vollständigen (Suizid) wie der partiellen (Selbstverstümmelung, Zwang, sich Operationen zu unterziehen usw.) — bekannt sind. Diese Motive umfassen die Elemente der Aggression, der Bestrafung und der Sühne durch den Tod als gelegentliche, aber außergewöhnliche Konsequenz.

Psychoanalytische Elemente in der griechischen Tragödie

Von Raffaele Cantarella, Neapel

Wir bringen im folgenden mit Zustimmung des Verfassers und des Verlages das Einleitungskapitel der Studie „Elementi Psicanalitici nella Tragedia Greca" des bekannten Vertreters der klassischen Philologie in Neapel (erschienen in „Dioniso"-Bollettino dell'Istituto Nazionale del Dramma Antico [vol. III. 1933, p. 321—335; vol. IV, 1934, p. 120—141 e 211—229]) in deutscher Übersetzung (von Hedwig Hoffer-Schaxel). Über den weiteren Gedankengang der Arbeit unterrichtet eine in „Imago", Bd. XXI, S. 255 ff. erschienene Besprechung.

Die gegenwärtige Blüte der psychoanalytischen Studien hat viele Forschungswege eröffnet und auf den verschiedensten Gebieten, von der Psychologie zur Ästhetik, von der Pädagogik zur Kultur- und Religionsgeschichte, Einsicht und Bewertung in die wichtigsten Tatsachen des Innenlebens gebracht; doch bis jetzt hat sie im Bereich der klassischen Philologie nur wenig geleistet. Man würde sogar richtiger sagen, daß sie nichts geleistet habe, denn das wenige, was bis jetzt von einigen Analytikern ausgeführt wurde, erweist sich doch nur als Anregung und interessanter Gesichtspunkt; es entbehrt so sehr der philologischen Methode und jenes Minimums an philologischer Vorarbeit, daß dem Leser jede Bürgschaft für einwandfreie wissenschaftliche Arbeit fehlt. Wer die Probe auf das Exempel macht, sieht sein Mißtrauen oft gerechtfertigt.

Günstiger liegen die Dinge im Bereich der Literatur und der modernen Kunst, wo eine solche Spezialvorbereitung, wie sie immer die Basis jeder ernsthaften

Untersuchung auf dem Gebiet des klassischen Altertums bleiben wird, nicht erforderlich ist.

Es ist nicht unsere Aufgabe zu erörtern, wieviel und mit welchen Resultaten in diesem Bereich gearbeitet wurde — sogar eine kurze Darstellung würde zu weit führen. Auch diesem Wissenszweig hat Freud durch seine Arbeiten „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva'", „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci", „Dostojewski und die Vatertötung" den Weg gewiesen; nach den Untersuchungen von Abraham, Rank, Lorenz, Winterstein, um nur die bekanntesten zu nennen, kann man, wenn auch mit der nötigen Zurückhaltung, zugeben, Baudoins emphatischer Ausspruch, Freud habe *„en passant renouvelé l'esthétique"* bestehe zu Recht. Es handelt sich um eine ganze Reihe von Untersuchungen, welche neue und unvermutete Elemente zum Verständnis des künstlerischen Phänomens beigebracht haben und besonders tauglich sind zum Erkennen des Geheimsten und Eigensten in der psychischen Persönlichkeit des Autors und gerade jener Momente, die man scheinbar vernachlässigen kann, und die sich oft als die wichtigsten seines Innenlebens enthüllen.

Dementsprechend werden wir oft beobachten, wie die Analytiker, ebenso wie auf andere Weise Lombroso und seine Schüler, in Verfolgung dieser Arbeitsmethode ein Faktum von der höchsten Wichtigkeit zu vergessen scheinen. Sie begnügen sich damit, wenn beim Studium des Lebensablaufes des Künstlers die Bedeutung einiger wesentlicher Komplexe und ihre spezifische Reaktion auf die Genese des Werkes ins rechte Licht gesetzt wurde. Aber es bleibt immer noch darzutun, wie und warum sie nur in einigen wenigen privilegierten Individuen zu künstlerischer Form und Wertigkeit ansteigen. Wie wir bereits wissen, und wie es sich immer deutlicher zeigt, muß man zugeben, daß in gewissen Lebensphasen kein Mensch dem Einfluß solcher übermächtiger Komplexe entgeht; aber während ihre Unterdrückung beim

Durchschnitt der Menschheit zu der Vielzahl der Neurosenformen führt, kann sie sich in einigen Auserwählten zum Kunstwerk sublimieren. Die Wahrheit ist, daß man auch in diesem Punkt behutsam vorgehen muß; nachdem man die Wichtigkeit bestimmter psychischer Sachverhalte kennengelernt hat, darf man sie nicht in dem Maße überschätzen, in ihnen die Ursache des Kunstwerks sehen zu wollen, die anderswo zu suchen ist.

Die psychoanalytische Forschung und ihre Anwendung auf Kunst und Ästhetik berührt dies nicht, denn sie hat ein großes Verdienst als Aktivposten: In ihrer Beleuchtung, und niemals vorher so vollendet, bekommt das Kunstwerk die Wertigkeit eines lebendigen, pulsierenden Dokumentes der Seele des Künstlers. Dies bedeutet nicht wenig. Eine gewisse Ästhetik gefiel und gefällt sich allzuoft darin, im Kunstwerk eine vage Phantasie ohne jede Realität zu sehen, ein unangreifbares Reich der Träume, in das der Künstler sich geflüchtet hat, um sich vor sich selbst und vor den anderen zu schützen. Statt dessen zeigt sich, daß das Kunstwerk seine tiefsten und lebensfähigsten Wurzeln in den Humus des psychischen Lebens des Künstlers eingesenkt hat und aus ihm seine lebendigsten und ergiebigsten Säfte schöpft. Nichts geht dem künftigen Kunstwerk von dem Moment an, da der künftige Künstler die Augen dem Licht öffnet, verloren; nicht einmal jene Epoche der Kindheit, der wir, einmal erwachsen, so wenig Aufmerksamkeit zu schenken gewohnt sind, eben weil wir selbst Kinder gewesen waren; nichts von alldem, was das Kind gesehen und gefühlt, gelitten und genossen, verstanden und mißverstanden, geliebt und gefürchtet, geflohen und begehrt hatte; keine von all den tausend und abertausend Erfahrungen fehlt dem künftigen Kunstwerk, alles prägt sich der sensiblen Seelenmaterie unauslöschlich ein. Die Jahre vergehen und mit ihnen scheint alles vergessen und verschwunden. Aber eines Tages überfluten von einem unbekannten

Seelenwinkel her Erfahrungen und Erinnerungen das Gedächtnis mit unerwarteter Heftigkeit und Zähigkeit; in Verwirrung und Schrecken zeigen sie uns die ganze Hohlheit der schwankenden Überbauten, die die Jahre und die Notwendigkeiten unseres Lebens über unserem wahren Sein errichtet haben.

Und dann finden wir in einem Gedicht, in einem Gemälde, in irgendeiner künstlerischen Schöpfung — ein wenig anders geordnet, aber nicht unerkennbar — das Echo jener fernen Stimmen: die Abbilder verlorener Visionen, welche unbemerkt in der Seele schlummerten, und erkennen gerade in ihnen jene lebendige und wahrhaftige Materie, die dem Kunstwerk zu seiner Dignität und allgemeinen Bedeutung verhilft; dann zeigt sich, daß gerade jene tief innerlichen und ausschließlich persönlichen Elemente gerechtfertigter Weise in den Augen der Psychologen den Wert von kostbaren Dokumenten der Seele annehmen.

Darum ist es nicht mehr notwendig, die Berechtigung und Wirksamkeit solcher Forschungen auf dem Gebiet der Ästhetik zu bestätigen. Wer in bezug auf psychoanalytische Studien auf dem Laufenden ist, weiß, daß die poetischen und künstlerischen Schöpfungen im allgemeinen den gleichen dokumentarischen Wert beanspruchen können und müssen, wie zum Beispiel im Alltagsleben der Traum, jener Enthüller unseres verborgensten Ichs. Der psychische Schaffenskeim ist immer in einem jener Elemente zu suchen, die vielleicht jenseits des Bewußtseins des Künstlers, aber nie jenseits seines Erlebnisbereiches liegen. Er schöpft niemals — und wie sollte er auch — aus einem ihm Fremden oder Indifferenten. Oft genügt der einfachste Stoff, die künstlerische Einbildungskraft anzuregen und unerwartete Strebungen zu enthüllen. Die Parallele zwischen Traum und künstlerischer Schöpfung kann darüber hinaus ausgedehnt werden durch eine Erwägung, die, soweit es mir bekannt ist, noch von niemandem gemacht wurde,

9*

und die mir von einiger Wichtigkeit scheint. Auch in den künstlerischen Schöpfungen wirken jene zwei Mechanismen, welche Freud als wesentlich in der Traumverarbeitung erkannt hat: nämlich die Verdichtung und die Verschiebung. Die Herausarbeitung dieser Parallele würde zu weit führen. Mir genügt es zu zeigen, daß wie im Traum, wo das moralische Bewußtsein noch versucht, ins Extrem zu gehen, sich zu verteidigen und in der Entstellung des Traummaterials unter der Form der Zensur wirkt, im Prozeß des künstlerischen Schaffens etwas sehr ähnliches geschieht. Die erste Form der Verschiebung verwandelt die Subjekt-Autor-Beziehung zu einer entpersönlichten Objekt-Kreatur-Beziehung, die dadurch die Schroffheit ihrer persönlichen und unmittelbaren Erfahrung verliert, um sich in eine künstlerische Fiktion zu sublimieren; und je strenger dieses moralische Ungestüm ist, desto mehr wird es darnach streben, die künstlerische Schöpfung in die unentwirrbaren Gespinste jener Allegorien zu verwickeln, welche, so betrachtet, nicht mehr, wie man es oft tat, als eine Art Belustigung und Zeitvertreib des Dichters erscheinen, um seine Interpreten zur Verzweiflung zu bringen, sondern als eine Gesetzmäßigkeit jenes zu ungestümen und zu gewalttätigen psychischen Lebens, das, wo immer es sich in seiner Kraßheit zeigen würde, nicht mehr Kunst wäre, sondern dem Bereich psychopathischer Erscheinungen angehören würde. In diesem Sinne kann man von einer kathartischen Funktion der Kunst sprechen.

Aus dem Kreis solcher Untersuchungen ist die griechische Literatur praktisch bis jetzt ausgeschlossen geblieben, wenn man die Arbeiten Ranks und seiner Nachfolger ausnimmt. Und doch gibt es kaum ein reicheres Arbeitsfeld als jene Epoche, in der der Mythos — den man als gemeinsamen Traum bezeichnen könnte und der als solcher von elementarer Bedeutung für die psychoanalytische Forschung ist — noch seinen

ganzen Wert als schöpferische Inspiration in der Seele des Künstlers hatte. Wir beabsichtigen, gerade von der Tragödie zu sprechen, die von vielen Gesichtspunkten aus als die genialste Kunstform erscheint, die Griechenland hervorgebracht hat.

Schließlich war es gerade ein Mythos, ein tragischer griechischer Mythos, welcher Freud die Existenz eines der wichtigsten Komplexe enthüllte: den Ödipus-Komplex. Nach der griechischen Mythologie benannte Freud den Narzißmus; andere Autoren haben in diesen primitiven Komplexen, andere weniger umfassende und spezifischere Komplexe zu erkennen geglaubt, wie den des Prometheus oder der Diana. Erinnern wir uns auch daran, daß es schließlich Artemidorus von Daldis war, der bedeutendste Vertreter der griechischen Traumdeutung, von dessen Gedankengängen ausgehend Freud seine Ansichten über die Deutung und Bedeutung des Traumes gebildet hat.

Diese Termini und diese Anregungen sind nicht, wie man sich leicht denken kann, ein bloßer Zufall. Was die ewige Lebensfähigkeit und die geniale Größe der griechischen Kultur ausmacht, ist gerade der Umstand, daß keine Einstellung, keine Strömung, keine Gedankenrichtung im gesamten geistigen Leben der abendländischen Menschheit nachzuweisen ist und vielleicht nachzuweisen sein wird, die nicht aus der griechischen Kultur auslösende Anregung und vielleicht mehr als das empfing.

In dieser Beziehung ist die griechische Mythologie eine unerschöpfliche Fundgrube. Man kann sagen, als das griechische Volk noch keine Denker und Philosophen besaß, symbolisierte es mit Hilfe seines Mythos die genialsten Vorstellungen über den Menschen, das Leben und den Tod, über all die ewigen Probleme der menschlichen Seele. Das erklärt auch die ungeheure Differenz zwischen der griechischen Mythologie einerseits und all den übrigen, auch den entwickeltsten Mytho-

logien, wie zum Beispiel den vedischen oder germanischen, anderseits. Alle anderen entbehren jenen tief symbolischen und allgemein gültigen Wert der griechischen Poesie, in der die griechische Seele ihre frühesten Erfahrungen und philosophischen Offenbarungen einkleidete. Für die Griechen ist der Mythos eine ursprüngliche und geniale Form, den tiefsten Erfahrungen ihres Geistes poetischen und plastischen Ausdruck zu geben; es ist eine Form des Denkens, die aus dem Ich in Form von Bildern die tiefsten unbewußten Offenbarungen löst, die in jener glücklichen Morgenröte europäischer Kultur die logische Form des Gedankens nicht kannten und nicht kennen konnten. Heute ist die Traumtätigkeit das einzige Überbleibsel der Mythenbildung im Einzelwesen.

Diese Betrachtungen genügen, um die ungeheure Wichtigkeit der griechischen Mythologie für solche Forschungen ins rechte Licht zu rücken. Es gibt noch allzuviele, die es müßig finden, in ihr irgendeinen Sinn zu suchen, weil sie sie als eine Anhäufung verworrener, unsinniger und nichtssagender Dichteleien ansehen.

Die offizielle Philologie ist bei der naturalistischen Interpretationsmethode angelangt, der künstlichsten und oberflächlichsten, die außerdem noch aus irrigen und übertriebenen Vergleichen mit anderen Mythen entstanden ist; gerade durch die zu weit getriebene Parallele verlor sie die unvergleichbaren Werte der griechischen Mythologie aus dem Auge. Wie ist es überhaupt erlaubt, der griechischen Intelligenz jene Beschimpfung anzutun, zu glauben, sie hätte eine so unermeßliche Vielfalt von Mythen erfunden, lediglich um in einer banalen allegorischen Einförmigkeit zwei oder drei Naturerscheinungen auszudrücken, wie Sturm und Blitz, das ewige Kommen und Gehen von Tag und Nacht, das Sterben der Natur im Herbst und ihr Wiedererwachen im Frühling.

Weit tiefer und unerschöpflicher ist der Reichtum der symbolischen Geheimnisse, die der griechische My-

thos offenbaren kann. Wie durch die Studien des Vico und durch die Gesichtspunkte, die er an die Philologie herantrug, die Philosophie und die historischen Wissenschaften erneuert wurden, weil er sie in den Stand setzte, zum erstenmal in der Geschichte der Wissenschaft die Wurzeln des primitiven Menschen zu verstehen und wieder zu finden, so ist es heute das Verdienst Freuds und seiner Schüler, durch ihre psychologische Deutung die Menschheit dazu gedrängt zu haben, sich selber zu erkennen; sie haben dadurch so viele Bereiche des Geistes und der Wissenschaft erneuert, daß sich noch nicht sagen läßt, bis zu welchen unvorhergesehenen Zielen diese Erneuerung noch führen kann.

Wollten wir nun versuchen, die griechischen Mythen auf ihre vielfältigen psychoanalytischen Determinanten hin zu untersuchen, so würde eine solche Untersuchung zu viel Raum beanspruchen. Wir finden Mythen, deren Herkunft und Bedeutung so durchsichtig ist, daß ihre psychoanalytische Interpretation vollkommen legitim und sogar die einzig befriedigende wäre. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, genügt es, an Hesiods Mythos von den Generationen und an das goldene Zeitalter des Kronos zu denken. Niemand übersieht, daß wir im Mythos, dessen Erfinder, der nur ein einziger sein kann und uns unbekannt bleibt, ein völkerkundliches Zeugnis vor uns haben, dem in der Beziehung zur Gesamtheit die gleiche Bedeutung zukommt wie dem Traum für das Einzelwesen. Er entspricht genau dem Traum mit seinen Merkmalen und seiner ursprünglichen Sonderfunktion: der vorgestellten Erfüllung eines Wunsches, den die Wirklichkeit nicht befriedigt. Und eben dieses Faktum bedeutet eine Art Sicherheitsventil. Denn in der Tat, ohne die Wohltat der Traumbefriedigung wäre der Mensch dazu verurteilt, sich ewig mit diesen Wünschen und der Wirklichkeit, die sie verbietet, auseinanderzusetzen. Das gleiche bietet der Mythos der Einbildungskraft eines zu Arbeit, Schmerz und Elend verurteilten

Volkes: Jeder erinnert sich an die instinktive Abneigung und die kärgliche Anteilnahme, welche das griechische Volk immer für alle Elendssituationen bewies; so flüchtete sich die Illusion in das Wunschbild einer glückseligen Vergangenheit, in der alle Menschen gerecht, schön und unsterblich gewesen, in der die gesegnete Erde nicht durch Schweiß und zermürbende Arbeit gezwungen werden mußte, für Alle reichliche, sichere Nahrung zu geben, in der die Götter noch auf der Erde wohnten mit den Menschen und diese mit jenen gleichgestellt waren, und in der die Menschen noch nicht jene beißende Begierde nach Besitz und Eigentum kannten, die sie vielleicht zum erstenmal die Waffe erheben ließ, den einen gegen den anderen, und aus ihren Händen Krallen machte, zu rauben und zu töten.

Was ist das anderes als ein Traum? Und die ruhige Sicherheit eines mächtigen, reichen Herrn hat ihn wohl kaum geboren; er stammt aus der Angst und der verzweifelten Trostlosigkeit eines Mannes, für den der Schlaf den allzu kurzen Intervall zwischen einem Mühsal und einem anderen bedeutet, das alle seine Tage ohne Ende bis zum Tod begleitet; aus der gequälten Seele einer armen Kreatur, die in der Wirklichkeit nur die Arbeit kennt, und die von einer unerreichbaren Glückseligkeit träumt.

An solchen Mythen ist die griechische Tragödie überreich, so daß sie dem einseitigen Betrachter wie eine Galerie erscheinen könnte, in der jeder menschliche Zustand und die wesentlichen psychischen Konflikte durch ein tragisches Urbild personifiziert werden.

Es ist noch nicht genügend berücksichtigt worden, jedoch von überragender Bedeutung, daß sozusagen die Atmosphäre, in der sich beinahe alle griechischen Tragödien abspielen, die Familie ist, und daß das Drama sich zwischen Blutsverwandten abspielt. Ödipus und Jokaste, Antigone und Ödipus, Eteokles und Polyneikes, Agamemnon und Iphigenie, Orest und Klytä-

mnestra, Phädra und Hyppolit: das ist zum größten Teil der Sagenkreis, in dem der tragische Genius der Griechen sich bewegt. Und jede Figur stellt eine Erscheinungsform und ein Stadium des urewigen Konfliktes dar. Zur Vervollständigung kommt hinzu, daß es sich immer um hochgestellte, königliche, heroische Familien handelt, beinahe jenseits der Menschheit, in jener Zone, die an Göttlichkeit grenzt. Für die Griechen war Norm, was dann Kanon und Wesensmerkmal der Tragödie im Gegensatz zur Komödie wurde, wenigstens bis zur Aufstellung der bekannten Definition des Aristoteles, die ihrerseits nur eine auf Grund der traditionellen Praxis formulierte Feststellung war. Auch dieser Adel der tragischen Personen verdankt seinen Ursprung nicht einfach dem Zufall oder der einfältigen Phantasie des Volkes. Wer um psychoanalytische Ergebnisse weiß, weiß auch was im volkstümlichen Märchen alle diese Könige, Helden und Götter bedeuten: Sie sind nichts anderes als Vatervertreter. Durch dieses Mittel wird der Konflikt aus dem wirklichen Leben herausprojiziert in eine Ausnahmsmenschheit, in einen Sagenkreis, und beinahe könnte man sagen, auf Grund dieser Verschiebung passieren jene Dinge in der Wirklichkeit des Alltags und bei den gewöhnlichen Menschen glücklicherweise nicht.

Es genügen diese Betrachtungen, um zu zeigen, von welcher Bedeutung die Anwendung psychoanalytischer Forschungsrichtungen auf die griechische Tragödie wäre. Denn zwischen der Tragödie als Kunstform und psychoanalytischen Ergebnissen besteht eine besondere Affinität.

Man muß jedoch, um diese Erscheinung und ihre Entstehungsgeschichte gut zu verstehen, im Auge behalten, daß die Tragödie keineswegs — nur einer oberflächlichen Betrachtung könnte es so scheinen — die Offenbarung einer primitiven Geistigkeit und Kunst ist. Die Tragödie ist ganz im Gegenteil der Abschluß und die

vollkommenste Blüte einer Zivilisation, deren größte Ruhmestitel homerische und hesiodische Poesie heißen, die Schöpfung der Lyrik, der Musik und des Tanzes, die Ursprünge der Geschichte, der Philosophie, des wissenschaftlichen Geistes, des dorischen Tempels, der Bildhauerkunst. Zuallerletzt, fast wie um den Gehalt und die Schönheit jeder dieser Formen und dieser geistigen Beweglichkeit auszuschöpfen, entstand die Tragödie.

Primitiv ist in ihr nur der Rohstoff, der Mythos des Sagenkreises und der Epen. Aber aus dem Besitzstand der alten Sagas, den das Epos dem griechischen Volk teuer und vertraut gemacht hatte, blieb nichts übrig, als der äußere Anschein, und auch dieser nicht ohne bedeutsame Veränderungen durch die dramatische Verwicklung. Die Deutung des Mythos ist absolut neu. Die bloße Idee, den Mythos aus dem Bereich der Fabel herauszuführen, ihn in eine lebendige Person zu verwandeln, die vor unseren Augen handelt und leidet, ihn aus den mystischen Fernen niedersteigen zu lassen, um ein gegenwärtiges tragisches Menschenschicksal zu gestalten, das durch das Medium einer sublimierten künstlerischen Erfahrung Tatsache unseres Lebensraumes wird, dies ist die entscheidende geniale Neuheit der Tragödie. Hervorgegangen aus der unpersönlichen, namenlosen epischen Phase, wird der Mythos zu einer Stätte wechselvoller Wirklichkeit, in der Musik und Dichtkunst ein Asyl höherer Ethik schaffen, in der die unerwartete und unvermeidliche Immoralität des ursprünglichen Mythos sich löst und reinigt. Dies ist die schöpferische Tat des Äschylos. Soweit wir es wissen, war der Antrieb zum antiken dithyrambischen Chor nicht aus dem Bereich der dionysischen Mythen hervorgegangen, sondern der Epoche der göttlichen und übermenschlichen Mythendarstellungen entnommen, die die Menschen der neuen Zeit nicht interessieren konnten. Nun muß man sich aber auch fragen, warum gerade zu diesem Zeitpunkt Äschylos neue Inhalte und neue Formen brauchte, weshalb

ihm weder die epische noch die lyrische genügen konnte, die doch Xenophanes, Theognis und Solon dazu gedient hatte, den Menschen die ersten Worte über eine neue ethische Welt zu sagen. Ebensowenig genügte ihm die Philosophie, die es doch verstanden hatte, aus dem ursprünglichen Antrieb der kosmogenischen Neugierde des Hesiod, aus den physiologischen Spekulationen der Jonier, durch Pythagoras, durch Heraklit und die Eleaten zum Mittelpunkt spekulativen Interesses zu werden, das sich so vom Himmel und den Göttern weg den Menschen und der Erde zuwandte; so sehr, daß binnen kurzem das ganze antike Ideengebäude unter den unbarmherzigen Schlägen der sophistischen Kritik zertrümmert wurde, die nur dem leer scheint, der nicht versteht, in welcher grenzenlosen und tragischen Angst um die Macht menschlichen Wissens sie wurzelt.

Aber dieses genügt nicht, um das Phänomen Äschylos zu erklären. Nur die Kunst — eine neue Kunst — konnte das Wunder vollbringen. Und so wurde der Mythos zum Drama, das Märchen zur Handlung; aus der Unendlichkeit der Zeit, in der die Einbildungskraft ihn geschaffen hatte, wurde er zum erstenmal in den Mittelpunkt gestellt, um den Menschen Leben und Tod unter einem neuen Gesichtspunkt zu zeigen. Heute wäre derselbe Stoff in vielen Fällen höchstens der banale Inhalt einer Chronik, wenn auch einer königlichen. Aber damals tauchten Musik, Tanz und Poesie, das trostlose tragische Ereignis in eine Atmosphäre von Überschwang und religiösem Mitleid, die der verwandelten Handlung von neuem ihren menschlichen Gehalt nahmen. Und hier bietet sich eine neue Erkenntnis: Gerade dieses Wiederaufleben in der Seele des Künstlers gibt der Tragödie ihren hohen Wert und ihre Schönheit. Niemand kann glauben, daß ein Dichter wie Äschylos aus der reinen Abstraktion eine so vollkommene künstlerische Welt hätte schaffen können; er gestaltet durch das Medium der eigenen Seele, durch die tragische Anschauung vom Leben

und formt damit den klassischen Mythos zum Ausdruck der neuen geistigen Notwendigkeit. Und von da an bis zur letzten Tragödie des Euridipes durchforscht der griechische Geist mit einer sonst nie erreichten Kraft und Tiefe diese dunkle Arbeit der Seele, welche glaubt, im Kampf mit einer verhängnisvollen höheren Macht zu stehen, und die statt dessen mit sich selber kämpft, schmerzlicher und gefahrvoller als gegen jede äußere Gewalt; die stets und immer nur sich selbst findet als die wirkliche Wurzel jedes ihrer Übel und jedes quälenden Konfliktes; und die in der Wirklichkeit so oft unterliegt. Aber in der Kunst wie im Traum gelingt es ihr, den Weg der Rettung zu erkennen schon dadurch, daß die schwankende Wahrheit nun in die künstlerische Gestalt von Welt und Ewigkeit projiziert wird.

Dadurch ist die Tragödie die erste und vollkommenste psychoanalytische Kunstform, denn es gelingt ihr zuerst und am wirkungsvollsten eine intime Erfahrung des Dichters und eine persönliche Ansicht vom Leben auszudrücken. Sie wird aus einer neuartigen geistigen Arbeit geboren, die nun entdeckt, daß die antiken Götter, die alten und harmlosen Fabeln, der sichere und eingeengte Glaube der Vergangenheit, ihr nicht mehr genügen. Sie entsteht aus einer neuen Angst vor dem Unbekannten und Unendlichen, aus einem Bedürfnis nach Vertiefung und Überwindung zugleich, das sich jetzt zum erstenmal zeigt. Gleich beim Auftreten der ersten Merkmale dieses Übels muß das homerische Epos Hesiod den Platz räumen, und dieser weicht der Lyrik. Im Mittelpunkt der künstlerischen Handlung steht nicht mehr das Objekt, sondern das Subjekt: nicht mehr das Mir, sondern das Ich. Aber trotzdem, wer die griechische Lyrik kennt, weiß, daß sie von der Epik beinahe immer, nicht nur die äußeren Gesten, die metrische Form und den Sprachschatz übernahm, sondern auch die Grundeinstellung dem Leben gegenüber, und daß sie deshalb eher eine episch-lyrische Dichtkunst war, die von wenigen

Ausnahmen abgesehen, weit davon entfernt war, jene Gewalt der Inspiration zu erreichen, die das Ich ins Zentrum der künstlerischen Handlung stellt und durch das Ich das Universum deutet, was für uns mit gutem Grund die Eigenart und den Wert des Lyrismus ausmacht.

In Wirklichkeit stand auch in jener episch-lyrischen Epoche der griechische Geist seinem tiefsten Gehalt fremd gegenüber. Oder vielleicht zieht man es vor, für den Anfang einen glückseligen Zustand der Gnade anzunehmen, der dann nicht mehr war; und erst dann tritt plötzlich die Mühseligkeit dieses Zwiespaltes auf.

Eines Tages bricht sie unbezähmbar hervor, und unter zwei scheinbar verschiedenen Äußerungsformen können wir die grundsätzliche Einheit der psychischen und ethischen Faktoren feststellen, die sie hervorrufen werden. Obwohl sie vom Epos den mythischen Stoff und von der Lyrik die orchestralen und melodischen Formen entlehnt, so verdankt die Tragödie doch dem ethisch-religiösen Zwiespalt ihre stärkste und fruchtbarste Originalität. In der Philosophie — die unter anderen Gesichtspunkten die gleiche Entwicklung zeigt — geschieht dasselbe. Der kosmisch-physikalischen Epoche des jonischen Zeitalters, das im großen und ganzen dem episch-lyrischem entspricht — denn beiden ist die grundlegende Tatsache gemeinsam, daß das spekulative Interesse sich von der Innenwelt weg der Außenwelt zuwendet, in der das Ich sich identifiziert, aufgezehrt und beinahe annulliert wird — folgt, besonders durch die Erkenntnisse der großgriechischen Schule vorbereitet, das Wiederaufleben der Sophistik, die mit einem Schlag das Interesse von außen nach innen verlegt und das Ich in den Mittelpunkt des Denkens rückt, und die entdeckt, daß nur mittels der Kenntnis des Ichs der Mensch in den Stand gesetzt wird, die ganze äußere Welt wirklich und bedeutungsvoll wiederzugeben. Durch diese einfache Verlagerung des geistigen Zentrums

wird die Sophistik unweigerlich dazu getrieben, Bilderderstürmerin zu sein gegen alle Formen der Vergangenheit, weil sie, jedes Inhaltes entleert, als hohle Konstruktionen ohne jeden Sinn erschienen. Und als dann mit Sokrates die letzte Stufe auf diesem Wege vollendet war und das ethische Problem sich in neuer und unerwarteter Tragik erhob, wurde es zum Zentrum der Philosophie und zum Stützpunkt, von dem aus sich alle Hebel dieser schrankenlosen Dynamik in Bewegung setzten; und von hier aus läßt sich für den tiefer Blickenden verstehen, worin der letzte Wert und Nutzen der Sophistik gelegen ist.

Wie immer eilt die Kunst der Philosophie voraus, der Mythos wird zur Erfahrung, die Intuition überholt den logischen Gedankenablauf. Durch die Einführung der zweiten handelnden Person erschafft Äschylos die Tragödie; denn der tragische Gegensatz zwischen den Personen ist nicht nur eine äußere Form, sondern das Wesen der Tragödie. Seien wir vorsichtig! Es genügt nicht zu sagen, der Keim des Dramas sei die Idee, eine mythische Handlung durch eine reale Person darstellen zu lassen. Ohne die Erfindungsgabe des Äschylos wäre es immer auf der dithyrambischen choreographisch-lyrischen Stufe stecken geblieben, die, wie die Erfahrung lehrte, weder für künstlerische Entwicklung noch für psychologische Deutung mehr empfänglich war. Ohne zu sagen, daß das Drama, wie es den Anschein hat, ausschließlich dionysisch war, blieb es doch in einer fremden und fernen Fabelwelt befangen, die nicht mehr befriedigen konnte, und der man noch viel weniger die neuen Erkenntnisse aufpfropfen konnte.

Das Drama verläßt den Monolog und alles, was er psychologisch bedeutet, um in den Dialog einzutreten. Die Tragödie enthüllt sich als der Gegensatz zwischen den Personen, und gerade dies ist ihr Lebenselement; sie ist die plastische Äußerung dieses Konfliktes. Aber gerade dadurch ist sie von nun an keine Fabeltragödie

mehr, sondern die Tragödie lebender, heutiger Menschen, die in einer Wirklichkeit von Zeit und Raum leben, kurz und gut, es ist die menschliche und geschichtliche Tragödie, in der jede Person inmitten der lebendigen Tragödie ihr Leben lebt durch das Medium ihres eigenen Ichs, das für jeden den Mittelpunkt der äußeren Welt bedeutet, so daß sich das Drama als die ewig unvereinbare Gegenüberstellung der verschiedenen einander widersprechenden Iche enthüllt. So erweist es sich, daß die Tragödie nichts anderes ist als der Gegensatz eines aus sich herausgestellten Ichs zu einem anderen Ich; oder — vielleicht liegt hier die Wahrheit — es glaubt ein anderes zu begegnen und trifft einen anderen Sektor, eine andere Manifestation des eigenen Selbst, aber immer und ausschließlich sich selber.

Und gerade dadurch ist der Konflikt unausweichlich. Nach der landläufigen Auffassung, der dualistischen und pluralistischen, muß die Tragödie glücklich enden, sonst ist sie keine Tragödie. Nur in der Betrachtung seiner selbst erwirbt der Geist das schmerzliche und vergebliche Wissen der unauflöslichen Gegensätze. Nur in dieser auf das Ich gerichteten Schau ist die Erkenntnis möglich, daß dies die wirkliche Tragik ist. Würde es sich um einen Konflikt zwischen zweien handeln, der epische Zweikampf würde ihn aufheben: der Schwächere unterliegt. Aber hier ist nur eine Erledigung möglich: der Selbstmord. Wie man sieht, erscheint nicht grundlos gerade hier dieses Motiv zum erstenmal in der Kunst. Und die natürliche Form der tragischen Lösung, das Zunichtemachen, das Ertöten des Ichs in sich selbst, der Zwiespalt in sich selbst und durch sich selbst enthüllt sich als eine unvermeidliche Lebenskonsequenz; Ajax, Phädra, Antigone, Emone, Deianeira, Jokaste, Medea seien als Beispiele genannt. Weshalb sie sich vernichteten, ist unwichtig. Jenes Gefühl, jenes Ungestüm, das sie dazu führt, sich selbst auszulöschen, ohne Rettung, und das wir mit der wahren Ursache verwechseln,

ist nichts anderes als die letzte Determinante, als der dynamische Inbegriff der Lösung des Gegensatzes; der leise Flügelschlag, der vielgestaltig und unerbittlich jedes unheilschwangere Schicksal berührt, ist die Tragik des menschlichen Lebens selbst. Und wenn der tragische Held nicht sich tötet, so mordet er. Es ist Orest, der Klytämnestra tötet, Agamemnon, der Iphigenie opfert, Medea, die ihre Kinder umbringt, Polyneikes, der Eteokles tötet und von ihm getötet wird: Immer ist es das Ich des Menschen in seinen Blutsverwandten — im Sohn, im Bruder, in Mutter und Vater; kein fremdes Wesen wird getötet, sondern ein Stück Ich, und auch darin enthüllt sich, wenn auch hin- und hergetrieben, jene Vernichtungskraft der Seele — die Tragik des Gegensatzes.

Nur auf diese Weise kann man gewisse äußerliche Formen der Tragödie verstehen und werten, die sonst nichtig und seltsam blieben. Dies ist die Bedeutung des Todes in der tragischen Handlung, in der doppelten Form des Mordes und des Selbstmordes. Hätten die griechischen Dichter in dieser Lösung durch den Tod nur ein leichtes Auskunftsmittel und eine erfolgversprechende Sensation gesucht, so hätten sie ihren Zuschauern nicht, wie es immer geschah, den Augenblick des Geschehens verborgen. Sie machten sich hingegen eine besondere szenische Einrichtung zunutze und ließen den Tod des tragischen Helden von einem Augenzeugen ankündigen und schildern. Auf diese Weise vermieden sie nicht nur den peinlichen und schmerzlichen Eindruck eines Todes *coram publico,* sie gaben dadurch vor allem klar zu verstehen, daß es ihnen nicht auf den krassen Effekt des Todes als pathetisches Element ankäme, sondern daß allein dem erfüllten Schicksal Bedeutung zukäme. Durch dieses Verfahren der Schilderung wurde der Tod vom Sachverhalt, der er gewesen, zum Mythos entrückt; er reinigte und veredelte sich in einem Licht, das nur die Kunst spenden konnte, und das die grobe Darstellung des physischen Ereignisses nie hätte ver-

mitteln können. Hieraus läßt sich auch eine Tatsache verstehen, für die man vergeblich viele Erklärungen versucht hat; nämlich die Tatsache, daß die Zahl der Schauspieler auf drei und später auf neun beschränkt blieb. Auch dann, als die tragische Verwicklung sich komplizierte, gab es höchstens die drei Träger des eigentlichen Dramas. Die entscheidenden Ursachen für diesen Sachverhalt liegen vielleicht in der religiösen Herkunft des Dramas; wie in einer Kulthandlung mit beinahe liturgischem Inhalt begegnen wir auch hier einer gewissen traditionellen Unveränderlichkeit der Form, der sich sogar die vorurteilslosesten und revolutionärsten Geister wie Euridipes und die Nachfolger des Euridipes beugten. Aber die Wahrheit ist vielleicht, daß die griechischen Dichter immer fühlten, die Tragödie sei bloß scheinbar ein Vielheits-Konflikt, aber in Wirklichkeit und im Wesentlichen sei es einzig und allein ein Konflikt des Ichs, der sich in verschiedenen Facetten äußerte. Dann kommt es nicht so sehr darauf an, verschiedene Gesichtspunkte zu zeigen, die sich doch auf wenige grundlegende reduzieren, als wahre und tiefe. Übrigens wurde in der ganzen Zeit, durch die größere Anzahl der Handelnden kein großer Fortschritt erzielt; das Drama zerbröckelte und zersetzte sich und verlor seine eigenste Daseinsberechtigung.

Schließlich erklärt sich hieraus auch der Gebrauch der Maske und die Ausschaltung der Schauspielerin; denn ohne Zweifel sind dies formale und traditionelle Überreste der kultischen Spiele, die in der Tragödie neue Bedeutung erlangten. Die Maske verbirgt und unterdrückt das Angesicht, das unverwischbare Zeichen der Persönlichkeit. Auf diese Weise ist der tragische Held nicht mehr dieser oder jener, zugehörig einer körperlichen Wesenheit, er entpersönlicht sich dadurch, und idealisiert sich zu einem symbolischen, abbildhaften Gleichnis, das jene allgemein gültigen Merkmale des Geschehens darstellt, die ein einzelner Mensch mit

seiner subjektiven Individualität nie dartun könnte, ohne sie zu einer armseligen und menschlichen Sache zu erniedrigen. Mit der Maske löst sich das tragische Pathos vom körperlichen Zufall; es verzichtet auf den Körper, um im Lichte seiner Zeitlosigkeit seine Kraft wirken zu lassen — wie in der Bildhauerkunst, in der das Angesicht, seiner Augen beraubt, Wirkung und Wert einer Maske annimmt — und derselben Wirkung dient die Vereinheitlichung der Gesten und der Stimme, die eine lange Überlieferung vorschreibt. Auf diese Weise erlebt der Zuschauer den Träger der tragischen Handlung nicht so sehr als Privatperson mit einem persönlichen und eingeengten Schicksal, er konnte sich zur Vision eines Symboles der leidenden Menschheit erheben, das in diesem Augenblick einen Namen trägt, aber den sagenhaften Namen einer Legende; dank der Tatsache, daß das tragische Pathos kein Gesicht hat, kann es die tausend und abertausend Gesichter all derer tragen, die durch das gleiche Geschick leiden und sterben. Dies ist es, was der Grieche, der Dichter und der Zuschauer, in der griechischen Tragödie suchte und fand: nicht so sehr eine unmittelbare und spezifische Gestaltung, sondern ein Ereignis von allgemeiner Gültigkeit.

Man weiß, daß in Griechenland auch die weiblichen Rollen durch Schauspieler dargestellt wurden. Zu dieser Ausschaltung der Frau führten sicher zuerst religiöse Erwägungen und in der Folge auch ethisch-soziale. Dies ist nur teilweise zutreffend. Denn noch näher kommt man der Wahrheit, wenn man bedenkt, daß für die Griechen die Ersetzung eines Geschlechtes durch das andere, die unserer Art zu fühlen so viel Schwierigkeiten macht, vom ästhetischen Gesichtspunkt aus vollkommen belanglos war. Und auch dieses beweist, wenn solches zu beweisen noch nötig ist, die vorwiegend idealisierte, symbolhafte Geltung der Schicksalstragödie und ihrer szenischen Darstellung für die Griechen. So konnte auch ein Element außer acht gelassen werden, das

unserem armseligen Realismus von höchster Wichtigkeit erscheint. Hiezu kommt noch, daß sich auf diese Weise der Gegensatz der Geschlechter verminderte, weil der Antagonismus der Geschlechter nur durch einen ganz äußerlichen und formalen Bestandteil, das Kostüm, ausgedrückt wurde, während entscheidend war, daß jeder wußte, nur nach Erscheinung und Verkleidung handle es sich um eine Frau. In Wirklichkeit und ihrem Wesen nach, ist die Tragödie männliche Tragödie, der sich, wie es bei der Gegenüberstellung mit dem anderen Geschlecht natürlich ist, Elemente des geschlechtlichen Gegensatzes aufpfropfen, und in der sie sich wiederspiegeln. Aus natürlichen und offenkundigen Ursachen ist die Tragödie die eigentliche und innerliche Tragödie des Menschengeschlechts — die Tragödie des Mannes —, denn seine Seele quält nicht eine Sache, die von außen kommt, und sei es auch die größte biopsychische Gewalt; ihn quält in jener neuen Störung seines seelischen Gleichgewichts der Zwiespalt mit sich selbst. Und deshalb kannten die Griechen kein Liebesdrama, solange das Drama mit seinen Wurzeln verwachsen blieb und sich ihrer bewußt war. Äschylos' tragische Seelenkunde ist ganz männlich, Klytämnestra eingeschlossen. Seine Kunst hat ihren Ursprung in einer psychischen und phantastischen Dynamik, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt.

Mit Sophokles erscheint schüchtern und unsicher die weibliche Seelenkunde. Und erst Euridipes schafft aus dem weiblichen Pathos die schönsten Gestalten seiner Kunst.

Was bis jetzt gesagt wurde, mag genügen, um von der Rechtmäßigkeit, wenn nicht der Notwendigkeit zu überzeugen, gewisse schiefe und äußerliche Gesichtspunkte zu verlassen, und sich dem Studium der Tragödie mit tiefer schürfenden und wesentlicheren Gedankengängen zu nähern, um den Geist zu verstehen, aus dem die

künstlerische und intellektuelle Entwicklung der Menschheit geboren wurde.

Zu diesen Nachforschungen kann die Untersuchung über die Verwendung des Traumes durch die griechischen Dramatiker einen interessanten Beitrag liefern; sie erkannten in ihm eine Manifestation des psychischen Dynamismus und dadurch seine Wichtigkeit für den Verlauf der tragischen Verwicklung. Mit alldem, darüber darf man sich nicht täuschen, lüftet man keineswegs den Schleier vom geheimnisvollen Wesen der Kunst, aber man liefert einen Beitrag zum richtigen psychologischen Verständnis der Tragödie. Und wenn man auch einwenden kann, daß man erst heute auf Grund neuer Studien von psychoanalytischen Elementen im Drama sprechen könne, und wenn man solche Studien auch anachronistisch und willkürlich finden kann, so hoffen wir doch, die Tatsache zu beweisen, daß die griechischen Dramatiker vielleicht unwissentlich, aber dennoch, durch die Verwendung dieser Elemente ein Wissen ahnen lassen von der Tragweite der ganzen, von Träumen durchzogenen Welt des Unbewußten für die innerliche und psychologische Determination des Dramas und eben dadurch auch für den eigentlichen tragischen Seelenkonflikt, den der Dichter durch seine Kunst im tragischen Helden ausdrückt und darstellt.

Umsomehr, als die Untersuchung zeigen wird, daß jeder von dem Motiv einen andersartigen Gebrauch macht und andersartige Wirkungen damit erzielt, die seiner persönlichen Erfahrung entsprechen; denn der Dichter tut nichts anderes, als durch das Mittel der Kunst seine tiefsten Erlebnisse schöpferisch umgestaltet zu enthüllen.

Auf diese Weise, und nicht nur dadurch allein, können wir uns Rechenschaft geben über den eigentlichen Wert gewisser psychologischer und künstlerischer Merkmale im Drama und zugleich gewinnen wir durch das Medium des Kunstwerkes wichtige Aufschlüsse über das Seelenleben jener großen Geister. Und diese not-

wendige und unvermeidliche Abhängigkeit des künstlerischen Schaffens führt uns nicht in eine bloße Welt ferner Abstraktionen und Phantasien, sondern zu den geheimsten Wurzeln des Seelenlebens, zu dem, was für jeden von uns das Persönlichste und Wahrste ist: unser verborgenes Ich, das sich in der Kunst wie im Traum offenbart.

Über zwei Verse von Schiller

Von Richard Sterba, Wien

„Aus „Imago, Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen", Bd. XXI (1935).

Im Jahre 1928 habe ich in einem Aufsatz mit dem Titel „Zum dichterischen Ausdruck des modernen Naturgefühls" (Imago, XIV, 1928) einige Gedanken über dieses Thema mitgeteilt. Ich ging damals von zwei Versen aus Ariels Gesang in Faust aus, die lauteten:

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern,

und fand, daß die starke Wirkung dieser zwei Verse im Adverb „heilig" gipfelte. Dieses Adverb macht die Tätigkeit der Sterne, ihr Aneinanderschließen, über die notwendigerweise anthropomorphe, sprachliche Darstellung hinaus in erhöhtem Sinne zu einem menschlichen, eben heiligen Tun. Es ließ sich zeigen, daß durch diese Art der Darstellung die Außenwelt in zweckvoller, harmonisch menschlicher Weise belebt wird, wobei das bewegende Geschehen in der Außenwelt der Effekt des eigenen Wollens ist. Außenwelt und eigenes Ich werden somit durch die Art der dichterischen Darstellung E i n e s und der Lustgewinn des Naturgefühls, wie es uns im naturlyrischen Gedicht vermittelt wird, beruht auf der unbewußt bleibenden Erweiterung des Ichs über die engen Grenzen der eigenen Persönlichkeit hinaus in die sonst einschränkende Außenwelt hinein. Ich und Welt werden darin Eines. Dieses Einswerden betrachtete ich als eine Regression auf einen früheren Zustand der Entwicklung, auf dem Ich und Außenwelt so sehr noch eins sind, daß die Belebung der Außenwelt als selbstverständlich gilt. Die Technik der Außenwelts-

beeinflussung auf dieser Stufe ist die Magie. Das naturlyrische Gedicht wurde mir damit zur magischen Handlung.

In Freuds „Unbehagen in der Kultur" (Ges. Schr., Bd. XII) glaube ich, einige Bestätigung für meine Annahmen durch Freud erfahren zu haben. Freud versucht dort im ersten Kapitel die Erklärung eines Gefühls, das sein „Freund in Briefen" ihm als Einwand gegen die Behandlung der Religion als einer Illusion entgegengehalten hat. Der Freund in Briefen nennt dieses Gefühl das „ozeanische" und betrachtet es als tiefste Quelle aller Religionen. Die Wahl der Bezeichnung „ozeanisch" läßt uns vermuten, daß dieses Gefühl dem Naturgefühl nahe oder identisch sein müsse. Und wenn Freud das ozeanische Gefühl aus dem Bestehenbleiben eines, beziehungsweise aus der Regression auf einen primitiveren Ich-Gefühlszustand erklärt, in dem Außenwelt und Innenwelt noch keine scharfe Trennung erfahren haben, so deckt sich seine Erklärung des ozeanischen Gefühls mit unserer des Naturgefühls und wir dürfen die Identität von Naturgefühl und ozeanischem Gefühl, im Kern wenigstens, als gesichert annehmen. Dies nur als Nachtrag zu meiner Naturgefühlsstudie.

Ich glaubte nun damals, daß ich die Technik der modernen naturlyrischen Darstellung darin gefunden hätte, daß der dichterische Ausdruck die Außenwelt oder ein Stück davon unbemerkt über die sprachliche Notwendigkeit hinaus als belebt-bewegt erleben läßt. Ich nannte diese Technik die „kosmische Motilität". Und an dieser Stelle muß ich nun auf Grund zweier Verse von Schiller eine Korrektur anbringen, und zwar eine erweiternde Korrektur, denn an diesen beiden Versen ist mir eine andere Technik der stark wirksamen Darstellung des Naturgefühls aufgefallen.

Die beiden Verse stammen aus der Glocke und waren für mich, lange bevor ich ihr Geheimnis kannte, von einer hinreißenden Wirkung. Diese Wirkung hat übrigens

nicht nachgelassen, seitdem ich weiß, wie es in den Versen zugeht. Ich kann freilich nicht versprechen, daß die Wirkung auf jeden Leser die gleiche sein wird; das hängt wohl von der persönlichen Beziehung zum Naturgefühl und von der Begabung ab, den dichterischen Ausdruck desselben nachzuerleben.

Die Verse finden sich in dem Teil der Glocke, der die Schilderung der Stadt nach dem Brand enthält. Es seien ein paar Verse vorher zitiert, damit der Leser im Bilde ist.

Leer gebrannt
ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,

Und nun kommen meine beiden Verse, die ich absichtlich von den übrigen separiere, weil ihre Wirkung ohne die unmittelbare Nachwirkung des starken Stimmungsgehaltes des Wortes „Grauen“ reiner und kräftiger ist. Die Verse lauten:

Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Es ist leicht zu merken, daß das Wirkungszentrum wieder ein Adverb ist, nämlich das Wort „hoch“, im Verein mit dem darauffolgenden „hinein“. Das Wort „hoch“ ist ja auch von Schiller prominent an die Spitze des zweiten Verses gestellt. Der zweite Vers besteht ja nur aus den beiden Worten „hoch hinein“. Wenn wir das Adverb „hoch“ seinem Sinn nach aufzulösen suchen, so merken wir gleich, daß sein Sinn nicht ist, die Tätigkeit des Schauens der Wolken unbemerkt zu verstärken. Denn das „hoch“ hat mit dem Schauen nur insofern zu tun, als es das Schauen zu einem von hoch oben herunter macht, was keine Verstärkung im Sinne

der kosmischen Motilität bedeutet. Die Wirkung des „hoch" in den Versen „Und des Himmels Wolken schauen hoch hinein" ist eine ganz andere: Sie ist eine vermittelnde zwischen unserem bodengebundenen, menschlich kleinen Ich und den hoch oben ziehenden Wolken. Es ist nicht ganz leicht, diese Wirkung erklärend zu erläutern. Sie beruht auf der Gleichzeitigkeit der Darstellung sowohl der schauenden Wolken, mit denen wir vermöge des sprachlichen Ausdrucks „hineinschauen" identifiziert sind, als auch des auf der Erde befindlichen eigenen Wesens, das die Wolken hoch oben ziehen sieht. Man befindet sich im Lesen dieser Verse also gleichzeitig hier auf der Erde und sieht hoch hinauf, wo die Wolken ziehen, wie man von hoch oben als Wolke hinein in die verbrannte Stätte blickt. Beide Standpunkte der Betrachtung, der von unten hinauf wie der von oben hernieder, sind in die knappen zwei Worte „hoch hinein" zusammengepreßt, verdichtet möchte man sagen. Damit scheint die Distanz zwischen oben und unten aufgehoben. Im „hoch" treffen sich die Ausgangspunkte der Betrachtung von unten und von oben.

Da aber die Worte „hoch hinein" gleichzeitig eine starke Bewegungsrichtung innehaben und vermitteln, reißen sie in ihrem Widerspiel das Ich von unten nach oben, während sie es doch gleichzeitig hier unten festhalten. Denn während das „hinein" doch eindeutig ein von oben hinein darstellt, beinhaltet das „hoch" die Richtung vom festen Boden aus als Ausgangspunkt nach oben in die Wolken.

Durch diese Bewegungsrichtung, die den Worten „hoch hinein" innewohnt, wird bewirkt, daß das Zusammenfallen der Betrachtungsstandpunkte hier und oben nicht zu einer Verringerung der Distanz auf die minimale Größe des eigenen realen Ichs führt, sondern daß im Gegenteil das Ich gewaltsam in die kosmische Distanz hinaus ausgedehnt wird. — Man merkt, daß ich mit Absicht das

Wort „hinreißend" für die Wirkung der beiden Verse gewählt habe. Diese plötzliche Erweiterung des Ichs in den Kosmos wird, für den Empfindenden, mit intensivem Lustgefühl erlebt. Die Genese dieses Lustgefühls haben wir uns mit Freud bereits klargemacht. Es kommt aus der Aufhebung der Scheidung zwischen Ich und Außenwelt, aus der Regression auf ein primitives Lust-Ich.

Während ich also bisher meinte, die Bewegung der Außenwelt in der dichterischen Darstellung sei die Technik des Anreizes für die Erweiterung des Ichs in den Kosmos im naturlyrischen Gedicht, muß ich nunmehr eine neue Technik aus der Analyse der zwei zitierten Schillerschen Verse zufügen. Man könnte diese Technik eine statistische nennen, weil sie zwei Standpunkte der Betrachtung im sprachlichen Ausdruck vereint. Ihre Wirkung ist dieselbe wie durch die Technik der kosmischen Motilität: eine Erweiterung des Ichs in die Außenwelt.

Edgar Poe — im Lichte der Psychoanalyse

Von Karin Michaëlis, Kopenhagen

Die nachfolgende Besprechung des Werkes: Marie Bonaparte, „Edgar Poe, Eine psychoanalytische Studie", Internationaler Psychoanalytischer Verlag in Wien, 1934, erschien als Feuilleton der Kopenhagener Tageszeitung „Politiken" vom 27. Januar 1935; aus dem Dänischen übersetzt von August Beranek.

Poe starb im Alter von vierzig Jahren. Der Trunksucht, dem Opiumgenuß ergeben, Zeit seines Lebens — — bis auf einige Jahre der Kindheit — bettelarm, endete er in einem Deliriumsanfall...

Die französische, in ihrer Heimat hochangesehene Psychoanalytikerin Marie Bonaparte hat ein mehrbändiges Werk über Poe und seine Werke veröffentlicht. Sie feiert damit einen großen wissenschaftlichen Triumph, vielleicht den größten, den die Psychoanalyse, wenn man von Meister Freud selbst absehen will, zu verzeichnen hat.

Manche Leser werden wohl beim Gedanken an eine psychoanalytische Studie, die einen Umfang von annähernd tausend Seiten, noch dazu in fremder Sprache hat, vor der Lektüre zurückschrecken. Ihnen sei sogleich gesagt, daß sich diese Studie über Poes Seelenleben, die an Hand eines Überblicks über seine Werke entwickelt wird, wie ein blendend geschriebener, streng komponierter und atemraubend spannender Roman liest. Und wenn man das Werk ein zweitesmal vornimmt, erfährt man einen doppelten Genuß.

*

Baudelaire verbrachte beinahe zwanzig Jahre damit, Poes Prosawerke zu übersetzen. Mallarmé wurde durch seine Übersetzungen der Gedichte berühmt — die aber letztlich doch unübersetzbar bleiben.

Edgar Poe hat für manche Dichtergeneration eine hervorragende Rolle gespielt. Vielleicht wird er gegenwärtig nicht besonders häufig gelesen, aber sicherlich wird seine Zeit bald wieder gekommen sein. Denn er veraltet nicht, er veraltet niemals. Ständig wird von ihm dieselbe gespenstische, hypnotische, erregende Wirkung ausgehen wie vor nahezu hundert Jahren, als seine Erzählungen und Gedichte entstanden.

Poe führt den Leser in verhexte Abgründe, in wirrverschlungene Labyrinthe, durch die er wie in schwerer Benommenheit irrt, bis er sich mit einem befreiten Seufzer wieder der nüchternen Wirklichkeit zuwenden kann, die ihn sonst umgibt. Poe erschreckt, verwirrt und verdüstert. Die Atmosphäre seiner seelischen Landschaften ist drückend wie die Luft vor einem unheilschwangeren Unwetter. Der Leser wird gefesselt, abgestoßen — und doch immer wieder von neuem gepackt.

*

Edgar Allan Poe wird am 19. Januar 1809 in Boston geboren. Sein Vater hatte seine Rechtanwaltspraxis aufgegeben, war zum Theater gegangen und hatte sich mit der blutjungen Schauspielerin und Tänzerin Elizabeth Arnold verheiratet. Der Ehe entsproß außer Edgar noch dessen um ein Jahr älterer Bruder Henry. Einige Monate vor der Geburt einer Tochter, Rosalie, verläßt Poe seine Gattin. Aus diesem Grund besteht ein gewisser Zweifel, ob Edgar und Rosalie den gleichen Vater haben.

Nach ihrem Bilde zu urteilen, ist Elizabeth Arnold von vollkommener Schönheit gewesen — sie erinnert auffallend an jene bekannten Porträtbildnisse, die vor dreitausend Jahren die Ägypter ihren Toten ins Grab mitgaben. Sie stirbt, als Edgar sein drittes Jahr vollendet, in bitterster Armut an Tuberkulose. Während die beiden anderen Kinder zu Verwandten kommen, wird Edgar von dem wohlhabenden Kaufmann John Allan adop-

tiert, dessen Gemahlin Frances der Junge von Anfang an vergöttert. Die Eheleute Allan haben miteinander kein Kind, dagegen hat John einige außerhalb der Ehe. Edgar wird von seiner neuen Mutter verwöhnt, vom Vater aber sehr streng behandelt. Als er sechs Jahre alt ist, unternimmt die ganze Familie eine Reise nach Europa, und Edgar kommt für einige Jahre in eine englische Erziehungsanstalt; doch kehren sie dann wieder miteinander nach Amerika zurück.

Als Vierzehnjähriger schreibt Edgar Gedichte. Er leidet keineswegs unter falscher Bescheidenheit und hat — bisweilen auf Kosten der Wahrheit — ein außerordentliches Bedürfnis, sich hervorzutun. Es steht für ihn klar und eindeutig fest, daß er zum Schriftsteller geboren sei.

Nun beginnt Frances zu kränkeln. Poe vermutet später, im übrigen zu unrecht, daß John Allan an ihrer Krankheit und an ihrem Tode Schuld getragen habe. Allan erbt ein bedeutendes Vermögen, doch seine angeborene Kleinlichkeit entwickelt sich gerade hierdurch zur Knauserei. Der sechzehnjährige Poe inskribiert an der Universität zu Virginia, aber der Vater gibt ihm so wenig Geld, daß er damit kaum die allerdringendsten und notwendigsten Ausgaben bestreiten kann. Er gerät so in eine erniedrigende und peinliche Lage. Gleichzeitig verläßt ihn sein Mädchen, Elmira, die ihm eben noch versprochen hatte, ihn später zu heiraten, und nun von ihrer Familie überredet wird, einen reichen Mann zu ehelichen.

Edgar beginnt zu trinken. Sein Vater war trunksüchtig, sein Bruder Henry war Epileptiker, sein Vetter Henry ein Säufer. Edgar trinkt nicht, weil es ihm schmeckt. Er gießt den Inhalt eines vollen Glases ohne irgendein Zeichen des Genusses in einem Zug hinunter. Hernach ergeht er sich in geistvoller Ausgelassenheit und überschüttet seine Kameraden mit den Produkten seiner

unglaublichen Phantasie. Dabei ist er nicht frei von Prahlerei.

Die Studenten spielen um Geld. Edgar, der keines hat, spielt mit. Verliert. Pumpt. Verliert eine große Summe. Der Vater erhält einen Brief, der ihn benachrichtigt, wie es um seinen Sohn steht, kommt Hals über Kopf und befördert ihn heim. John Allan ist so wütend, daß er sich nicht nur weigert, die Ehrenschuld zu bezahlen, sondern Edgar auch das weitere Studium verbietet.

Es kommt bald zum offenen Bruch zwischen Vater und Sohn. Edgar wird vor die Tür gesetzt und verläßt das Haus ohne Geld und ohne Kleider. Im nächsten Wirtshaus schreibt er einen Brief an den Vater und bittet ihn um ein wenig Geld für die erste Zeit und um Nachsendung seines Eigentums. Keine Antwort! Er schreibt nochmals. Er hungert. Er demütigt sich. Doch John Allan antwortet nicht. Da läßt sich Edgar für fünf Jahre zum Militär anwerben. Als Soldat führt er sich mustergültig auf, ohne je zu trinken oder zu spielen. Er wird befördert, erweckt Aufmerksamkeit durch seine Haltung und seine Fähigkeiten, und man gestattet ihm schließlich, seine Dienstzeit abzukürzen, um in *West Point* einzutreten, — ein Ort, der schon damals wie heute als die vornehmste Stätte für einen jungen Mann galt, der die militärische Laufbahn einschlagen wollte. Man verlangt jedoch, daß er sich mit seinem Vater aussöhne. John Allan will davon nichts wissen. Trotzdem gelingt es Edgar einige Zeit später, in *West Point* Aufnahme zu finden; aber er ist innerlich am Ende. Er kann sich nicht unterordnen, er trinkt, versäumt den Dienst und wird schließlich renitent, so daß man ihn hinauswirft.

Frances liegt im Sterben. Es ist ihr letzter Wunsch, den geliebten Sohn nochmals zu sehen. John erfüllt diesen Wunsch nicht. Frances weiß, daß sie sterben muß, und bittet ihren Mann darum, sie nicht begraben zu lassen, ehe Edgar sie noch einmal gesehen habe.

Doch nicht einmal dieser Wunsch wird respektiert. Als Edgar endlich erfährt, daß Frances tot ist, findet er nur mehr das verschlossene Grab vor. Er sinkt in Ohnmacht. Mit Gewalt führt man ihn weg. Doch er kehrt zurück und verbringt Nächte an dem Grab.

Im folgenden Jahr irrt er ruhelos umher. Seine Spur verliert sich. Man weiß nur, daß er Verse schrieb und sich einen gewissen Namen erwarb.

•

So landet er, heimatlos und mittellos, bei einer Tante väterlicherseits, Maria Clemm, einer Witwe, die sich und ihre gelähmte Mutter, ihre beiden Kinder und bald teilweise auch Edgar und seinen tuberkulösen Bruder durch Nähen ernährt. Hier findet Edgar die Zuflucht, die ihm bis zum Lebensende bleibt.

Keine Mutter kann je ihr Kind mit mehr Liebe, tieferem Verstehen und grenzenloserer Nachsicht umgeben haben, als Maria Clemm Edgar Poe. Nach außenhin eine ganz einfache Frau, muß sie doch ein Mensch von ganz ungewöhnlichem Innenleben gewesen sein. Trotz größter Armut, die dem Familienleben ihren Stempel aufdrückt, wahrt sie doch eine würdevolle Vornehmheit, die auf jedermann unauslöschlichen Eindruck macht. Sie ist um achtzehn Jahre älter als Edgar, und es wäre insoferne durchaus denkbar, daß sie ihn als Frau geliebt hat; doch beweisen alle ihre Handlungen die rein mütterliche Art ihrer Gefühle für ihn.

Hier begegnet Poe seiner kleinen Cousine Virginia, einem zarten Geschöpf von acht, neun Jahren. Sie zeigt deutliche Anzeichen von Tuberkulose, ist leicht und beweglich und ganz behext von ihrem großen, schmucken Vetter, der sich auch seinerseits zu dem schmetterlinghaften Wesen des Kindes hingezogen fühlt.

Edgar ist jetzt im übrigen in eine gewisse Mary Devereaux verliebt, die ihn auch heiraten will. Aber eines Abends besucht er sie in schwer betrunkenem

Zustand, und sie erschrickt so sehr, daß sie auf der Stelle mit ihm bricht. Später schildert sie ihre kurze Liebe, will aber die Begebenheiten jenes Abends nicht berühren.

Poe war damals Anfang oder Mitte Zwanzig.

Man weiß nicht genau, wann er beschloß, sich mit seiner Cousine zu verheiraten. Seine Freunde, die seinen Wunsch geahnt haben, bieten alles auf, um ihn an diesem wahnwitzigen Vorhaben zu hindern. Das für uns alle Merkwürdige ist, daß Maria Clemm ihre Zustimmung erteilt, ja darein einwilligt, daß Dokumente gefälscht werden, so daß Virginia in den zur Trauung notwendigen Papieren als zwanzigjährig erscheint, während sie in Wirklichkeit knapp dreizehn ist und noch jünger aussieht.

Über das Zusammenleben kann nur Gutes gesagt werden. Poes Fürsorge für seine kindhafte Gattin ist ebenso rührend wie unermüdlich. Er kennt keine Ungeduld. Niemals sagt er ihr ein hartes Wort. Niemals betrinkt er sich vor ihr. Oft trägt er sie in buchstäblichem Sinne auf Händen. Aber — Virginia wohnt oben bei der Mutter, Poe unten...

Virginia ist entzückt von ihrem Mann. Poe sieht auch glänzend aus. Er fesselt und bezaubert, wo er sich nur zeigt, wenn er auch oftmals in mehr als abgerissener Kleidung auftritt und sein Äußeres bisweilen arg durch Opiumgenuß und Zechgelage verwüstet ist.

Er schreibt seine phantastischen Novellen und wird Mitredakteur einer Zeitschrift, die durch ihn in kurzer Zeit einen verblüffenden Aufschwung nimmt. Geld verdient er jedoch nur sehr spärlich. Ab und zu hält er einen Vortrag. Er ist ein blendender und eigenartiger Redner; sein Auftreten fasziniert die Zuhörer.

Die Armut lastet wie ein Alp auf dem kleinen Haushalt. Doch Maria Clemm hält das Haus wie aus dem Schächtelchen. Es sind nur wenige armselige Möbel da,



Freuds „Vorlesungen" in zwölf Sprachen

Aus der Buchausstellung des Internationalen Psychoanalytischen Verlages gelegentlich der Vierländertagung in Wien, Pfingsten 1935

gleichwohl wirkt das Ganze vornehm. Virginia ist zumeist in Weiß gekleidet. Auch ihre Hautfarbe ist mattweiß...

Je mehr die Krankheit sie zermürbt, desto inniger liebt Poe seine Virginia. Er schreibt ja selbst in einem seiner berühmtesten Gedichte: *„I could not love except when Death was mingling his with Beauty's breath."* (Ich habe nur dort lieben können, wo der Tod seinen Atem mit dem der Schönheit vermischte).

Oft fehlt es am täglichen Brot. Maria Clemm greift dann für ihre Lieben zum Bettelsack. Edgars Bruder Henry stirbt an Schwindsucht im gastfreien Hause Maria Clemms. Ihr eigener Sohn ist brutal und verkommen. Daß Poe es ertragen konnte, sich von der alternden Frau erhalten zu lassen, läßt sich nur als Folge des Mutterkomplexes erklären, der in ihm wirksam war. Sie steht für ihn an Mutterstelle und tut wie eine Mutter alles für ihn, als wäre er ihr eigenes Kind. Er erwidert auch ihre Gefühle in gleichem Maße.

Man glaube nicht, daß er das bißchen Geld, das er einnahm, vergeudete! „Der Rabe" bringt ihm, sage und schreibe, achtunddreißig Kronen! —, obwohl man dieses Gedicht damals als ebenso großes Meisterwerk betrachtete, wie wir dies heute tun. Er trank. Schön, aber der Branntwein kostete zu jener Zeit nicht viel, das Opium ebensowenig. Niemals trinkt er daheim; da begnügt er sich mit seinem Rauschgift. Im Kreis der Familie ist er voll zartester Rücksichtnahme gegen Gattin und Schwiegermutter. Obgleich er sich selbst als Genie betrachtet, hält er sich doch nicht für zu gut, die geringsten redaktionellen Arbeiten zu verrichten, — nur um ein wenig Geld für die Seinen zu verdienen.

Virginia bekommt 1841 zum erstenmal einen Blutsturz. Poe muß dies selbstverständlich haben kommen sehen. Trotzdem ist er wie gelähmt, als er ihren blutüberströmten Körper in seinen Armen hält. Von nun an bis zu ihrem Tod, der zwei Jahre vor dem seinen, 1847,

eintrat, — sie ist damals 25 Jahre alt, — lebt er in ständiger Angst, sie zu verlieren.

So grauenvoll ist die Armut, daß Virginia, die in der eisigen Winterkälte sterbend zu Bett liegt, Edgars Überrock als einzige Hülle hat. Bloßes Stroh ist ihr Lager. Und nur noch die Hauskatze, die fast ununterbrochen an der eingesunkenen Brust der Bedauernswerten ruht, spendet ihr ein wenig animalische Wärme.

Virginias Tod bewirkt Poes vollständigen Zusammenbruch für lange Zeit. Edgar klammert sich wie ein Ertrinkender an Maria Clemm. Sie sitzt Nächte hindurch an seinem Bett und hält seine Hand in der ihren — nur so findet er ein wenig Ruhe. Bei Tag gehen sie in dem kleinen Garten unaufhörlich auf und ab, die Arme eng ineinander verschlungen. Sie ist nahe daran, vor Müdigkeit umzusinken, ihre Sohlen brennen wie Feuer; aber sie harrt aus — ihm zuliebe.

*

In Poes beiden letzten Lebensjahren nach Virginias Tod ereignet sich das Merkwürdige, daß er scheinbar von einer Verliebtheit in die andere fällt, — man könnte zu glauben versucht sein, er sei auf der Jagd nach einem weiblichen Wesen, um seine innere Leere auszufüllen.

Er verliebt sich in zwei Frauen auf einmal. Wir finden ihn als Bewerber um die Hand der hübschen, eigensinnigen Dichterin Sarah Helen Withman, die zu den Frauen gehört, welche stets ein mit Äther getränktes Taschentuch zur Hand haben und sofort in Ohnmacht fallen, wenn sie nicht ihren Willen durchsetzen. Sie verlangt von ihm, daß er dem Trinken gänzlich abschwöre. Er verspricht dies ohneweiteres, bricht jedoch bald sein Gelübde, so daß seine Braut sich von ihm abwendet, obwohl der Hochzeitstag bereits festgesetzt ist. Er tut empört, gebärdet sich verzweifelt, ist aber in Wirklichkeit todfroh. Nun kann er sich ganz und gar — der Unerreichbaren weihen: der glücklich

verheirateten Frau Annie Richmond. Seine Gefühle zu ihr sind jetzt mächtig geworden. Er nimmt ihr das Versprechen ab, an sein Sterbelager zu kommen. Als er einige Zeit darauf seiner Jugendliebe Elmira begegnet, die nun eine wohlhabende Witwe ist, fromm, üppig und alles eher als reizvoll, flammen die alten Gefühle wieder auf. Er bietet ihr Herz und Hand, und sie greift zu. An Maria Clemm aber schreibt er: „Ich muß in Annies Nähe leben, nur da kann ich gedeihen!"

Als die Heirat mit Elmira vor der Tür steht, flieht Poe unter einem nichtssagenden Vorwand. Er stürzt sich in eine wilde Trinkorgie. Eines Tages erwacht er im Gefängnis; doch als man in ihm den so berühmten Dichter erkennt, läßt man ihn, ohne Buße zu fordern, frei. Kurz darnach wird er bewußtlos ins Spital eingeliefert, wo er am 15. November 1849 in einem furchtbaren Tobsuchtsanfall als Folge des Deliriums sein Leben aushaucht. Annie bricht ihr Versprechen. Maria Clemm ist durch höhere Gewalt verhindert, an seiner Bahre zu erscheinen: Es ist ihr unmöglich, die wenigen Dollar Reisegeld zu beschaffen.

**

Daß sich die Pharaonen tief im Innern der Erde begraben ließen, hat die Menschheit seit Jahrtausenden gewußt; doch hat man erst in jüngster Zeit den Ort der Grabkammern festzustellen und deren Inhalt zu erforschen vermocht. Daß Edgar Poes Leben in der einen oder anderen Weise mit irgendetwas unsagbar Traurigem, Unglücklichem oder — Verbrecherischem verknüpft war, ahnten vielleicht viele Leser, die sich darüber Gedanken machten. Und doch sind erst wenige Monate verstrichen, seit das Poe'sche Geheimnis in seiner ganzen Tragik und Entsetzlichkeit entschleiert worden ist.

In alten Tagen geschah es oft, daß einzelne Menschen einen Pakt mit dem Teufel schlossen, der sie gegen das Pfand ihres Seelenheiles vor allen Nachstellungen feite.

Poe war von der Mutter her nicht dem Teufel, sondern dem Tod verschrieben. Wo er ging und stand, folgte ihm dieser wie ein Schatten, ein Schatten, so düster und gewaltig, daß er jeden Sonnenstrahl aus seinem Dasein verbannte. Selbst wie wenige lebendig, war Poe ständig von Verfall und Auflösung, von der Kälte des Todes, der Nacht des Grabes umgeben und bedräut von der Enge des Sarges. Jedes seiner Werke kann davon Zeuge sein.

Seine Mutter stirbt, als er drei Jahre zählt. Er sieht das Blut aus ihrem Munde strömen — und er ist zugegen, als sie ein Kind gebiert. Gewiß, er ist damals nur achtzehn Monate alt; gleichwohl hat er einen Eindruck empfangen, den nichts mehr auszulöschen vermochte. Seinem früh erwachten Bewußtsein haben sich Bilder von rot rinnendem Blut, von weißer Starre und eisiger Stille eingeprägt. Sein Leib hat die Erinnerung an die Empfindungen der mütterlichen Liebkosung bewahrt, sein Blick gemahnt an ihre unirdisch großen Augen, die ihn gleichsam in sich einsogen und ihm in ihrem dunkelgütigen Schein Geborgensein verliehen. In seinem Ohr klingt wie ein fernes Echo ihre leise ersterbende Stimme nach — die Schlummerlieder, die sie ihrem Kinde singt — die Weise, zu der sie sich in schwebendem Tanzschritt dem Tod entgegenbreitet...

Das Bild der sterbenden Mutter drängt sich bei Edgar vor das Bild jeder anderen Frau.

In seiner Dichtung finden sich weder Andeutungen eines Lächelns, noch irgendwelche heiter klingenden Töne. Das Entsetzen, das ihn am Sterbelager der Mutter erfaßt hat, verwindet er niemals: Auch die gewaltigste Lawine hat ja ihren Anlaß in einer Handvoll windbewegten, daunenleichten Schnees.

Nicht nur Elizabeth Arnold stirbt, sondern nach und nach alle, die ihm nahestehen, ausgenommen Maria Clemm. Die meisten sterben an Tuberkulose. Fiel nicht seine Wahl auf Virginia, weil sie ihn an seine Mutter

erinnerte? Auch sie wirkte wie ein anmutiges, glückliches Kind. Was hat es da zu besagen, daß ihre geistige Entwicklung stillstand, daß man sie als fast infantil bezeichnen mußte? Bei Virginia wiederholen sich die Blutstürze der Mutter. Auch hier färbt das rote Blut die alabasterweiße Haut. Auch Virginia trifft die Kälte und — die Armut! Doch Virginia schenkt keinem Kind das Leben. Aus gutem Grund.

*

Poe stand nie zu einer Frau in sexueller Beziehung. Seine Freunde ahnten dies und dachten, daß ihn ein physischer Mangel daran hindere, ein normales Leben zu leben. Aber von Natur aus war sein Körper in Ordnung. Er gehörte auch nicht zu denen, die ihr eigenes Geschlecht bevorzugen.

In seinem Hasse gegen John Allan haßt er gleichzeitig seinen wirklichen Vater, der seine kranke Gattin verließ. Im Jüngling wie im Manne Edgar wirkt eine alles andere in den Schatten stellende Zuneigung zu Elizabeth Arnold. Die Mutter stellt sich zwischen ihn und jede Frau und läßt ihn schreckerfüllt zurückweichen. Es zieht ihn nur zur Mutter. Von ihr kommt er, zu ihr strebt er.

*

Die Wahrheit ist, daß Poe sexuell abnorm war. Über seine sadistischen Neigungen kann nunmehr kaum noch irgendein Zweifel herrschen. Auch in anderer Weise entfernte sich sein Triebleben vom Normalen.

Ist man in den Kern der Beweisführung eingedrungen, so muß man die Stichhaltigkeit des tragischen Satzes zugeben: Hätte Poe nicht seine Kunst gehabt, um in ihr Erlösung zu suchen, so hätte er einen großen Teil seines Lebens im Zuchthaus verbracht.

Hat Poe etwa irgendeine Tat begangen, deren Aufdeckung ihn ins Gefängnis oder Irrenhaus gebracht hätte? Wohl kaum! Alles vollzog sich in seinem Unbewußten.

In seiner Novelle „Der Mann in der Menge“ *(The man in the crowd)* sitzt der Erzähler an einem Kaffeehausfenster in London, sieht die Menschenmenge vorüberwogen und fühlt sich unwiderstehlich dazu getrieben, einem bestimmten Manne zu folgen. Die ganze Erzählung besteht nun in der Schilderung dieses Jagens — Straßen auf, Straßen ab — nach jenem Unbekannten, der möglicherweise selbst von der Furcht vor der Aufdeckung eines begangenen Verbrechens gehetzt ist. Der Erzähler folgt dem Manne die Nacht hindurch und den ganzen nächsten Tag, doch da sich die Abenddämmerung zum zweitenmal herniedersenkt, gibt er die Verfolgung auf: „Denn ich erfahre ja doch nichts, weder über ihn noch über seine Taten!“

Als Edgar Poe sich nach seinem ersten Deliriumsanfall bei seinem Freunde Sartain aufhält, wird er von Verfolgungswahn erfaßt und unternimmt eine ganz ähnliche Wanderung. Nun ist er der „Mann in der Menge“, und der Freund ist es, der ihm folgt. Treibt ihn die Angst, eine Tat zu begehen, die er nicht um alles in der Welt begehen will? Oder quälen ihn die Skorpione der Reue für ein wirklich begangenes Verbrechen?

Marie Bonaparte erwähnt die Übereinstimmung zwischen diesen beiden Wanderungen nicht. Mir erscheint sie jedoch bedeutungsvoll.

*

Es ist selbstverständlich vollkommen unmöglich, in einem kurzen Aufsatz auch nur einen der vielen überzeugenden Beweise wiederzugeben, die M. Bonapartes Annahme des Leidens oder Wahnes, der Poes Dasein zugrundelag, erhärten. Man muß das Buch lesen oder seine Hand davon lassen. Anfangs wehrt man sich natürlich dagegen, auf die Mutmaßungen der Verfasserin einzugehen. Doch hat man unter ihrer Führung erst einmal ein halbes Dutzend Gedichte und ein paar Erzählungen „durchleuchtet“, ergibt man sich auf Gnade und Un-

gnade und fühlt sich befreit von der leisesten Spur eines Zweifels.

Daß das Buch im Umfang so groß geriet, verdankt es nur der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Verfasserin, die es nicht dulden will, daß der Leser einen einzigen ungeklärten Punkt finde, bei dem er sagen könnte: „Und wie ist's damit?" Alles stimmt wie bei einer mathematischen Aufgabe, die wohl auf verschiedene Weise angefaßt werden kann, aber nur eine einzige richtige Lösung hat.

Man kann der Beweisführung ohne besondere Sachkenntnis vom Anfang bis zum Ende folgen. Stockt man an der einen oder anderen Stelle, so wird man dennoch beim Durchlesen einer der Novellen Poes zu Schlüssen gelangen, die sich den streng wissenschaftlichen Forschungsresultaten der Verfasserin nähern.

Marie Bonaparte ist im übrigen mit dem dänischen Königshaus verwandt; Prinz Waldemar ist ihr Oheim.

Eine Übersetzung ihres Werkes ins Dänische wäre eine ehrenvolle — wenn auch umfangreiche und schwierige — Aufgabe für Christian Runestad oder Tom Christensen. An Lesern würde es sicherlich nicht mangeln.

Diesseits und jenseits der Gefängnismauern

Von Franz Alexander, Chicago

Dr. Franz Alexander, Direktor des Psycho-analytischen Instituts in Chicago, hat seit mehreren Jahren kriminologische Probleme bearbeitet; die Ergebnisse der Untersuchungen, die er gemeinsam mit Dr. William Healy, Direktor der Judge Baker Fürsorgezentrale in Boston angestellt hat, sind in dem soeben erschienenen Werke der beiden Autoren „Roots of Crime", New York — London 1935, niedergelegt. Der folgende Aufsatz ist in „The Survey", Vol. LXXI, No. 7 (Juli 1935) erschienen und von August Beranek ins Deutsche übertragen.

Letzten November lenkte die Übersetzung des jüngsten Romanes von Hans Fallada[1]) die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums auf sich. „*The World Outside*" ist mehr als ein Roman. Es ist die Geschichte eines entlassenen Sträflings, der nie gelebt hat und doch lebendiger ist als all die Fälle, die ich studiert und analysiert habe. Das Buch bietet einen so wesentlichen Beitrag zu der Arbeit all jener, die an den Problemen des menschlichen Verhaltens Anteil nehmen, daß ich gerne die Gelegenheit benütze, um seinen bleibenden Wert besonders hervorzuheben. Sicherlich werden die wissenschaftlichen Erklärer der Tiefen der menschlichen Seele ein Gemisch von Neid und Bewunderung angesichts der Leistung dieses deutschen Schriftstellers nicht unterdrücken können, der in seinem Werk klarer und überzeugender als je zuvor den Konflikt zwischen dem progressiven Streben nach Unabhängigkeit und Erfolg und der regressiven Sehnsucht nach Geführtwerden und

---

[1]) Wer einmal aus dem Blechnapf frißt. Rowohlt, Berlin 1934.

Geborgensein darzustellen weiß und mit intuitiver Gestaltungskraft eine vereinfachte, verdichtete Reproduktion der Wirklichkeit zu entwerfen vermag. Der Held des Buches, Willi Kufalt, ist nicht ein Einzelfall, sondern ein vielfältig synthetisches Abbild unzähliger ähnlicher Gestalten in unserer Gesellschaft.

Willi Kufalt ist ein Durchschnittsmensch mittleren Alters, der nach einer kurzen, aber abenteuerlichen kriminellen Laufbahn mit dem Gefühl großer Erleichterung ins Gefängnis zurückkehrt. „*Home is Best*" [2]) ist der Titel des letzten Kapitels; es hinterläßt beim Leser den leisen Verdacht, daß Kufalt seine letzte verbrecherische Tat in der halbbewußten Hoffnung begangen habe, ertappt und in den Kerker zurückgebracht zu werden, aus dem er erst kurz zuvor nach Verbüßung einer fünfjährigen Strafe für ein geringfügiges Vergehen, das er als unreifer junger Mensch in einer schwachen Stunde begangen hatte, entlassen worden war.

Hinter der raschen Folge äußerer dramatischer Geschehnisse, die der Roman in gedrängter Schilderung vorbeiziehen läßt, verbirgt sich der innere Konflikt zwischen der verzweifelten Anstrengung des Strafentlassenen, sein Vergehen wieder gutzumachen und sich den Weg zurück in die Gesellschaft zu erzwingen, und seiner tief verwurzelten Sehnsucht nach dem Frieden und der Sicherheit des Gefängnisses. Für eine Weile scheint der Ausgang dieses inneren Kampfes zwischen Ehrgeiz und Entsagung unentschieden zu bleiben. Ein vorübergehender Erfolg beim Suchen nach einer Beschäftigung und die Freundschaft, die ihn mit einer jungen Frau verbindet, lassen eine Zeitlang erwarten, daß seine Sträflingsvergangenheit unentdeckt bleiben werde, wenigstens solange, bis er das Ansehen eines braven und erfolgreichen Bürgers erreichen könne. Er hofft, daß man ihm, wenn er einmal so weit sei, seine kriminelle Vergangen-

---

[2]) Im Original: „Nord, Ost, Süd, West — to Hus best."

heit eher verzeihen werde, selbst wenn man davon erführe. Aber gerade in dieser kritischen Periode, als er daran ist, eine feste Anstellung zu erhalten und zu heiraten, zerstört ein plötzliches Ereignis alle Ergebnisse seiner verzweifelten Bemühungen. Er wird als vorbestraft erkannt, verliert Anstellung und Braut und muß mit einigen hundert Mark in der Tasche von vorne anfangen. Die Sinnlosigkeit seines Kampfes wird ihm klar. Die Gesellschaft wünscht keine Vorbestraften. Ein falscher Schritt hat sein Geschick unwiderruflich und für immer besiegelt. Er zieht diesen unwiderlegbaren Schluß und folgt dem Vorbild eines erfahreneren und gewiegteren Mithäftlings: Es heißt, auf der anderen Seite zu bleiben und den Urteilsspruch der Gesellschaft hinzunehmen.

*

Der Roman ist in seinem photographisch getreuen Realismus eine überwältigende Anklage wider das gegenwärtige Strafsystem und noch mehr wider die herrschende Ideologie von Verbrechen und Verbrecher. Die alte, für die Selbstverherrlichung des rechtschaffenen Staatsbürgers so schmeichelhafte Lehre Lombrosos, daß der Verbrecher eine gänzlich andersgeartete Menschenform darstelle, die durch bestimmte äußere Merkmale — wie abstehende Ohren, niedrige Stirn, abnormes Gebiß oder vorspringendes Kinn — gekennzeichnet sei, ist auch heute noch, obwohl von der Wissenschaft abgelehnt, die populärste Auffassung und beherrscht vollkommen die öffentliche Meinung. Ein Gefangener bleibt es für immer. Die Feststellung, daß das Verbrechen das Ergebnis eines verwickelten Wechselspiels zwischen Persönlichkeit, Milieu und zufälligen Anlässen sei, ist zu kompliziert, um populär zu werden. Sie widerspricht auch der herkömmlichen und selbstgefälligen Unterscheidung zwischen anständigen und verbrecherischen Charakteren als zwei verschiedenen Gattungen des Menschengeschlechtes. Die Einschränkung der persönlichen

Freiheit und des Trieblebens zum Zweck, ein rechtschaffener Bürger zu werden, scheint im tiefsten Grunde noch immer ein so gewaltiges Opfer für die individualistische menschliche Natur zu bedeuten, daß der gute Bürger als Gegenleistung hiefür die Belohnung einer strengen Unterscheidung vom Verbrecher fordert, d. h. von denjenigen Menschen, die nicht gewillt sind, ihre persönlichen Wünsche der Gesellschaft zum Opfer zu bringen. Weshalb sollte er all die Selbsteinschränkungen, die seine Rechtschaffenheit ausmachen, auf sich nehmen, wenn der Verbrecher nicht bestraft und geächtet würde? Wir verabscheuen im Verbrecher unser eigenes Bösesein. Der erbarmungslose Trennungsstrich, den wir zwischen uns und dem Verbrecher ziehen, zeigt, wie brüchig der Boden ist, auf dem die soziale Gliederung der Menschen unserer Zivilisation beruht.

Falladas scharf konturierte Wiedergabe der allgemeinen Einstellung zum Strafentlassenen ist ein eindringliches Zeugnis dafür, daß die Haltung der Gesellschaft ihrem Beleidiger gegenüber für das akuteste Problem der Kriminologie, den hartnäckigen Rückfall, verantwortlich zu machen ist. Nicht weil einer ein eingefleischter, unheilbarer Verbrecher ist, kann er nicht gebessert werden, sondern weil die Gesellschaft nicht geheilt ist von dem Irrtum, daß es zwei Arten von Menschen gebe, gute und schlechte Staatsbürger, und daß die schlechten für immer ausgestoßen werden sollen, wenn sie einmal als solche erkannt seien.

Dieser soziale Gesichtspunkt der Kriminalität umschreibt jedoch nicht die wesentlichste Blickrichtung, die das Werk eröffnet. Die neurotische Angstphobie der Gesellschaft vor dem ehemaligen Sträfling ist keineswegs eine neue Entdeckung. Der Trugschluß, die Ungerechtigkeit, die in der Grausamkeit einer schonungslosen Ausstoßung des Strafentlassenen liegen, zu der notwendiger Weise diese Angstphobie führt, sind wiederholt angeprangert worden. In seiner Einfachheit und bildtreuen

Echtheit ist Falladas Roman fraglos eine der eindrucksvollsten Darstellungen dieses wunden Punktes der modernen Zivilisation. Der tiefgründigste Blickpunkt des Buches liegt jedoch auf einem anderen Gebiet — dem der Psychologie des Verbrechers selbst.

*

Die Ächtung des Sträflings durch die Gesellschaft, die Durchkreuzung seiner verzweifelten Versuche zu seiner Ehrenrettung finden einen mächtigen Bundesgenossen in den Tiefen seiner eigenen Persönlichkeit. Jeder Fehlschlag in seinem Kampf verstärkt die tiefinnerliche regressive Tendenz der menschlichen Natur, zu der gänzlichen Unverantwortlichkeit und Abhängigkeit der Kindheit zurückzukehren. Im ersten Teil des Romanes, da Kufalt gerade im Gefängnis ist, zeigt der Autor in meisterhafter Weise, wie die Anstalt für die Sträflinge die Instanz der strengen, strafenden Eltern verkörpert, ihnen alle Arten von Einschränkungen auferlegt, aber gleichzeitig für ihr leibliches Wohl und ihre Sicherheit sorgt. Die Atmosphäre der Strafanstalt, das Verhältnis zwischen Wärtern und Sträflingen ist genau das gleiche wie zwischen strengen Eltern und unartigen Kindern. Es besteht ein schüchternes und stillschweigendes Gefühl der Zusammengehörigkeit, eine Zwitterbildung aus Liebe und Auflehnung, genau jener zwischen Kind und Eltern entsprechend. Der entlassene Sträfling aber ist dem regressiven Wunsche nach Sicherheit und Entlastung von aller Verantwortung, wie sie in der Kindheit bestehen, deshalb ganz besonders ausgesetzt, weil der andere Weg, der zu Unabhängigkeit und Erfolg führt, durch so viele Hindernisse versperrt ist.

In gemeinsamer Arbeit mit Dr. William Healy hat der Verfasser dieser Zeilen ein Jahr für das psychoanalytische Studium von internierten Verbrechern in einer Strafanstalt verwendet und war anfänglich erstaunt über diese paradoxe Anhänglichkeit an das Gefängnis. In den

Träumen eines Häftlings symbolisierte die Anstalt die freigebige Mutter, die unerschöpfliche Quelle von Nahrung und Lebensunterhalt. In einem anderen Traum aus den letzten Tagen vor seiner Freilassung stand das Fenster der Zelle offen, und er hätte leicht entfliehen können; sobald er aber einen Versuch hiezu machte, änderte er plötzlich seine Absicht und dachte an das gute Frühstück, das er im Gefängnis erhielt. Während der analytischen Sitzungen dieses letzten Zeitabschnittes gab er mehr als einmal seiner tragikomischen sentimentalen Empfindung Ausdruck, die „gute, alte Anstalt" verlassen zu müssen. „Lebwohl, gute alte Schattensuppe!" rief er einmal im Gedanken an die dünne Wassersuppe aus. Im Verlauf der Analyse wurde diese tiefe Bindung mehr und mehr bewußt. Er nahm in seiner Phantasie all die Schwierigkeiten, denen er begegnen würde, die Hoffnungslosigkeit seiner Lage vorweg und malte sich aus, wie er von jedermann werde verstoßen werden, sobald man entdecken würde, daß er vorbestraft sei. Eine tiefe Niedergeschlagenheit kam über ihn, ein Verlangen nach der infantilen Situation, ein Schwanken zwischen Kummer und Freude, in erster Linie aber eine Sehnsucht nach Sicherheit und Nichtsverantwortenmüssen, nach der Verwirklichung des Zustandes völliger Abhängigkeit und Passivität. Eindrucksvoller noch als all dies war die Tatsache, daß er während der Fortsetzung der Analyse nach seiner Entlassung wiederholt träumte, man habe ihn verhaftet und ins Gefängnis zurückgebracht. Und dies waren keine Alpträume, sondern Wunscherfüllungsträume im buchstäblichsten Sinne.

Jene beiden Faktoren — die unerbittliche Ächtung durch die Gesellschaft und die paradoxe, wenn auch gewöhnlich unbewußte Anhänglichkeit des Sträflings an das Gefängnis, in das es ihn mit magischer Gewalt zurückzieht — tragen die Schuld an der Häufigkeit der Rückfälle, dem sinnfälligsten Zeichen dafür, daß unser Strafsystem bei der Wiedereinordnung des Täters in die Ge-

sellschaft versagt. Die Geschichte des Willi Kufalt, die so eindringlich die dynamische Wechselwirkung dieser beiden Kräfte — der einen soziologischen und der anderen psychologischen — vor Augen führt, kann jedem Studierenden der Kriminologie an Stelle statistischer Abhandlungen, die gewöhnlich ebenso unfruchtbar wie umfangreich sind, empfohlen werden. Der Autor betont das Wesentliche, übergeht das Nebensächliche und schafft so eine höhere Wirklichkeit.

Die Wiederholung bei Kierkegaard

Von F. Lowtzky, Paris

Die folgenden Ausführungen bilden die Einleitung des dritten Teiles des 1935 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erschienenen Buches der Verfasserin „Sören Kierkegaard, das subjektive Erlebnis und die religiöse Offenbarung", dessen Material aus den Schriften Kierkegaards stammt. Das Buch trägt den Untertitel: Eine psychoanalytische Studie einer Fast-Selbstanalyse.

Die Grundlage von „Furcht und Zittern" bildet das Problem des göttlichen Paradoxes, der Erlösung durch den Glauben — *credo quia absurdum* —. Gott versuchte Abraham und sprach zu ihm: „Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija; und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir zeigen werde..." „Abraham sollte den Sohn opfern, den er liebte, das Beste, was er besaß, sein teuerstes Kleinod", sagt Kierkegaard. Und es war von ihm noch verlangt, daß er es selbst tue. Von diesem Tage an wurde Abraham alt. Aber Abraham glaubte, und glaubte für dieses Leben. Er vollzieht zwei Bewegungen: die Bewegung der Resignation, und gibt Isaak auf; dazu vollzieht er in jedem Augenblick die zweite Bewegung, die des Glaubens, das heißt, er glaubt, daß er, obwohl er Isaak geopfert hat, einen neuen Isaak bekommt „kraft des Absurden". Niemand kann es verstehen, daß wenn man die Bewegung des Glaubens macht und die ganze Endlichkeit verliert, man sie „voll und ganz" gewinnt und daß man noch „hier in dieser Welt" glücklich wird. Kierkegaard kann es nicht fassen, leugnet es aber nicht, im Gegenteil schätzt es und hält es für „das einzig Wunderbare".

Es ist ein Paradox, dessen sich kein Denken ermächtigen kann. Kierkegaard versteht das Paradox, kann

es auch „beschreiben“, aber es auszuführen, die Bewegung des Glaubens zu machen, so zu handeln, wie Abraham es tat, das kann er nicht, dazu fehlt ihm der Mut. „Ich kann die Bewegung des Glaubens nicht vollziehen“, sagt er, „kann nicht die Augen schließen und mich vertrauensvoll in das Absurde stürzen“. Wenn er die Bewegung des Glaubens machen will, so „wird es ihm schwarz vor den Augen“, „es windet sich ihm sein Gehirn im Kopf“, „und in demselben Augenblick“, sagt er, „da ich sie (die Bewegung) absolut bewundere, ergreift eine ungeheure Angst meine Seele“.

In seiner Verzweiflung sucht er Zuflucht bei Hiob, der im Gegensatz zu Abraham „kein Held des Glaubens“ ist. „Das Große an Hiob“, meint Kierkegaard, „ist darum auch nicht, daß er sagte: ‚der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt‘, was er ja auch nur zuerst sagte und später nicht wiederholte“.

Die Bedeutung Hiobs bestand darin, daß er „mehr“ sagte. „Sagtest du nicht mehr?“, fragt Kierkegaard. „... Denn du wagtest es ... in der Bitterkeit der Seele zu klagen und mit Gott zu hadern. Warum verschweigt man das? Wehe aber auch dem, der den Bekümmerten heimtückisch um den Trost betrügt ..., daß er sich Luft machen darf; daß er mit Gott rechten darf ... Sprich darum du, unvergeßlicher Hiob! Wiederhole alles, was du gesagt, was du geschrien hast, nicht zu Menschen, sondern vor Gott ... Deiner bedarf ich: eines Mannes, dessen Klage wirklich zum Himmel schreit, wo Gott mit dem Satan Pläne gegen die Menschen schmiedet.“

Kierkegaard identifiziert sich mit Hiob: „Nur ein halbes Wort“, sagt er, „so eilt meine Seele in Hiobs Gedanken hinein. Hurtiger als das ausgeworfene Lot den Grund des Meeres, hurtiger als der Blitz den Ableiter sucht, schlüpft meine Seele hinein in seine Seele und bleibt darin“. Nicht bloß deshalb

kommt er zu Hiob, um mit ihm zu weinen: so selbstlos, meint er, ist er nicht. „Wenn der Frohe den Frohen sucht, um an dessen Freude teilzunehmen, ist es doch seine Freude..., im selben Sinne besucht der Trauernde das Haus der Trauer". So ist die Trauer Hiobs seine eigene Trauer und wenn er Hiob „den Gemarterten" nennt, so ist er selbst der Gemarterte. Er (Kierkegaard) hat keine Reichtümer, wie Hiob besessen, hat nicht sieben Söhne und drei Töchter gehabt, „aber auch der kann ja alles verloren haben, der nur wenig besaß; auch der kann gleichsam Söhne und Töchter verloren haben, der die Geliebte verlor".

So hat doch das Opfer, das Gott von Hiob verlangt hat, für Kierkegaard eine symbolische Bedeutung: es ist seine Braut. Kierkegaard kann die Bewegung des Glaubens nicht machen, kann „seinen Isaak", die Geliebte, nicht opfern, er flüchtet sich in seiner Not zu Hiob, der sich gegen Gott auflehnte und das Opfer nicht bringen wollte: „Das Große an Hiob ist die Behauptung, daß er recht hat: daß nämlich der Mensch, ob auch gebrechlich und schnell verwelkt wie die Blume, doch durch seine Freiheit etwas Großes ist; daß er darin ein Bewußtsein hat, das nicht einmal Gott selbst, der es ihm gab, ihm entreißen kann". Darum nennt er Hiob „seinen unvergeßlichen Wohltäter", „einen unbestechlichen Fürsprecher des Menschen".

Wenn die gequälte Seele Hiobs in einen gewaltigen Redestrom ausbricht, sagt Kierkegaard: „Das verstehe ich; diese Worte mache ich zu den meinigen."

Die Worte Hiobs macht Kierkegaard zu den seinigen; indem er es aber tut, überfällt ihn plötzlich eine Angst, daß ein anderer als Hiob — und der andere ist er selbst — den Wunsch hat: „Wenn doch ein Mann könnte mit Gott rechten wie ein Menschenkind mit seinem Freunde!" Und da kommt eine „Angst" und ein „Schrecknis" über ihn. Zu dieser Angst kehren wir noch zurück. Jetzt wen-

den wir uns dem ersten Problem, dem Problem des Opfers, zu.

Wir sahen, Gott verlangte ein Opfer von dem jungen Mann — seine Geliebte. Daß der junge Mann Kierkegaard selbst ist, von dem Gott als Opfer seine Braut forderte, dafür finden wir eine Bestätigung in Kierkegaards Rapport über sein Verhältnis zu Regina Olsen, den er am 24. August 1849 niedergeschrieben hat: „Es war eine fürchterlich qualvolle Zeit", erzählt er, „so grausam sein zu müssen und dabei so zu lieben, wie ich es tat. Sie kämpfte wie eine Löwin. Hätte ich nicht geglaubt, daß Gott sein Veto einlege, so hätte sie gesiegt." An einer anderen Stelle desselben Rapports sagt er: „Wenn ich ... nicht schwermütig gewesen wäre, die Verbindung mit ihr hätte mich so glücklich gemacht, wie ich es nie zu werden geträumt hätte. Aber selbst sofern ich als der, der ich leider war, sagen mußte, daß ich im Unglück ohne sie glücklicher werden könnte als mit ihr: Sie hatte mich gerührt und ich hätte gerne, mehr als gerne alles getan. Aber es trat ein göttlicher Protest dazwischen, so verstand ich es."

Aber warum verlangte Gott ein Opfer von Kierkegaard? Warum trat ein göttlicher Protest dazwischen? Warum legte Gott sein Veto ein?

Kierkegaard erzählt, daß er dem jungen Mann gerade um die Zeit begegnet, als dieser sich verlobt hatte. Er hat ihm die Mitteilung von seiner Verlobung zu der Zeit gemacht, als Kierkegaard durch die Erfahrungen in Berlin die Überzeugung gewonnen hatte, daß die Wiederholung nicht möglich ist. In dem Moment, als die Verlobung zustande kam, wurde dem jungen Mann seine Braut „zur Last". Er liebte sie, sie ist „die Einzige, die Geliebte", die er nie vergessen kann, jedoch das Verhältnis mit ihr ist aus, das fühlt er. Und es geschah aus dem Grunde, weil seine Liebe, und zwar bereits einige Tage nach der Verlobung, „eine Erinnerung" geworden ist. Die „Erinnerungsliebe", sagt er, kann einen Men-

schen nicht glücklich machen. Als Beweis dafür führt er den Fall des jungen Mannes an. Nur „die Wiederholung", meint er, kann einen Menschen glücklich machen. Was ist aber „Wiederholung"? Wir haben ja gehört, daß die „Wiederholung" ein sehr wichtiges philosophisches Problem ist, das wichtigste von allen. Die „Wiederholung" ist das Interesse der Metaphysik, an dem die Metaphysik strandet, sie ist „die Losung jeder ethischen Anschauung", ohne die „Wiederholung" gibt es kein dogmatisches Problem.

Die Eleaten und Heraklit leugneten die Möglichkeit der „Wiederholung": die ersten machten zu ihrem Prinzip des Weltgeschehens das Sein mit Anschluß alles Werdens, das Beharren; Heraklit — die Bewegung: „In demselben Strom vermag man nicht zweimal zu steigen." Kierkegaard bestreitet beide Ansichten: Die Wiederholung ist „die neue Kategorie", die noch zu entdecken ist.

Zur Lösung dieses Problems ist wichtig, die griechische Lehre von der Bewegung, die Bedeutung der κίνησις zu beachten, meint Kierkegaard. Dieser Begriff bedeutet in der modernen Philosophie „den Übergang". Kierkegaard definiert die Wiederholung als etwas, was schon gewesen ist, sonst könnte es nicht wiederholt werden: „Wenn man das Leben für Wiederholung erklärt, will man sagen: *das Dasein ,das dagewesen ist, tritt jetzt ins Dasein.*"

Um die Möglichkeit der Wiederholung „experimentell" zu beweisen, geht Kierkegaard ins Theater. Er sitzt ganz allein und für sich in einer Loge, so bequem wie auf seinem eigenen Sofa. Er sitzt zurückgelehnt, so daß er nur das Gewölbe des Theaters sieht — es erscheint ihm als Mützenschirm. Er hört den Lärm und plötzlich erzählt Kierkegaard, „*verwandelte sich mir der große Raum des Theaters in den Bauch des Walfisches*, in dem Jonas saß. *Der Lärm in der Galerie war wie ein Rumoren in den Eingeweiden des Ungeheuers*". Während er

sich im Bauche des Walfisches liegend fühlt, erwacht in ihm die Erinnerung an eine Frau, an deren Seite er am Bache liegt: „Meine unvergeßliche Gespielin, du flüchtige Nymphe, die in dem Bach wohnte, der an meines Vaters Garten vorbeilief, die mich nie allein ließ ... Du meine getreue Trösterin ... du stille Nymphe, zu der ich wieder und wieder mich flüchtete, wenn ich müde war, müde der Menschen, müde meiner selbst ... so beschwerten Gemüts, daß ich glaubte, einer Ewigkeit zu bedürfen, um meine schweren Gedanken zu vergessen! D u v e r s a g t e s t m i r n i c h t, was mir die Menschen versagen wollten, indem sie mir die Ewigkeit zu einem schrecklicheren Geschäft noch machten als die Zeit. D a l a g i c h a n d e i n e r S e i t e u n d v e r s c h w a n d f ü r m i c h s e l b s t i n d e s H i m m e l s u n g e h e u r e m R a u m ü b e r m i r und vergaß mich selbst, eingelullt von deinem monotonen Murmeln. Du mein glücklicheres Selbst, du flüchtiges Leben, das in dem Bache wohnt, der an meines Vaters Garten vorbeilief, wo ich hingestreckt lag, als wäre meine Gestalt ein weggeworfener Wanderstab, i c h a b e r i n e i n g l ü c k l i c h e r e s, f r e i e r e s L e b e n e n t f ü h r t, durch dein wehmütiges Rauschen!" Dadurch, daß er das Gewölbe des Theaters mit dem Himmel und den Lärm des Publikums mit dem Rauschen des Baches (dem monotonen Murmeln der Frau) identifiziert, entsteht in seiner Phantasie die Reproduktion, ein W i e d e r e r l e b e n eines Kindererlebnisses. Es fehlt ihm aber etwas: In der erlebten Kinderszene saß er an der Seite einer Frau, in der Loge war er allein — als er eine Frau im Theater sieht, die ihm gefällt, ist die Übertragung da, und die aktuelle Situation verwandelt sich durch Identifizierung und Übertragung in eine bereits einmal erlebte, wird wieder erlebt, oder, um mit Kierkegaard zu sprechen: „d a s D a s e i n, d a s d a g e w e s e n i s t, t r i t t j e t z t e i n." Oder wie es in einer anderen Übersetzung lautet: „Das Dasein, das dagewesen ist, entsteht jetzt." Es ist

die Wiederholung des einmal Erlebten in einer aktuellen Situation. Und die Situation, die er im Theater wieder erlebt, ist die Liebe zu einer Frau, an der er nie eine Versagung erlebt hat, die ihn immer tröstete, die durch ihre Liebe ihn glücklich und selig machte. Und er sehnt sich nach einer Wiederholung dieser Liebe, d. h. nach der Liebe dieser Frau. Darum sagt er auch, daß „nur die Wiederholung einen glücklich machen kann, und es lebt allein der, der die Wiederholung wählt.“ Es ist ein Zwangsgedanke, und wie es immer bei den Zwangskranken der Fall ist, braucht der Kranke zur Realisierung der Zwangsidee ein bestimmtes Zeremoniell. Wenn Kierkegaard sich wieder ins Theater begibt und nicht denselben Platz bekommt, oder wenn er nicht allein in der Loge ist, oder wenn das junge Mädchen, das ihn das erste Mal so begeistert hat, nicht da ist, dann kommt die Wiederholung nicht zustande. Wie jede Zwangsidee verfolgt ihn die Wiederholung überall hin. Aus dem Theater kehrt er nach Hause mit dem traurigen Gedanken zurück, daß es keine Wiederholung gibt, jedoch trotzdem in der Hoffnung, zu Hause eine Wiederholung zu erleben. Aber auch hier erwartet ihn eine Enttäuschung: der Lehnstuhl paßt nicht in das neue Arrangement des Zimmers, das bringt ihn außer Fassung. Er ist gegen den Lehnstuhl so erbittert, daß er ihn in Stücke schlagen will, und immer wieder muß er auf den Lehnstuhl hinstarren; als er endlich einschläft, verfolgt sein Bild ihn noch im Traum. Er hat im Theater einigemal versucht, die Wiederholung zu erleben, aber vergebens. Er hat auf alle mögliche Weise, sagt er, wiederholt die Erfahrung gemacht, daß es keine Wiederholung gibt. Er hofft noch, daß er in seinem eigenen Hause alles zur Wiederholung bereit finden werde. Als er aber nach Hause kommt, findet er zu seinem großen Entsetzen seine Möbel durcheinander, weil sein Diener die Wohnung aufräumt. Er ist starr vor Entsetzen, das ist zu viel für ihn. Alle seine Prinzipien brechen zusammen,

seine Not hat den Höhepunkt erreicht — er sieht, daß es eine Wiederholung nicht gibt, und er ist selbst darüber verzweifelt, daß er sich von diesem Zwang nicht losmachen kann: „Daß ich doch nicht sein kann, wie andere Leute! Daß ich ohne den Luxus von Prinzipien nicht leben will", sagt er. „Daß ich in steifen Stiefeln gehen will!... Wie kann man nur so töricht sein, sich die Idee einer Wiederholung in den Kopf zu setzen! Wie kann man die noch größere Torheit begehen, aus ihr ein Prinzip machen zu wollen!"

Das Rätsel der Bewußtheit des Ödipus-Komplexes

Von Edmund Bergler, Wien

Aus dem Buche „Talleyrand. Napoleon, Stendhal, Grabbe. Psychoanalytisch-biographische Essays". Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1935.

In Stendhals Selbstbiographie — La vie de Henri Brulard —, die Henri Beyle im Jahre 1835 im Alter von 52 Jahren in Rom und Civita Vecchia verfaßte, findet sich eine Schilderung der Beziehung des Knaben zur Mutter:

„Meine Mutter, Henriette Gagnon, war eine reizende Frau, und ich war verliebt in meine Mutter. Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß ich sie verlor, als ich sieben Jahre alt war. Als ich sie liebte, mit sechs Jahren vielleicht (1789), hatte ich ganz denselben Charakter wie im Jahre 1828, als ich in Alberte de Rubempré rasend verliebt war. Meine Art, auf die Jagd nach dem Glück zu gehen, hatte sich im Grunde gar nicht geändert, außer in einem einzigen Punkte. Ich war in dem, was das Körperliche der Liebe ausmacht, in derselben Lage, wie Cäsar, wenn er wieder auf die Welt käme, hinsichtlich des Gebrauchs der Kanonen und der Kleinfeuerwaffen sein würde. Ich hätte es sehr schnell erlernt, und das hätte nichts an meiner Taktik geändert. Ich wollte meine Mutter mit Küssen bedecken, und es sollten keine Kleider da sein. Sie liebte mich glühend und küßte mich oft. Ich gab ihr ihre Liebkosungen mit solchem Feuer zurück, daß sie oft genötigt war wegzugehen. Ich verabscheute meinen Vater, wenn sein Kommen unsere Küsse unterbrach. Ich wollte sie ihr immer auf die Brust geben... Ich meinerseits war so verbrecherisch wie möglich, ich war toll verliebt in ihre Reize."

Dieser selbstgeschilderte intendierte Inzest hat begreiflicherweise den Stendhal-Biographen viel zu schaf-

fen gemacht. Die meisten ziehen sich aus der Schlinge, indem sie die Angaben Stendhals als ein nachträgliches Hineinprojizieren erklären, sie als nicht ernst gemeinte Zynismen bagatellisieren oder gar behaupten, der große Blagueur und Mystifikator Stendhal hätte die Nachwelt zum Narren halten wollen. Andere Biographen wieder, wie Weigand, Zweig, v. Oppeln-Bronikowski, glauben Stendhal: „Den Anhängern der Freudschen Theorien kann man dieses Bekenntnis als Musterbeispiel empfehlen" (Weigand, „Stendhal", S. 293). Und Zweig resumiert: „Kaum irgendwo findet die Psychoanalyse einen tadelloseren Ödipuskomplex literarisch hingelegt, als in den ersten Seiten von Stendhals Selbstbiographie, im Henri Brulard" („Drei Dichter ihres Lebens", S. 169). Erfährt man, daß Stendhal über seinen Vater stets in den Ausdrücken herabsetzender Tendenz sprach — Jesuit, Bastard waren noch höfliche Epitheta —, daß er zugegebenermaßen politisch radikal war, weil der Vater den Aristokraten und Bourbonenanhänger herauskehrte, daß er dem Vater während des Terrors Verhaftung, allerlei Ungemach, ja den Tod wünschte und dessen Hinscheiden mit den Worten: „Ich erfahre einen Wechsel" registrierte, kurz, daß sein Vaterhaß so eminent war, daß er sogar in seinem Testament anordnete, daß er selbst als „Arrigo Beyle, Milanese" zu begraben sei, obwohl er in Wirklichkeit aus Grenoble stammte — berücksichtigt man dies alles, so ist man gewiß über die Intensität des positiven Anteils seines Ödipuskomplexes im klaren.

Die von Weigand apostrophierten „Anhänger der Freudschen Theorien" könnten also die Existenz des Ödipuskomplexes bei Stendhal feststellen, jede weitere Diskussion mit dem Hinweis auf die eigene Aussage des Beteiligten ablehnen, den Biographenstreit, ob der Inzest erwogen oder bloß phantasiert wurde, mit dem Argument der Gleichwertigkeit der inneren und äußeren Realität im Unbewußten abschneiden, kurz den Fall

Stendhal als Musterbeispiel des Ödipuskomplexes befriedigt katalogisieren, rubrizieren, registrieren und als Paradigma den Ungläubigen vorhalten. Vielleicht könnte die Inzestschilderung Stendhals sogar analytische Karriere machen und den gleichen Rekord an analytischen Zitierungen erreichen wie Diderots Ausspruch im „Neveu de Rameau“: „Wenn der kleine Knabe sich selbst überlassen wäre, wenn er seine ganze Naivität behielte und zur geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Intensität der Leidenschaften eines Dreißigjährigen hinzuträte, würde er seinen Vater erwürgen und mit seiner Mutter schlafen.“

Und doch beginnt *hier* erst das Problem. Es lautet: *Wie kommt es, daß Stendhal seinen Ödipuskomplex nicht verdrängt, sondern bewußt erhalten hatte?* Wir stehen also vor der grotesken Situation, daß uns das ohnehin Seltenheitswert besitzende Geständnis (richtiger: die Selbstanklage) Stendhals gar nichts nützt und wir uns über seine *unbewußten* Motive, die dieses Perzipieren untergründiger Zusammenhänge bewirkten, vorerst Klarheit schaffen müssen, um dann erst zu erkennen, „wie alles sich zum Ganzen webt“.

Anders formuliert: Welche Bedingungen müssen vorhanden sein, damit einem Menschen der eigene Ödipuskomplex an sich selbst bewußt wird und dauernd bewußt bleibt? (Auszuschließen ist das blitzartige Wissen mit konsekutivem raschem Verdrängen.) In unseren Tagen ist vorerst die Fehlerquelle auszuschalten, daß der Betreffende irgend etwas von der Großtat *Freuds* — der Psychoanalyse — gehört hat. Gerade deshalb ist das Beispiel Stendhals, der zwei Menschenalter vor Freud seinen individuellen Ödipuskomplex exakt formulierte (freilich ohne seine allgemeine Bedeutung und seine Konsequenzen auch nur zu ahnen), so wichtig, weil er aus zeitlichen Gründen unbeeinflußt war von aller Psychoanalyse. Soweit ich das Problem über-

schauen kann, gibt es folgende Bedingungen, unter welchen der Ödipuskomplex einem Erwachsenen in seiner ganzen Schärfe bewußt werden kann:

1. Psychologisches Genie.
2. Schizophrene Psychose.
3. Moral insanity.
4. Beobachtung am anderen, Ausbleiben der normal einsetzenden Verdrängung aus schwerstem psychischen Masochismus und Verwendung der am anderen gewonnenen Eindrücke gegen die eigene Person zum Zwecke der Selbstbestrafung.

Es gibt — außer einem gefühlsmäßigen Urteil — kein allgemeingültiges Maß für das Geniale. Die psychologische Genialität Stendhals als einzige Erklärung seiner Psyche annehmen, heißt auf die Enträtselung seiner Persönlichkeit verzichten, da wir über die intrapsychische Arbeitsweise des Genies nichts wissen. Auch die übrigen drei Punkte sind auszuschließen, da Stendhal weder an einer Schizophrenie noch an einer Moral insanity litt, noch die Beobachtung des Ödipuskomplexes ursprünglich an jemand anderem gemacht hatte.

Wir sind also so klug wie zuvor und werden höchstens ahnen, daß masochistische, selbstquälerische Motive bei dieser Introspektion eine Rolle spielen werden. Doch bringt uns dies bezüglich der Genese der Entdeckung des Ödipuskomplexes bei Stendhal nicht sehr weit.

Es gibt offenbar noch eine fünfte Möglichkeit, die die Selbstentdeckung des positiven Ödipuskomplexes erklären könnte: Wenn nämlich der negative Anteil des Ödipuskomplexes von überragender Stärke wäre, bestünde in einer für den unbewußten Teil des Ichs gefährlichen Situation die Kompromißtendenz, das weniger Unangenehme preiszugeben, um das Wichtigere, bewußt aber noch Peinlichere festhalten zu können.

Zwang und Strafe als Problem der seelischen Hygiene

Von Heinrich Meng, Basel

Vortrag an der „IIIe Réunion Européenne d'Hygiène Mental" in Brüssel (Juli 1935); veröffentlicht im II. Jahrgang der „Zeitschrift für Kinderpsychiatrie — Journal de Psychiatrie Infantile", Verlagsbuchhandlung Benno Schwabe & Co., Basel 1935.

Unsere erste Frage lautet: Sind Zwingen und Strafen für die seelische Entwicklung des Kindes nützlich oder schädlich?

Wir erkennen bald, daß diese Frage in keiner Richtung mit „ja" oder „nein" zu beantworten ist. Der Standpunkt der Beurteilung ist zu verschieden. Ist z. B. das Werden zu möglichst freien, reifen, bescheidenen, aber selbstbewußten Menschen als Erziehungsziel angenommen und anerkannt, so werden viele, z. B. alle demütigenden Strafen, schädlich erscheinen, weil sie dieses oberste Ziel unerreichbar machen, obgleich manchen näher liegenden Zwecken, zum Beispiel dem der Einordnung des Unterrichts und des Schutzes vor Selbstschädigung durch sie gedient sein mag. Ist hingegen das Erziehungsziel „der treue Untertan" oder „der brave Bürger", so fällt dieses Bedenken weg. Hingegen wird die Gefahr, Trotz und Gekränktheit, und wäre es auch nur als schlummernde Keime, zu erzeugen, die sich zur Rebellion und zur sozialen Verdrossenheit entfalten können, manche Strafe als bedenklich aufgeben lassen. Schon diese allgemeinste Erwägung mahnt uns, stets zu bedenken, daß die Wirkung jedes Erziehungsmittels sich zum Teil sofort, zum Teil aber erst im späteren Verlauf bemerkbar macht. Auch hat die gleiche Art von Eingriff sowohl negative als auch positive Folgen und es über-

wiegen mehr die einen als die anderen, je nachdem, wer den Eingriff setzt, und in welchem Lebensabschnitt er gesetzt wird; die Wirkung hängt auch davon ab, was bereits zuvor mit dem Objekt geschehen ist. Ein Reiz, der auf eine Struktur einwirkt, welche, wie die des Kindes, sich in einem natürlichen Reifeprozeß befindet, kann verglichen werden mit dem Nadelstich, dessen Wirkung verschieden ist, je nachdem er die Struktur bald nach der Befruchtung des Eies trifft oder erst später am wachsenden, bezw. ausgewachsenen Individuum.

So erkennen wir, daß wir die erste Frage als unbeantwortbar zurückzuziehen haben und nur die positiven und negativen Wirkungen von Zwang und Strafe in der Erziehung möglichst richtig und weitblickend feststellen sollen. Dann gibt uns die „Mental-Hygiene" einen sicheren Standpunkt, um die Ratschläge und Vorschriften, welche im Kampf der Neigungen und Parteien, von wem immer, zu unserem Thema gemacht werden, nur danach zu empfehlen oder zu verwerfen, ob sie die seelische Gesundheit zu erhalten und zu fördern geeignet sind. Dieser Standpunkt macht uns fähig, der Wahl der Erziehungsmittel gegenüber in neutraler Unpersönlichkeit zu verharren. Es bleibt dann dem Erziehungspolitiker überlassen, wie weit er die Hygiene vorausstellen will, und wie weit er sie anderen Rücksichten opfert. Doch ist dabei zu betonen, daß es vom Standpunkt der Hygiene nicht erlaubt ist, die Freudigkeit der Kindheit und Jugendzeit dem Ziel der Vorbereitung für das spätere Leben einfach zu opfern, — denn diese Freudigkeit ist nicht nur in ethischer Richtung zu beurteilen, sondern sie ist in hygienischer Betrachtung Bedingung für die spätere seelische Gesundheit.

Negative Wirkungen von Zwingen und Strafen sehen wir darin gegeben, daß das Kind in seinem natürlichen Reifeprozeß aufgehalten oder zurückgeworfen

wird, oder aber auch, daß die weitere Entwicklung übermäßig beschleunigt oder überstürzt wird.

Die Einwirkungen in der Frühkindheit können nämlich sofort und besonders für später vorübergehend, aber auch dauernd die Charakterentwicklung stören. Die Psychoanalyse hat als genetische Psychologie auch diese Verursachungen untersucht und bereits Bedingungen gefunden, die in ganz bestimmter Richtung wirksam sind. Wir wollen aber nur hervorheben, daß die Mental-Hygiene bei der Neurosenprophylaxe die Berücksichtigung der Triebe und die Einflußnahme zur Festigung der Persönlichkeit anstrebt. Dazu kommen die Umweltseinflüsse. Wir können die andauernden Schädigungen von den traumatischen, durch Kürze und Intensität des Reizes und der Affekterregung charakterisierten Einflüsse wohl unterscheiden. Zu den letzteren gehören körperliche Verletzungen und akute Krankheiten, — während chronische Körperleiden zu den Dauerbedingungen zählen, — ferner das Miterleben sexueller Szenen, das meist zur Angstneurose führt, dann Schreckereignisse dieser und anderer Art, auch das einmalige oder seltene Erleiden von Körperstrafen, während eine peinliche Reinlichkeitsdressur, z. B. durch eine zwangsneurotische Mutter, zu den chronischen Schädigungen zählt. Die Triebe stammen aus dem organischen Leben, hängen mit einzelnen Organsystemen und zum Teil mit hormonalen, zum Teil mit Wachstumsreizen zusammen.

Wir kennen, dank gemeinsamer Arbeit verschiedener Forschungsrichtungen, bereits die Entwicklung der Triebe, können sie einteilen, wissen, wie sehr die seelischen Funktionen von ihnen abhängen und von ihnen ihre Kraft erhalten. — Wenn wir von Trieberziehung als Forderung der Mental-Hygiene sprechen, so ist der Ausdruck ungenau. Die Triebe selbst sind nicht erziehbar. Wohl aber hält es die Erziehung für möglich, durch entsprechende Freigabe, Ablenkung, Sublimierung und Willenserziehung die Beherrschung der Triebe im Rah-

men der kulturellen Forderungen anzuregen und weiter zu treiben. Viele körperlich hygienische Maßnahmen in Ernährung, Sport und Arbeit können dabei mithelfen. Die individuelle Verschiedenheit der Triebkonstitutionen ist stets zu beobachten. Immer wirken Konstitution und Umwelteinflüsse akuter und chronischer Art als komplizierte Bündel von Ursachen. Eine typische Art von Hemmung in der Charakterentwicklung besteht darin, daß ein Kind durch die Umwelteinflüsse, und zwar oft ohne pathologische Konstitution, im Kindsein fixiert wird. Solche Kinder sind anfangs besonders gut lenkbar und werden erst später schwer erziehbar. An solchen Störungen tragen Zwang und Strafen, besonders Körperstrafen, oft die Schuld. Erzieher und Ärzte reden sich meist eine „krankhafte Konstitution" ein, wenn ein Mensch die falsche Erziehungsmethode nicht ausgehalten hat: Man begegnet noch heute immer wieder der nicht genug zu verdammenden Methode der strengen Disziplinierung von Kindheitsneurosen, auch von Onanie und Bettnässen — durch Verängstigung und Strafandrohung, durch Zwang und Strafmethoden [1]).

Gerade in solchen Fällen zeigt sich, daß, wie schon Binet lehrte, körperliche Strafen den Masochismus und Sadismus so stark anregen, daß die normale Triebentwicklung zum Teil aufgehalten, zum Teil beschleunigt wird. Auch hier offenbaren sich die Hauptfolgen erst später, und zwar bei der sozialen Anpassung und gelegentlich der Ansprüche des Liebeslebens. Das ist allgemein bekannt; übersehen wird oft, wie sehr das Triebleben des Kindes auch durch andere, intensiv zwingende und strafende Erziehungsmaßnahmen, die mit seelischen Mitteln arbeiten, ähnlich geschädigt wird. Diese Schädigung betrifft das Kind als Träger des Gewis-

[1]) Über die theoretische und praktische Problematik der Erziehung gesunder und neurotischer Kinder siehe H. Meng: „Strafen und Erziehen", Verlag Hans Huber, Bern.

sens. Die gesunde moralische Entwicklung ist in enger Abhängigkeit vom moralischen Verhalten seiner Erzieher, dieses formt, bereichert oder beschwert das reifende Gewissen des Kindes; sein Über-Ich ist Spiegelbild oder zum Teil auch Kontrastbild, mitunter aber geradezu ein Mischbild der Umwelt, vergleichbar einer Galton'schen Photographie.

Die negative Spätwirkung von Zwingen und Strafen ist oft so groß, daß sich das Kind zum Tyrannen entwickelt oder zum Märtyrer oder Leidensfanatiker wird, sehr oft ist beides in einer Person vereint. Die Vorgänge und Zusammenhänge, durch die sich ein Kind mit den Erziehern identifiziert und auf sie reagiert, sind vorwiegend unbewußt; deshalb ist ihre nachträgliche erzieherische Beeinflussung so schwierig.

Andererseits ist hervorzuheben, daß bei überlegter und eingeschränkter Verwendung das Zwingen und das Strafen ein notwendiges und nützliches Mittel der psychischen Hygiene ist. Positiv ist die Wirkung der Strafe, wenn sie als echte Hilfe einfachster Art in der rein triebhaften Phase der Frühkindheit angewendet wird (Dressurzeit). In dieser Zeit ist das Ich noch derart wenig entwickelt, daß der Erzieher an Stelle des Kindes zu handeln gezwungen ist, um es dringlich vor wirklicher Gefahr zu schützen und ihm damit auch beibringt, die Quellen der Gefahr selbst zu meiden. Dadurch erwirbt das Kind erste Erfahrungen über Verschuldung und deren Folgen; so wird ihm die Bildung einer Vorform des späteren Gewissens erleichtert. Das Kind empfindet aber selbst den Schutz als unangenehm und dadurch als Strafe für sein — nun verbotenes — Verlangen und lernt eigentlich dadurch von selbst auch alle spätere Strafe als Schutzmaßregel entgegenzunehmen. Solche Hilfe darf aber nur als Nothilfe verwendet werden, sollte auch als solche bekannt und erlebt werden. Subjektiv empfindet daher jedes Kind vieles als Strafe, was nicht als solche, sondern nur als Versagung

oder als Entbehrung zur Anwendung kam. Dies gilt besonders dann, wenn sie nach Ablauf der als Dressurperiode anzunehmenden Zeit nach ernstlicher Prüfung weiter möglich erscheint. Es dürfte sich dabei vor allem um Kinder handeln, deren Erziehung nicht ohne Überlastung mit Schuldgefühl und nur mit eingeschränkter Freiheit gelingen wollte. Es kann sich dabei um Tatbestände handeln, die wegen besonderer Anlage, sagen wir wegen besonderer Quantitäten in der Anlage oder infolge gemachter Fehler entstanden ist.

Gerade in diesen Fällen ist zu verlangen, daß der Erzieher sich selbst beherrscht, also das Kind nicht zum Spielball seiner Laune macht oder zum Abreagieren eigener Unbefriedigtheit und Unreife verwendet, auch daß er selbst in seinen Instinkten sicher ist und klare Kenntnisse von der Natur des Kindes sich erworben hat. Zwingen und Strafen können dann das Kind vor übertriebenem Schuldgefühl wieder befreien. Mit solcher richtig dosierten Aufhebung der von uns sonst möglichst geschonten Freiheit werden Gefahrmomente solange beseitigt, bis das Kind für ihre angstfreie Bewältigung vorbereitet ist. Auch gilt es, durch längere Zeit die Identifizierungsbereitschaft des Kindes zu fördern; das geschieht durch Idealisierung der Ziele, aber auch durch Konsequenz und Strenge des geliebten Erziehers. Wir betrachten die Identifizierung als Durchgangsstation zu eigener Entschlußfähigkeit. Das sichere Wissen, wann der Erzieher etwas als strafwürdig ansehen würde, ist so imstande, die Entschlußkraft des Kindes zu steigern und lähmende Zweifel zu beseitigen.

Unsere zweite Frage lautete:

Wo liegt die Ursache für das ewige Versuchen, immer wieder durch Zwingen und Strafen zu erziehen? Wir meinen, jede Generation ist übermäßig bestrebt, ihre eigenen Erfahrungen der folgenden zu übermitteln. Das scheitert aber daran, daß das Kind als triebhaftes und praktisch vernunftloses

Wesen geboren wird, die Erbschaft des Urmenschen in sich trägt und den Drang verspürt, alles wieder zu erleben, was die Menschheit und für den einzelnen Menschen die Reihe seiner Vorfahren vorher erlebt hat. Die Impulse des Menschenkindes sind daher Repräsentanten von jahrtausendalten Trieben, die sich notdürftig unter Angst, Zwang, Not und Tod den Kulturforderungen angepaßt haben. Dem Zwingen und Strafen durch die Umwelt schloß sich viel später als Bundesgenosse das reifende Gewissen und die erstarkende Vernunft an, die intrapsychisch mit ähnlichen Erziehungsmitteln arbeiten, wie Natur und Gesellschaft von außen. Im Kind des heute lebenden Individuums und im Erzieher wirken — wie im Urmenschen — vor allem die Regungen der Rache und der Vergeltung weiter — sie drängen nach aktivem und passivem Ausleben. Das Wesen der Rachsucht zu erkennen und daraus Folgerungen zu ziehen, wie man ihre Energien besser als es heute geschieht, auf kulturelle Aktionen übertragen könne, wäre daher eine der Voraussetzungen für brauchbare Vorschläge, Strafen und Erziehen als Erziehungsmittel zu wandeln oder zu ersetzen. Der Drang, durch Zwingen und Strafen andere zu erziehen, wurzelt daher im Wesen des Menschen; der Mensch projiziert seine intrapsychische Welt auf die Objekte der Umwelt und ist geneigt, innere Niederlagen durch äußere Siege zu kompensieren. In Neurose und Psychose liegt in pathologischer Vergrößerung und Verzerrung das gleiche Wesen des Menschen zutage, wie es der gesunde Mensch im harmonischen Ausgleich in sich vereint.

Das Problem des Zwingens in Familie und Schule würde auch eine sozialpsychologische Orientierung erfordern, die hier nicht gegeben werden kann. Es genüge der Hinweis, daß die seelische Entwicklung des Kindes in seinen frühesten sozialen Bedingungen in der Familie als Kollektiv von Eltern und Geschwistern wurzelt. Der Unterschied zwischen Indivi-

dual- und Sozialpsychologie ist ein quantitativer und qualitativer. Freud drückt dies präzis aus: „Im Seelenleben des Einzelnen kommt ganz regelmäßig der andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht und die Individualpsychologie ist daher von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten aber durchaus berechtigten Sinne" [2]). So ist auch die Familie dem Individuum zu eigen und gleichzeitig die soziale Einrichtung κατ' ἐξοχήν.

Heute ist die Familie durch die geringe Kinderzahl und durch die Schrumpfung der Arbeit im Hausstand nur mehr eine Kümmerform von Kollektiv und ein zu eng gewordener Kampfplatz für Gegner, die triebhaft aneinander gebunden sind. Hier finden wir die phylogenetische Erbschaft zum Teil verstärkt, zum Teil bis zur Unkenntlichkeit überdeckt durch die bewußten Beziehungen und durch die aktuelle Bedürftigkeit.

Eine ungemein wichtige Seite des frühkindlichen Erlebens ist die gar nicht einfache Art seines sexuellen Reifens. Wir widersprechen der immer wieder vorgebrachten Meinung, daß der Sexualität des Kindes von Psychoanalytikern eine ausschließliche Wichtigkeit zuerkannt werde. Wir betonen: Destruktion und Eros, Ich und Es, Bewußtes und Unbewußtes sind für die Psychoanalyse gleichwertige Gewalten und gleich wichtige Arbeitsgebiete. Es war die seelenhygienisch vielleicht größte Leistung der Psychoanalyse, die wirklichen Lebensbedingungen zwischen Eltern und Kindern aufgedeckt zu haben. Freud kam zu diesem Arbeitsgebiet, wie bekannt, ganz unabsichtlich, als er zu therapeutischen Zwecken die genetischen Ursachen der neurotischen Erkrankungen verfolgte.

---

[2]) Das Wort Individualpsychologie ist hier als Gegensatz zur allgemeinen Psychologie gebraucht, nicht etwa die Lehre Adlers gemeint.

Von den vielen Komponenten, aus denen sich die Wirksamkeit der zwingenden und strafenden Erziehung zusammensetzt, sind diejenigen die wichtigsten, welche mit der Ödipussituation zusammenhängen und dadurch mit dem archaisch bedingten und individuell verstärkbaren „Ödipuskomplex" einerseits und dem „Kastrationskomplex" andererseits verknüpft sind. Hierauf beruhen die unbewußt determinierten Mißverständnisse zwischen Erzieher, insbesondere Vater, und Kind. Eine vom Vater „im Interesse der Abschreckung, der Besserung oder nur zur Aneiferung" vorgenommene Strafe oder ein ausgeübter Zwang wird vom Kind als schwer verletzende Handlung eines zwiespältigen Gegners aufgefaßt, d. h. eines Menschen, der gleichzeitig geliebt und gehaßt wird; deshalb wirkt eine solche Strafe entgegengesetzt den Wünschen des ahnungslosen Erziehers, und er kann auch oft diese Wirkung gar nicht begreifen. Urprobleme der Menschheit sind nicht auf einem eng umrissenen Gebiet lösbar. Für den psychoanalytischen Erzieher wird das an sich so überaus wichtige Problem von Zwang und Strafe selten zum praktischen Dilemma. Seine Aufgabe sieht er darin, die Erziehungssituation als Ganzes zu verstehen, die gewaltigen Kindheitskonflikte zu erleichtern und ihre normale Überwindung zu begünstigen, immer auch in Kenntnis der später zu durchlebenden Stadien.

Von der richtigen Lösung der Beziehungsschwierigkeiten zwischen Vater, Mutter und Kind hängt es ab, ob *das Hauptproblem der seelischen Hygiene der Frühkindheit ohne weiteres gelöst wird und damit auch die Frage des Zwingens und Strafens: Immer mehr sollen die triebhaften, unbewußt bedingten, seelischen Reaktionen des Kindes unter die Herrschaft eines starken und selbständigen Ichs gebracht werden.* Diese Festigung des Ichs hat früher zu beginnen, und die Störungen des

Ichs reichen weiter zurück, als man früher annahm. Dafür spricht die Häufigkeit der Kinderneurose, auch haben die Beobachtungen an organisch Kranken mich belehrt, daß das spätere Gesundheitsgewissen von der Qualität des kindlichen Ichs abhängt und damit die relative Feiung gegen die Flucht sowohl in organische Krankheit als auch in Neurose und Psychose. Auch Charakteranomalien und Dissozialität beginnen früh. Wenn daher Zwingen und Strafen, wie erwähnt, in der Dressur-Periode berechtigt oder nötig sein können, so sollen sie vom zweiten Lebensjahr an mehr und mehr zurücktreten, weil sie das Ich des Kindes schwächen. Bei ihrem Einsatz und bei der Wahl der Strafe ist stets zu prüfen, ob sie nicht die Selbstachtung und das Vertrauen des Kindes schädigen. Keinesfalls dürfen Zwingen und Strafen früher und später als Mittel dienen, um eine Autorität herzustellen, sie dürfen überhaupt nur einsetzen, wenn schon die tragfähige Autorität besteht. Im autoritätslosen Verhältnis erhöhen Zwingen und Strafen die Unselbständigkeit und Abhängigkeit in Familie und Schule und begünstigen die Entwicklung des reinen Macht- oder Unterwerfungstypus. Beide sind Gegner des sozialen und reifen Menschen. In der Frühkindheit läßt die seelische Hygiene, vor allem vor Ausbruch der Trotzphase, viele Störungen vermeiden, die zu einer scheinbaren Straffälligkeit verführen. In und nach der Trotzphase bietet wiederum der gut geleitete Kindergarten einen Schutz gegen Schädigung der Familie, er erleichtert die Selbstbesinnung und die soziale Anpassung des Kindes.

Auch in der Schule wird der Lehrer seine Autorität möglichst ohne Strafen aufbauen und erhalten und sie nur in dem Maß durch Strafen sichern, als diese eine Resonanz im Schüler zur Selbständigkeit hervorrufen. Noch seltener werden sie nötig sein, um eine Klasse vor akuter Verwahrlosung zu schützen. Wenn hingegen oft und strenge gestraft wird, ohne daß die

einzelnen und die Klasse den Sinn des Strafens verstehen, ändert sich das Antlitz des Schülers in der Klasse zum Schutz vor der Gewalt des Stärkeren. Eine Maske verdeckt das kindliche Gesicht. Hierdurch entstehen Menschen mit ewigem Erziehungsbedürfnis, die für ihr ganzes Leben nicht aus der Schule heraustreten. Wir wollen aber Menschen, die in der Schule herangereift sind und als Erwachsene sich weiter entwickeln können.

Der Mensch ist ein schwer erziehbares Triebwesen, das sich danach sehnt, frei zu sein, aber auch von anderen beherrscht zu werden und ohne eigene Verantwortung zu leben. Trotz und mit Hilfe dieser Ambivalenz der menschlichen Natur will die Erziehung die Bildung eines einheitlichen starken Ichs erleichtern und fördern. Dieses Ich muß der Realität des Kindes angepaßt sein und auch darauf vorbereitet, daß es mit der künftigen Realität des Jugendlichen und des Erwachsenen fertig wird. Es hat die Bedingungen der Außenwelt zu nehmen, wie sie sind, aber nicht kritiklos, sondern mit dem Anstoß und der Kraft zu helfen, sie so zu wandeln, wie sie sein sollten. In der Realität der Umwelt wirken sich Persönlichkeiten und seelische Strukturen verschiedenster Form und verschiedensten Inhalts aus. Jeder Mensch muß sich auseinandersetzen mit den Tatsachen der Wirklichkeit, sie beginnen bei der Unbequemlichkeit des Alltags, der Mühe des Erwerbs und steigern sich zu den negativen Gewalten der Rache, des Ressentiments und der Schuldgefühle, des Sadismus und Masochismus und deren Folgen, der Neurose und Psychose, der Dissozialität bis zur Wirtschaftsanarchie und dem Krieg. Zwingen und Strafen werden von dem disziplinierten Erzieher in Familie und Schule nur so gehandhabt werden, daß sie durch Fühlenlassen der Folgen jeder Handlung eine spätere plastische und starke Realitätsanpassung vorbereiten, selbst gegenüber den genannten Kulturgewalten. Die Psychoanalyse zielt demnach auf eine seelische Hygiene, die bei der Geburt ein-

setzt und sich besonders als Trieb- und Gewissenshygiene betätigt. Sie berücksichtigt bei ihren Bemühungen zur Prophylaxe vermeidbarer seelischer Entwicklungsstörungen die individuellen Verschiedenheiten der Triebanlage, aber auch ihre starke Modifizierbarkeit durch die Einflüsse der Kinderstube und der vielen Miterzieher. Sie erstrebt eine Sanierung der Person und der Schule und gleichzeitig das Umgekehrte. Es scheint ihr, daß jedes Erziehungsmittel, auch Zwingen und Strafen, daraufhin geprüft werden muß ob Sofort- und Spätwirkung mithelfen, den Aggressionstrieb und den Eros-Trieb zu einen, damit der Mensch als ethisch reife Persönlichkeit arbeiten, lieben, verzichten und genießen kann und als sozialer Mensch in der Gemeinschaft produktiv ist.

Aus der Analyse eines Falles von nächtlichem Aufschrecken

Von Jenny Wälder, Wien

Wir bringen im folgenden die einleitenden Abschnitte einer Kranken- und Behandlungsgeschichte, die unter dem Titel „Analyse eines Falles von Pavor nocturnus" als Sonderheft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" IX. Jahrg. 1935, erschienen ist.

Im folgenden soll die Analyse eines Knaben mitgeteilt werden, der wegen einer Herzneurose und eines Pavor nocturnus in die Behandlung kam. Die Mitteilung dieser einfachen Kranken- und Behandlungsgeschichte eines Kindes erscheint aus folgenden Gründen gerechtfertigt: Diese Analyse kann ein gewisses Licht auf die Bedeutung des Pavor nocturnus oder, vorsichtiger ausgedrückt, einer Form von Pavor nocturnus werfen.[1]) Außerdem zeigt uns die Analyse beim Kinde eine ganze Reihe von Mechanismen unmittelbar in ihrem Entstehen, zum Beispiel Reaktionsbildung, Projektion, Über-Ich-Bildung, Entscheidung zwischen sozialer und asozialer Unterbringung von Trieben und manche anderen Mechanismen des kindlichen Seelenlebens, während wir in Analysen Erwachsener vor die fertigen Resultate dieser Prozesse gestellt werden und den Vorgang selbst erst deutend erschließen können.

---

[1]) Einen anderen Inhalt des Pavor nocturnus hat Helene Deutsch in ihrer „Psychoanalyse der Neurosen" beschrieben (Wien 1930); unter anderen psychoanalytischen Arbeiten enthalten die folgenden Hinweise auf das Verständnis des Pavor nocturnus: „Die Entstehung des Pavor nocturnus bei einem Kinde" von einer Mutter (Zschr. f. psa. Päd., Jahrg. I, 1927); Otto Fenichel: „Hysterien und Zwangsneurosen (Wien 1931), S. 48; Melanie Klein: „Die Psychoanalyse des Kindes" (Wien 1932).

I.

Das Kind, über das ich hier berichten möchte, ist zur Zeit der Aufnahme der Behandlung sieben Jahre alt. Es ist ein kleiner, körperlich mäßig entwickelter, hübscher Knabe. Sein Gehaben macht zuerst den Eindruck scheuer Ängstlichkeit und Schüchternheit, doch zeigt sich sehr bald, daß er auch sehr lebhaft, zutraulich und gesprächig sein kann. Die Schüchternheit geht nicht tief, sie ist die Oberfläche, hinter der die Lebendigkeit eines richtigen Gassenjungen steckt. Seine Intelligenz ist gut entwickelt, er hat einen regen Mutterwitz; die Schulerfolge (1. Volksschulklasse) sind mittelmäßig, entsprechend seiner Lernfaulheit. Im proletarischen häuslichen Milieu findet das Kind kaum geistige Anregungen. Seine Interessen sind hauptsächlich aufs Technische gerichtet, sein Verständnis für diese Dinge ist ein für dieses Alter sehr gutes.

Der Junge kam auf folgendem Wege in psychoanalytische Behandlung: Er klagte seit Wochen über stechende Schmerzen in der Herzgegend, die plötzlich ohne sichtbare äußere Anlässe und unabhängig von körperlichen Anstrengungen, wie etwa Laufen, Springen, Stiegensteigen auftraten. Die Mutter suchte mit ihm den Arzt auf, die somatische Untersuchung blieb negativ; der Arzt schickte das Kind zur neuerlichen Untersuchung ins Spital an die interne Abteilung. Die somatische Untersuchung verlief auch hier negativ; da aus der Anamnese festgestellt wurde, daß der Knabe auch an Pavor nocturnus litt, wurde das Herzleiden als nervös bezeichnet und der Knabe zur psychotherapeutischen Behandlung an die psychoanalytische Ambulanz gewiesen.

Das Symptomenbild des kranken Kindes ist folgendes: Herzbeschwerden, wie oben erwähnt, seit etwa einem Jahr Pavor nocturnus. Über das erste Auftreten dieses Symptoms kann die Mutter keine genauen An-

gaben machen. Der Pavor nocturnus tritt zu wiederholten Malen in unregelmäßigen Abständen auf. Der einzelne Anfall verläuft — nach Angaben der Mutter — in der Weise, daß der Knabe mit einem Aufschrei aus dem Schlafe aufspringt oder sich aufsetzt, sodann ängstlich weint; von der Umgebung, die ihn zu beruhigen sucht, nimmt er anscheinend keine Notiz und reagiert dementsprechend nicht auf gütlichen Zuspruch. Die besorgte Mutter macht ihm kalte Umschläge aufs Herz. Nach einer Weile beruhigt er sich und schläft wieder ein, ohne während des Anfalles erwacht zu sein, also auch ohne Bewußtsein für das Geschehene. Am nächsten Tag ist der ganze Anfall amnesiert. In der letzten Zeit wurden auf Anraten eines Arztes während des Anfalles auch Baldriantropfen verabfolgt, was jedoch ohne Wirkung blieb.

Nicht minder belastend für die Umgebung, wenn auch weniger lärmend, war die diffuse Ängstlichkeit des Knaben. Er blieb nicht allein im Zimmer, er ließ die Mutter nicht ausgehen, lief ihr sogar nach, wenn sie ins Klosett gehen wollte, er wollte nicht für einen Moment allein bleiben. Dieses Symptom fiel im proletarischen Milieu besonders auf und machte sich dort besonders störend bemerkbar. Diese diffuse Ängstlichkeit verdichtete sich, seit vor einigen Monaten ein Einbruch im Hause versucht worden war, zu einer regelrechten Verbrecherphobie. Von da an versicherte er sich des öfteren, ob keine Verbrecher im Hause seien, und motivierte seine Furcht, allein zu bleiben oder allein zu schlafen, mit der Möglichkeit eines verbrecherischen Überfalls.

Die Mutter führt seine Ängstlichkeit, vor allem seine nächtlichen Angstanfälle, auf einen Sturz aus dem Bett in seinem dritten Lebensjahr zurück. In den folgenden Nächten sei der Knabe sehr unruhig gewesen; durch das Anschlagen des Kopfes auf den Boden habe er sich die Basis für die spätere Erkrankung zugezogen.

Das soziale Verhalten des Kindes soll im Zusammenhang mit seinem Milieu besprochen werden. Seine kleine Welt bildete die Familie, die Straße, seit einem halben Jahre auch die Schule. Er ist das einzige Kind einer Proletarierfamilie. Von einer Schwester, die vor seiner Geburt im Alter von fünf Monaten wegen eines angeborenen Herzfehlers gestorben war und von der er vom Hörensagen wußte, wird später die Rede sein. Der Vater stand in der Mitte der Dreißig; er war Hilfsarbeiter, hatte Arbeit, war damals aber nur an vier Tagen der Woche beschäftigt. Die materielle Lage ist damit hinreichend gekennzeichnet. Der Mutter gelang es später, d. h. einige Zeit nach dem Beginn der Behandlung des Kindes, eine Hausmeisterstelle in einem Vorstadthause zu bekommen und so einen kleinen Zuschuß zu den Einnahmen des Mannes zu verschaffen. Hie und da bekam sie Heimarbeit. Die Ehe der Eltern war nicht gut. Es gab wiederholt Streitigkeiten, die sich bei den gegebenen Raumverhältnissen (Zimmer und Küche) naturgemäß in Gegenwart des Kindes abspielten. Aggression und Rechthaberei bestimmten fortwährend den häuslichen Ton; was immer geschehen war, die Schuld hatte stets der andere. Man fand sich nur in der Aggression gegen Dritte. Der Vater ist wohl ein aggressiver Mensch, doch kann er auch freundliche Züge zeigen. Er gilt als „fescher Mann", ist derb, leicht hypomanisch, witzig und temperamentvoll, er verfügt über einen von Einfällen gespickten Wortschwall, der ihn, wie die Frau meint, für den Beruf eines „Praterausrufers"[2]) geeignet macht. Er ist sehr fleißig, er scheut keine Arbeit, weder in noch außer Haus. Sein Einkommen liefert er zu Hause ab, bloß ein kleines Taschengeld für Wirtshausbesuche behält er für sich. Er liebt die Geselligkeit und trinkt gern einige Glas Bier. In Gesellschaft wegen seiner witzigen Einfälle beliebt, wird er nicht selten von

[2]) Ausrufer in einem Wiener Vergnügungspark.

anderen „freigehalten"; man bezahlt die Zeche für ihn, wenn er gerade nicht bei Kasse ist. Er verträgt aber den Alkohol nicht allzugut. Nach Gasthausbesuchen ist er leicht angeregt und dann kommt es zu Hause leicht zu Streitigkeiten.

Als Vater ist er dem Kind gegenüber lieb und fürsorglich, aber ambivalent und inkonsequent in der Erziehung. Er liebt sein einziges Kind und möchte von ihm wiedergeliebt werden. Sein Bedürfnis nach der Liebe des Kindes geht so weit, daß er die Mutter bekämpft, indem er erlaubt, was sie gerade verboten hat. Sein Benehmen hat dann zur Folge, daß sich der Sohn dem Vater gegenüber fordernd und respektlos benimmt, so daß die Gefühle des Vaters dann plötzlich von werbender und verzärtelnder Liebe in Wut und Drohungen umschlagen. Überbot er soeben die Mutter durch Nachsicht, kann er plötzlich die väterliche Autorität hervorkehren und, ähnlich wie zuvor nach der einen Seite mit Nachsicht, nunmehr mit Strafen gegen das Kind vorgehen. Auch sonst ist die „väterliche Erziehung" recht inkonsequent: Für unbedeutende Vergehen gibt es öfter Prügel, während man anderseits gerade in jenen Augenblicken, in denen Festigkeit vielmehr am Platze wäre, recht weich ist. So kommt es zu Versprechungen, die nie eingehalten werden, und es setzt Drohungen, die nie in die Tat umgesetzt werden. Kameradschaftliche Spiele werden zwischen Vater und Sohn begonnen und plötzlich findet der Vater seine Würde beeinträchtigt, wenn der Junge diese Kameradschaftlichkeit zu wörtlich nimmt und sie seiner eigenen Aggressivität entsprechend benützt. Was in freundschaftlicher Gleichberechtigung begonnen schien, endet mit einer Tracht Prügel für den Jungen. So kommt es, daß der Vater, zu jähzornig und intolerant, um dem Kind wirklich ein Kamerad zu sein, zu inkonsequent und zu weich, um ihm wirkliche Autorität zu sein, ihm im Grunde keines von beiden ist. Das Kind nimmt den Vater nicht ganz

ernst, fürchtet ihn wohl, mißachtet ihn aber auch ein wenig. Anderseits gewinnt der Vater aber auch an Bedeutung dadurch, daß er eine Reihe von Eigenschaften hat, die der Junge bewundert. Er imponiert dem Jungen mit seinen technischen Fertigkeiten, er weiß ihm viele Dinge zu erklären, die der Junge wissen möchte, er ist witzig und imponiert ihm durch sein Kraftmeiertum.

Die Mutter ist eine sympathische, nette, arbeitsame Person. Auch in ihr steckt manche Aggressivität, die in der Regel verhalten ist und nur gelegentlich zu heftigem Durchbruch kommt. In den Streitigkeiten zu Hause ist sie keineswegs immer nur der duldende Teil. Unverhohlene Aggression kommt öfters in den häuslichen Gesprächen gegen Dritte zum Vorschein. Die Mutter leidet sehr unter den dürftigen Verhältnissen und hat den Ehrgeiz, darüber hinauszukommen, so zu werden wie ihre Schwestern, die durch ihre Ehen in das Kleinbürgertum hineingewachsen sind. Sie selbst war Köchin in einem bürgerlichen Haus und auch diese persönliche Berührung mit anderen Schichten wurde mitbestimmend für ihren Ehrgeiz. Ihre Einstellung läßt sich am einfachsten durch zwei heiße Wünsche charakterisieren: Messingbetten und ein wohlerzogenes Kind. Und dieses Streben nach „Höherem", weit entfernt, in Erfüllung zu gehen, hat die häusliche Situation und insbesondere die Lage des Kindes nur noch mehr erschwert. Wegen der Messingbetten, also des materiellen Wohlstandes, gibt es ständig Differenzen mit dem Mann, der nicht genug verdient, um die Anschaffungen zu ermöglichen. An das Kind stellt die Mutter infolge ihres Ideals vom braven Bürgerkind Ansprüche, die im Gegensatz stehen zu dem, was das Kind im häuslichen Milieu vor sich sieht. Beispiel und Ansprüche stehen einander schroff gegenüber. Wir werden später sehen, wie sich diese Spannung in den Konflikten des Kindes widerspiegelt.

Die Mutter liebt den Jungen über alles, er soll ihr Er-

satz bieten für all das, was ihr das Leben versagt hat, vor allem für die unbefriedigende Ehe. So ist das Kind ihre ganze Welt. Es wird, so klein es ist, zum Vertrauten ihrer täglichen Sorgen und auch ihrer ehelichen Kümmernisse. Nach ehelichen Konflikten gegen den Mann aufgebracht und ohne Möglichkeit, sich anderswo zu entladen, sucht sie beim Kinde Zuflucht und hetzt es gegen den Vater auf. Der Knabe, der die Mutter vergöttert, nimmt offen Stellung gegen den Vater, was diesen wieder zur Raserei bringt. In pädagogischer Hinsicht ist die Mutter konsequenter als der Vater. Sie ist fester und bleibt bei ihren Entscheidungen, die der Vater freilich von sich aus, wie schon bemerkt, gerne umwirft. Alles in allem ist der Bub ihr gegenüber viel folgsamer als dem Vater gegenüber. Denn obwohl er den Vater und seine Prügel sehr fürchtet, fürchtet er noch mehr als Prügel den Liebesentzug der Mutter.

Soweit der Einfluß der Familie. Aber als proletarisches Kind lebt er nicht behütet in den vier Wänden seines Heimes, sondern verbringt besonders in der warmen Jahreszeit den größeren Teil des Tages unbeaufsichtigt auf der Straße. Die Erfahrungen und Beobachtungen, die er hier machen kann, wirken in derselben Richtung wie der Einfluß des Heimes, nur noch vergröbert, unverhüllter, brutaler. Die Aggressivität der Gasse in dem Wiener Vorortebezirk, die vielfachen Raufszenen, bei denen er begeisterter Zeuge, manchmal aber auch das Opfer war, drängt zur Kultivierung der sadistischen Anlage und des analogen heimischen Einflusses. Das Liebesleben der Menschen kann er vielfach beobachten; was er in dunklen Hausgängen, in Höfen und Treppenhäusern sieht, steigert seine Neugierde und ergänzt sein Wissen von den Szenen, die er bei den Eltern wiederholt beobachten konnte. Hier auf der Straße trifft aber auch das Interesse des gewandten und intelligenten Jungen mit dem praktischen Leben zusammen und von hier bezieht er viele Anregungen und Belehrungen.

II.

Die Eröffnung einer Kinderanalyse unterscheidet sich ganz bemerkenswert von der Eröffnung der Erwachsenenanalyse. Die in der Sache selbst gelegenen Ursachen für die Unterschiede in der Behandlung sind von Anna Freud dargestellt, die dadurch gebotene Technik von ihr ausgearbeitet worden[3]). Die ausführlichen theoretischen Grundlagen für diese Technik, ihre Abwandlung von Fall zu Fall, ihre Indikationen sind bei Anna Freud nachzulesen, für die Zwecke der hier beschriebenen Analyse sei nur in wenigen Sätzen das Wesentliche hervorgehoben. Das Kind sucht die Analyse nicht aus freiem, eigenen Entschluß auf und kann auch keine Vorstellung von ihr haben; von Krankheitseinsicht, die beim Erwachsenen der entscheidende Motor ist, ist beim Kinde im allgemeinen keine Rede; da die Realität noch nicht richtig eingeschätzt wird, ist es auch dort, wo Kinder unter Störungen subjektiv leiden, nicht zu erwarten, daß sie die Ursachen dafür in sich selbst suchen. Schließlich kann sich ein Gesundungswille nicht entwickeln, wo weder Krankheitseinsicht vorhanden ist, noch ein deutliches Wissen darum, was Gesundheit ist. „So fehlt uns in der Situation des Kindes alles, was in der des Erwachsenen unentbehrlich erscheint" — sc. zur Einleitung der Analyse —: „die Krankheitseinsicht, der freiwillige Entschluß und der Wille zur Heilung." [4])

Hiezu kommen noch zwei Umstände. Der sekundäre Krankheitsgewinn, den das neurotische Kind aus seiner Krankheit zieht, ist oft größer als der des Erwachsenen. Noch fehlt das Gegengewicht des Mißerfolges im realen Leben, der beim Erwachsenen dem sekundären Krankheitsgewinn entgegenwirkt. Die Prämien des Verhät-

---

3) Anna Freud: „Einführung in die Technik der Kinderanalyse", Wien 1927.

4) Anna Freud, a. a. O. S. 9.

schelt- und Umsorgtwerdens entsprechen noch voll dem kindlichen Bedürfnis; ihnen wirkt kein Ideal, das Selbständigkeit fordert, entgegen. Ein zweiter Umstand ergibt sich ferner aus dem Verhältnis des Kindes zur Analyse. Das Kind sieht notwendigerweise in jedem Erwachsenen die Autoritätsperson, die seine „Schlimmheit", wenn sie sie kennen würde, nur unterdrücken und strafen könnte, während doch der Erwachsene — mag auch diese infantile Einstellung in seinem Unbewußten bestehen — wenigstens bewußt in die Analyse das Wissen mitbringt, daß er im Analytiker den Helfer und nicht den Verräter und Richter finden wird. Darum hütet auch das Kind viel sorgsamer sein Geheimnis. Es dauert oft sehr lange, bis das Kind die Furcht verliert, der Analytiker würde seine verborgenen kleinen Vergehen bestrafen oder seine schlimmen Gedanken den Eltern mitteilen, um seine Bestrafung zu veranlassen. Alle diese Einstellungen sind uns ja auch aus der Erwachsenenanalyse wohl bekannt, aber sie gehören dort mehr oder weniger dem Unbewußten des Patienten an, sie erfüllen nur einen Teil seiner Persönlichkeit; ihnen wirkt ja die andere, bewußte Einstellung entgegen. Der Erwachsene weiß um die Schweigepflicht des Analytikers und das ganz bewußte Verschweigen der Patienten gehört meistens nur zu den Anfangssünden.. Alle diese Umstände sind beim Kinde viel bedeutungsvoller.

Ich war bei Anton aus diesen Gründen auf eine längere Einleitungsphase — wie sie manchmal in der Kinderanalyse notwendig ist — gefaßt, ich glaubte erst allmählich seine Bereitschaft zur Mitarbeit gewinnen zu können. Zu meinem Erstaunen sah ich nach wenigen Stunden die analytische Situation einsetzen: Wir konnten uns gleich mit seinem zentralsten Problem, seiner Stellung zur Mutter und zum Vater, beschäftigen.

Anton wird nur mit der Erklärung zu mir in die Behandlung geschickt, die „Frau Doktor" werde mit ihm spielen. Wir bauen zusammen mit den von mir bei-

gestellten Spielsachen und das Kind wird sehr bald zutraulich. In der zweiten Stunde gibt es ein Gespräch über eine Unart seiner Mitschüler, die in einer unpassenden Form für den Ausdruck eines körperlichen Bedürfnisses besteht. Er ist sehr entrüstet, er würde so etwas nur zu Hause sagen, nicht in der Schule. Als ich ihm freistelle, in der Behandlungsstunde so zu sprechen, wie er es zu Hause gewöhnt ist, wehrt er ab und beteuert energisch: Ich will ein braver Bub sein. In dieser kleinen Szene verrät er schon die Konfliktsituation, in der er sich befindet, sein Streben, brav zu sein gegenüber Versuchungen, den Abwehrkampf, in dem er sich befindet. Wir werden durch solche kleine Zeichen daran gemahnt, daß die gewährende Geste des Analytikers vom Kinde als Versuchung gespürt und abgewehrt werden kann.

Die dritte Stunde bringt schon den Einbruch in seine aktuellsten und zugleich tiefsten Konflikte. Die Mutter kommt zu mir und legt mir in Anwesenheit des Kindes folgende Angelegenheit vor: Die Eltern wünschen schon seit langem, daß das Kind nicht mehr in den Ehebetten zwischen den Eltern, sondern in einem eigenen Bett, wenngleich freilich im selben Zimmer, schlafen möge. Anton hat bisher diesem Wunsch eine hartnäckige Ablehnung entgegengesetzt. Als der Junge in die Behandlung kam, haben die Eltern beschlossen, mir die Entscheidung darüber zu überlassen, und ich bin nun durch diese äußeren Umstände und durch die Notwendigkeit einer Entscheidung in die Möglichkeit versetzt, mit dem Kinde jetzt dieses Thema direkt zu besprechen. Da der Junge seine vitalsten Interessen bedroht sieht, läßt er sich im Kampfe um dieses sein Privilegium zu Äußerungen hinreißen, die er sonst zu Beginn der Behandlung gewiß nicht gemacht hätte. Anfangs versucht er mit solchen Mitteln zu kämpfen, die er schon zu Hause erfolgreich benützt hat: Er habe Angst, allein zu schlafen, es könne ein Verbrecher kommen und ihm etwas an-

tun, und er suche bei der Mutter Schutz. Dann wieder heißt es, daß er die Mutter beschützen müsse, denn es könne ein Verbrecher in der Nacht die Mutter bedrohen. Auch den Vater wolle er vor den Gefahren beschützen. Wir dürfen vielleicht vermuten, daß das, was er als Grund angibt, nicht nur Rationalisierung, sondern in tieferer Schichte wahr ist, freilich nicht ganz so, wie er es ausdrückt. Er müsse also in den elterlichen Betten bleiben, nur das gewähre die Möglichkeit gegenseitiger Hilfe bei einer Bedrohung durch einen Verbrecher. Ich äußere Zweifel an der Realität der Gefahr und halte ihm entgegen, daß ja wohl der Vater imstande sein würde, ihn und die Mutter vor dem Verbrecher zu schützen. Darauf zieht der Junge unvermittelt gegen den Vater los; der Vater sei schlimm, „sekkiere" die Mutter und ihn, necke sie besonders im Bett und das wolle er nicht haben. An diesem Punkte endet gerade Antons Stunde und wir verschieben die Besprechung auf den nächsten Tag. Am Tage darauf, als wir bei der Besprechung des gleichen Themas sind, bringt der Junge wieder seine ersten Argumente vor, also die Angst vor dem Verbrecher, hingegen nichts mehr von der Schlimmheit des Vaters gegen die Mutter. Die Situation erweckt den Eindruck, als hätte das Kind mittlerweile Angst bekommen, ich könnte dem Vater etwas von seinen aggressiven Bemerkungen gegen ihn erzählen, und ich erinnerte ihn an das, was ich schon gestern von ihm selbst erfahren habe; ich wisse schon, was die Kinder im Kopf haben, was sie sich denken, und wisse daher auch, warum er mit der Mutter schlafen wolle: „Du willst die Mutter für dich haben." Er antwortet mit der größten Naivität: „Ja, sie gehört auch mir." — „Nur dir?" frage ich darauf. „Ja, nur mir... und dem Vater", fügt er nach einer Pause hinzu. Darauf ich: „Du möchtest sie aber ganz für dich haben." — „Ja, weil der Vater schlimm ist." Und jetzt geht es wieder gegen den Vater los. Der Vater sei streitsüchtig, er quäle die Mutter, er

gebe keine Ruhe, er kitzle sie im Bett am Nacken, das habe er, Anton, nicht gern, das könne er nicht leiden. Auch ihn sekkiere der Vater, er schlage ihn und sei schlecht zu ihm. Anton ist während der Erzählung ziemlich erhitzt und aufgeregt, man merkt ihm die Empörung an. Zur Sache selbst komme ich mit ihm überein, daß wir die Angelegenheit noch besprechen werden, daß er aber vorderhand dem Wunsch der Eltern entsprechen und allein im Bett schlafen solle. Anton ersucht mich, daß er selbst der Mutter von diesem Übereinkommen mit mir Mitteilung machen dürfe. Es ist sehr charakteristisch, daß er, wie ich von der Mutter erfuhr, diese Wiedergabe in ganz entstellter Form vornahm, vor allem keinerlei Erwähnung tat von dem in der Stunde Besprochenen und der Mutter einfach sagte, ich hätte das als ungesund bezeichnet, wenn ein Kind mit Erwachsenen schlafe, und darum werde er jetzt allein schlafen. Es ist wohl nicht nötig, hinzuzufügen, daß ich nichts dergleichen gesagt hatte. Man sieht schon daraus, daß der Junge über zweierlei Wissen verfügt: eines für seinen täglichen Gebrauch, für den Verkehr mit seiner Umgebung, weit von seinen intimen Gefühlen; das andere, echte, für sich und zeitweise für mich, wenn er sich verstanden fühlt.

Bei der getroffenen Regelung, allein im Bett zu schlafen, ist es nun im großen und ganzen geblieben; gelegentlich wurde das neue Regime vom Jungen doch wieder durchbrochen. So oft dies geschah, wurde es zum erneuten Anlaß, die Dinge mit ihm zu besprechen, wobei sich immer dieselbe Szene abspielte: zuerst eine ängstliche Scheu, den Vater zu beschuldigen, in der deutlichen Furcht, von mir verraten zu werden, dann doch der Durchbruch seiner aggressiven Einstellung zum Vater. Und je mehr die Behandlung fortschritt, je mehr er sich überzeugte, daß er mit Verschwiegenheit rechnen konnte, desto deutlicher wurden die Aggressionen.

So hat uns also ein realer Vorfall und die echte Bedrängnis, in die das Kind durch ihn gekommen war, unerwartet früh eine Einbruchstelle in die Konflikte des Kindes verschafft. Nach derselben Richtung tendieren nun auch die Einsichten in den Fall, die sich aus dem indirekten Weg durch das Spiel, durch freie Phantasien und ungebundene Unterhaltung boten.

Unsere gemeinsamen Spiele entstammten, soweit es sich um Phantasiespiele handelte, der Initiative des Kindes. Die von mir veranlaßten Spiele, wie zum Beispiel Kettenflechten, waren so gewählt, daß sie ihn nicht so gefangennahmen, daß wir nicht nebenbei ungezwungen hätten plaudern können. Es ist nun bezeichnend, daß die von Anton gewählten Spiele durchwegs einen solchen Charakter trugen, daß sie ihm ermöglichten, seine Aggression zu agieren. So spielte er bald Schaffner auf der Straßenbahn, bald Wachmann und Passanten oder Richter und Angeklagte; für sich beanspruchte er die Rollen des Schaffners, des Wachmannes, des Richters. Nun war Anton zu Beginn der Behandlung in seinem Benehmen ein bescheidenes, sehr freundliches, liebenswürdiges Kind; ganz anders aber in diesen Rollen. Als Schaffner verkehrte er mit den Fahrgästen nicht anders als in unwirschem Ton, der bis zur Grobheit ausartete. Als Wachmann war er immer brutal, gewalttätig gegen die Leute, die sich etwas hatten zuschulden kommen lassen. Er liebte es, zugleich auch die Rolle eines exzedierenden Betrunkenen oder eines selbst gegen den Polizisten gewalttätigen Renitenten zu spielen, so daß er sich doppelt ausleben konnte. Als Richter war er unerbittlich und hatte für die Angeklagten die härtesten Strafen. Wie unvermittelt diese beiden Formen des Benehmens bei ihm nebeneinander standen, will ich an einem Beispiel illustrieren. Wir haben zum Beispiel auf seinen Vorschlag einmal Eisenbahn gespielt. Er war, wie gewöhnlich Schaffner, ich Passagier. Im Laufe des Gesprächs, das er im rüdesten Tonfall führte, hörte

ich von ihm, daß im gleichen Zug Kinder zur Erholung nach Holland fahren. Ich äußerte freundlich den Wunsch, ein Kind zu sprechen. Er gestattete es recht unfreundlich und ging — im Sinne des Spiels — zur Tür hinaus, ein Kind zu holen. Dann öffnete sich die Türe wieder und Anton erschien jetzt als das geholte Kind; aber ganz verändert, das unfreundliche, verdrossene Gesicht hatte einem strahlenden Kindergesicht Platz gemacht, er kam heiter und begrüßte mich sehr nett, auf meine Fragen antwortete er etwas scheu, zurückhaltend, aber immer sehr freundlich, so wie er sich damals mir gegenüber in natürlichen Situationen benahm. Der Übergang war so plötzlich und so kraß, daß diese Verwandlungsszene sehr eindrucksvoll auf mich wirkte. Als das Gespräch mit dem Kinde beendet war, kehrte wieder der brummende und polternde Schaffner zurück.

Dieses Benehmen legte schon damals die Vermutung nahe, daß es eine Kopie des Benehmens des Vaters sei; als ich den Vater kennenlernte, fand ich diese Vermutung vollkommen bestätigt. Obgleich im Verkehr mit mir immer zuvorkommend, bekam er sofort ein verdrossenes und hartes, ärgerliches Gesicht, wenn er von beruflichen oder häuslichen Angelegenheiten sprach. Es war also klar, daß der Junge in diesen Rollen den Vater spielte, und es wundert uns nicht, daß dies seine Lieblingsspiele waren. Was ihm die Wirklichkeit damals versagte — der Vater zu sein —, suchte er so im Spiel zu erreichen. Wir werden noch sehen, daß es später in der Analyse, als die Enthemmung Fortschritte machte, nicht mehr des Spieles bedurfte, um diesen Wunsch auszuleben. Ein anderes Spiel, das er erfand, wirft noch mehr Licht auf seine sadistische Einstellung. Er brachte als Spielzeug eine Straßenbahn und einen Motorradfahrer mit. Er verteilte die Rollen. Ich bekam die Straßenbahn, er das Motorrad, und jetzt sollten wir auf dem großen Tisch damit herumfahren. Nun verstand er es ausnahmslos so einzurichten, daß es mit der Straßenbahn,

also eigentlich mit mir, zu einem Zusammenstoß kam, wobei ausnahmslos die Straßenbahn der leidtragende Teil war. Der Eindruck der Szene läßt sich in der überzeugenden Art, die sie hatte, gar nicht wiedergeben: Wie er dann nach dem Zusammenstoß voll begeisterten Vergnügens und mit dem Triumph der Bemächtigung im Gesicht mit dem Motorradfahrer auf der umgeworfenen Straßenbahn herumtrampelte, das war keine kalte Aggression mehr, das war die Befriedigung in der gewalttätigen Bemächtigung des Objektes, das war erotischer Sadismus. Der unbewußte Sinn des Spieles wird damit klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Straßenbahn mich darstellte. („Sie sind die Elektrische und ich bin der Motorradler", leitete er das Spiel ein.) Damit weist das Spiel wohl schon mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die Beobachtung des elterlichen Verkehrs, die sadistische Interpretation dieser Beobachtung und die phantasierte Rolle auf den Vater hin.

Für das Verhalten des Analytikers waren hier grundsätzlich zwei Wege denkbar: Der eine wäre der Versuch einer Deutung des kindlichen Spiels und diese Deutung wäre wahrscheinlich richtig; der andere Weg — der von der Wiener Schule der Kinderanalyse vertreten ist — ist die abwartende Haltung des Analytikers; man registriert das Beobachtete, ohne darauf sofort einzugehen. Dieses unser Verhalten hat folgende Gründe: fürs erste erscheint uns das Material eine Deutung zwar nahezulegen, die Richtigkeit einer solchen Deutung aber keinesfalls schon gesichert zu sein; der zweite, wichtigere Grund ist aber der, daß die Deutung an dieser Stelle dem Kinde nicht lebendig würde und daß damit nicht das Ziel erreicht würde, das wir in der Kinderanalyse in gleicher Weise wie in der Erwachsenenanalyse verfolgen, die Deutungen dort zu geben, wo das Erleben ihnen schon sehr nahegekommen ist, und wo wir dem Kinde zeigen können, wie und warum es abwehrt, — eine Forderung, auf die A n n a F r e u d in der Arbeit des

Seminars für die Technik der Kinderanalyse in Wien immer wieder hinweist. In der weiteren Durcharbeitung können dann die unbewußten Reaktionen bewußt erlebt und unter die Kontrolle des Bewußtseins gestellt werden. Dementsprechend schließen unsere Deutungen überwiegend an die Mitteilungen des Kindes an. Verhalten und Spiel werden als Ergänzung und Bestätigung des Materials verwendet und nur soweit gedeutet, als es der jeweilige Stand der Analyse erfordert.

Ein von Anton erfundenes Spiel heißt: Verbrecher, Wachmann, Richter. Er spielt eigentlich alle drei Hauptrollen selber, da er sich keine Gelegenheit zu einem aggressiven Benehmen entgehen lassen will, obwohl eigentlich das Spiel zu zweit gespielt werden sollte. Einmal beginnt das Spiel mit der Phantasie eines Verbrechens, und zwar mit dem Überfall auf eine schlafende Frau im Schlafcoupé eines Eisenbahnzuges, gewöhnlich aber erst mit dem zweiten Akt: der Verfolgung des Verbrechers durch den Wachmann, wobei er, beide Rollen spielend, im Zimmer herumläuft, sich selbst gleichsam jagend; dann folgt die Gefangennahme, Vorführung vor dem Richter, Beschuldigung durch den Wachmann und schließlich schwere Bestrafung durch den Richter. Dieser ein einzigesmal vorkommende Teil des Spieles — ein Mann überfällt eine schlafende Frau im Schlafwagen — ist, abgesehen von dem manifesten Inhalt des Spiels auch darum interessant, weil, wie ich später erfuhr, Anton gar nicht wußte, daß es Schlafwagen gebe. Wir hatten kurz vorher Speisewagen gespielt und er hatte den Schlafwagen selbst eingeführt.

Aus den regelmäßig wiederkehrenden Bestandteilen des Spieles erkennen wir im übrigen wieder, welche große Rolle bei ihm Verbrecher, Verfolgung, Arretierung und Bestrafung spielen. Seinem Sadismus konnte er in allen drei Rollen des Spieles straflos freien Lauf lassen.

In seinen gleichzeitig erzählten Phantasien finden wir eine gänzlich verschiedene, beinahe entgegengesetzte Haltung. Er ist in diesen Phantasien weich, zart, passiv, ängstlich, manchmal geradezu trübsinnig oder wehmütig. Sein ganzes Gehaben ist dabei von dem in den Spielen verschieden, seine Stimme ist verändert, leicht zitternd; das Formale im Gehaben paßt zu den Inhalten der Phantasien. Ich konnte einige solcher Geschichten festhalten, da ich als Spiel einführte, daß er Geschichten erzählt und ich die Geschichten aufschreibe. Ein Beispiel: „Was Rudi geträumt hat: Rudi hat geträumt vom Christkinderl“, (singend) „oh, das war schön, da haben wir uns nicht gefurchten, gefurchten. Die schlimmen Kinder fürchten sich. Da wird der Krampus auf einen Buben schlagen, jö, jö, das ist ein grober Krampus, da fürcht ich mich, ich weine, Mutter, Mutter, Rudi schreit noch Mutter, Mutter, und Mimi schreit auch viermal, oh weh, das Herz tut mir so weh, Himmelvater straf mich nicht, ich fürcht mich vor dem groben Krampus. Hinaus! Die Geschichte ist aus.“

Auf den Inhalt dieser Phantasie, die neben den Tagesresten aus der Schule (die Geschichte von Rudi und Mimi) schon die Motive des bösen Vaters und des Schutzes bei der Mutter erkennen läßt, will ich nicht eingehen; dem Kind gegenüber ist jede Deutung unterblieben. All diese Phantasien wurden halb singend, wehmütig, beinahe weinerlich vorgebracht, mit viel „oh weh, ach und och“ und ähnlichen ängstlichen Interjektionen.

III.

So vergingen die ersten Wochen. Durch einen Vorstoß, der etwas von Antons Geheimnissen zutage förderte, gelang es, der Analyse einen neuen Antrieb zu geben. Ich gehe näher auf den Zweck unserer Zusammenkünfte ein, sage ihm, er komme zu mir, um seine Angst zu verlieren; um dies zu erreichen, sei es not-

wendig, daß er mir alles erzähle, was er im Kopf habe. Es gebe sicher Sachen, die er noch nicht erzählt habe, und ich wisse sehr wohl, daß jedem Kind allerlei im Kopf herumgehe, was es Erwachsenen nicht gerne erzähle. Da er sich mittlerweile überzeugt hatte, daß er auf meine Verschwiegenheit zählen durfte, wagte er sich jetzt langsam und vorsichtig mit kleinen Geständnissen heraus, die allerhand verbotene Spiele betrafen. Doch war es nicht er, der dies oder jenes getan hatte, sondern ein anderer Bub, sein Freund Franzl, der so viel Schlechtes getan habe und tue; er selbst stellte sich als unbeteiligten Zuschauer hin, der nur leider nicht in der Lage sei, den Freund besser zu erziehen. Er erzählte aber die Sachen lachend und vergnügt erregt und gab zu, daß es ihm Spaß mache. Franzl war ein verwahrlostes Kind, seine Mutter war gestorben, sein Vater ein Trinker, ein hemmungsloser brutaler Mensch, der Frauen von der Straße in die Wohnung brachte und das Kind Zeuge der Liebesszenen sein ließ. (Dies erfuhr ich von Antons Mutter.) Dieser Franzl hatte nun nach Antons Angaben eine kleine Bande von Buben zusammengestellt, die sich in einer leeren großen Kiste im Hof des Hauses mit allerlei erotischen Spielen vergnügten.

Ganz so direkt ging aber Anton auf die Sache nicht los. Er begann sondierend mit viel harmloseren Erzählungen. So erzählte er empört, was für ein schlimmer Bub Franzl sei. Er hebe den Frauen auf der Straße die Röcke auf. Ich hatte naturgemäß den Eindruck, daß dahinter eigene Vergehen stehen, und daß er den Umweg über den anderen Jungen gehe, um meine Reaktion kennenzulernen. Er erwartete Entrüstung und war bereit, den vorsichtig ausgestreckten Fühler sofort zurückzuziehen und weitere Mitteilungen zu unterlassen. Also vermied ich jedes Zeichen von Entrüstung oder Verurteilung dessen, was er mir erzählte, und zeigte mich interessiert, um ihn zum weiteren Erzählen anzuregen.

Dieses mein Verhalten hatte aber eine Reaktion zur Folge, die ich nicht vorausgesehen hatte. Am nächsten Tag erschien Anton in der Stunde in ganz veränderter Haltung. Mit ernster Miene und feierlicher Stimme begann er bereits bei der Tür aus einem mitgebrachten Buch vorzulesen. Es war eine Sammlung kleiner moralischer Geschichten von braven Kindern, die belohnt werden, und von schlimmen, die einem bösen Ende entgegengehen. Erst nachdem er aus einer solchen Geschichte einige Sätze vorgelesen hatte, ging er einige Schritte vor bis in die Mitte des Zimmers und setzte ebenso feierlich die Geschichte fort. Und nachdem er damit fertig war, zeigte er mir mit großem Eifer das als Illustration dienende Bild: einen heruntergekommenen Mann, der bettelnd die Hand ausstreckt, und im Hintergrund das grinsende Gesicht des bösen Verführers, der durch Verlockungen und schlechtes Beispiel ihn vom rechtschaffenen Weg zum Diebstahl verleitet und damit letzten Endes ins Unglück gestürzt hatte.

Es ist wohl klar, was sich abgespielt hat. Ich hatte Antons Mitteilung von schlimmen Buben in unkritischer Haltung entgegengenommen, um ihm seine Angst vor der Bestrafung oder vor der moralischen Verurteilung zu nehmen, und hatte jenes Maß von Entlastung provozieren wollen, das zur Fortführung der Geständnisse nötig schien. Aber an Stelle dessen trat das Entgegengesetzte auf; die Angst, ich könnte ihn bestrafen, war allerdings jetzt weggefallen, aber eine neue Angst war an ihre Stelle getreten: die Angst, ich könnte ihn schlecht machen wollen, ihn verführen. Dieselbe Instanz, die ihn in den ersten Behandlungsstunden sagen ließ: „Ich will ein braver Bub sein“, revoltiert gegen die Gefahr der Triebenthemmung, die er in mir momentan spürt. An die Stelle des Widerstandes wegen der Furcht vor Bestrafung ist der Widerstand wegen der Furcht vor Verführung getreten.

Die Besprechung dieses Widerstandes leite ich mit den

Worten ein: „Ich weiß, warum du das Buch mitgebracht hast." Darauf unterbricht er mich und sagt einfach: „Damit ich nicht weiter erzählen muß." Aus der Bemerkung ergibt sich, daß ihm die Situation im wesentlichen bewußt ist, und daß er daher für eine Deutung reif ist. Ich erkläre ihm also, er habe Angst, daß ich ihn schlecht machen wolle, und beruhige ihn in bezug auf diese Befürchtungen. Ich wolle mit ihm über die Dinge keineswegs darum sprechen, weil ich ihn auf solche Gedanken bringen und schlecht machen wolle, sondern weil ich ihn von solchen Gedanken, die er gar nicht haben wolle, und die ihn stören, befreien solle. Aber zu diesem Zwecke müßten wir sie zuerst besprechen. Ich suche ihm also zu zeigen, daß seine Angst vor der Verführung ebenso unberechtigt ist, wie seine Angst vor der Bestrafung. Ich möchte aber gleich bemerken, daß es mit der einmaligen Aufklärung nicht getan war und ich diese noch öfters wiederholen mußte. Es ist eben dem Kinde besonders schwer begreiflich zu machen, daß die Analyse weder strafen noch verführen will, — das sind wahrscheinlich die einzigen Verhaltungsweisen der Erwachsenen, die das Kind im Zusammenhang mit solchen verbotenen Dingen kennengelernt hat. Vorgreifend möchte ich an dieser Stelle erwähnen, daß Anton nahezu gegen das Ende der Analyse bei der Besprechung der Onanie sagt: „Sie wollen das herausbekommen, damit Sie mich bestrafen können." Und auf meine Verneinung fährt er fort: „Oder wollen Sie am Ende, daß ich das tu?" So sieht man, wie lange er braucht, um wirklich zu verstehen, daß die Analyse seine Geständnisse haben wolle, weder um ihn zu bestrafen, noch um ihn triebhaft zu machen, sondern um ihm zu helfen.

Nach Auflösung oder, besser, Behebung dieses Widerstandes (Angst vor der Verführung) wagt er sich mit neuem sexuellen Material hervor. Er erzählt von allerlei Spielen der Kinder auf der Straße, in denen die Kin-

der das bei den Erwachsenen Gesehene — Gelegenheit dazu gibt es in seinem Milieu genug — nachmachen, oder er berichtet von solchen Spielen, welche der sexuellen Entwicklungsstufe des Kindes in diesem Alter entsprechen. Jedes Kind bringt eine neue Variante dazu; das Ergebnis war, daß nahezu das ganze sexuelle Lexikon gespielt oder angedeutet wurde. Er berichtet, daß in einer großen Kiste, die sich in einem Hof befand, dies Spiel von anderen Kindern gespielt werde; er war selbstverständlich nach seinen Aussagen daran völlig unbeteiligt, es habe ihn auch gar nicht interessiert, rein zufällig habe er das alles durch ein Loch in der Kiste beobachtet. Auf die Frage, wieso zufällig sein Auge zu dem Loch in der Kiste kam, spielt er sich auf den moralisch Entrüsteten hinaus, der diesen Dingen sozusagen im Dienste der Sittlichkeit nachspioniert habe, um sie auszurotten, indem er sie den Erwachsenen mitteilt. Merkwürdigerweise ist es aber nie zu dieser Mitteilung gekommen. Aber etwas anderes fiel mir auf. Wenn er beim Erzählen dieser Dinge in Fluß kam und deutliches Vergnügen am Erzählen dieser Dinge hatte, so daß er sich nicht mehr gut kontrollierte, versprach er sich häufig und sagte „wir" oder „ich" und nicht „die anderen Kinder". Manchmal korrigierte er sich sofort nachher. Den Sinn seiner Fehlleistungen verstand er nicht, er wußte nicht, wieviel er mir damit verriet, und ich hütete mich, ihn darüber aufzuklären.

Besonders Franzl war die Inkarnation aller Schlimmheiten, er hatte dieses Spiel inauguriert, was im übrigen auch den Tatsachen entsprach. Diese reale Basis, daß nämlich der andere Junge der Verführer war, benützt jetzt Anton, um alles auf ihn abzuwälzen, er bleibt unbeteiligt, tritt höchstens als die moralische Instanz auf, die ständig ihre Entrüstung und ihr Anderssein betont. Das ist nicht einmal pure Heuchelei, denn *de facto* sind diese ablehnenden Einstellungen bei ihm vorhanden und irgendwie ist er auch über all dies entrüstet.

Dieser wertvolle Umweg über Franzl brachte auch die erste partielle Aufklärung über die Bedeutung von Antons Pavor nocturnus. Das Kind wäre natürlich in dieser Phase der Analyse noch lange nicht so weit gewesen, es mir direkt mitzuteilen, aber dieser Umweg erleichterte ihm die Sache, denn es war ja nicht seine Angelegenheit, die er berichtete. Aus diesem Grunde waren die Mitteilungen auch nicht voll analytisch verwertbar, sie ermöglichten mir aber weitgehend das Verständnis und gaben mir eine Waffe für die Zukunft. Wenngleich Anton in Zeiten der Empörung gegen den Vater in der Stunde gegen ihn schimpfend loszog, versuchte er, wenn er wieder beruhigt war, alle Vorwürfe gegen den Vater zurückzunehmen und seinen Vater als den besten darzustellen. Dann ging es aber eben gegen Franzls Vater los. Der war ganz anders als der seinige — das war ja auch wirklich wahr — der quälte seine Frau und hatte sie umgebracht. (Anton hatte von den Nachbarinnen gehört, daß Franzls Mutter aus Gram über das Benehmen ihres Mannes gestorben sei.) Er schilderte mir in sehr eindrucksvollen Worten und in sehr lebhafter Art, was für ein schrecklicher Mensch das sei. Im Laufe der Erzählung steigert er sich, es war nicht eine Frau, die der böse Mann zu Tode gequält hatte, ein ganzes Regiment von Frauen habe er umgebracht, und auf der Höhe der Erregung drängt sich plötzlich aus der Tiefe ein Geständnis; er ist voll Empörung, daß Franzl all diesem Treiben ruhig zugeschaut hatte, und versichert, wie anders er sich benommen hätte: „Wenn ich an seiner Stelle wäre, wenn ich das bei meinem Vater sehen tät, ich tät mich nicht fürchten, ich möchte aufspringen, auch wenn es Nacht ist, und nackt im Hemd auf die Straße laufen und den Wachmann holen. Und dann wird der Vater abgeführt und, und ich bleibe mit der Mutter allein zu Hause.“ Während Anton den ersten Teil bis zum Holen des Wachmannes mit funkelnden Augen,

hochroten Wangen und starker Erregung in der Stimme geradezu hinausschrie, wurde der letzte Satz mit einer ganz veränderten Stimme und Gesichtsausdruck etwas schleppend und singend gesprochen; es klang wie Triumph und Sieg. Er verrät uns hier eine wichtige Komponente seines nächtlichen Aufschreckens. Der Knabe sprang ja beim Anfall auf, um, wie er sagte, den Wachmann zu holen, den Wachmann, der, wie wir jetzt verstehen, die Mutter vor den Angriffen des Vaters schützen soll. Wir wissen nichts von solchen brutalen Angriffen des Vaters auf die Mutter. Wir haben keinen Grund zur Annahme, daß die üblichen ehelichen Szenen eine Heftigkeit erreichen, die solche Angstzustände bei Anton rechtfertigen würden. Man kann vielleicht vermuten, daß es eine Zeit gab, wo der Vater so gewalttätig gegen die Mutter vorgegangen war, doch scheint es sich in erster Reihe um den sexuellen Angriff des Vaters gegen die Mutter zu handeln, den der Knabe sadistisch aufgefaßt hat und den er abwehren will. „Sekkieren" bedeutete in seiner Terminologie „sexuell angehen". Das ist natürlich nur ein Beitrag zur Erklärung des Symptoms, es zeigt den Sinn des nächtlichen Aufspringens als den Wunsch, der Mutter beizustehen und den Vater abzuwehren, aber es erklärt noch nicht die eigentliche Angst. Doch ist es vielleicht nicht überraschend, daß ein Kind mit so starken Aggressionen gegen den mächtigen Vater, den es vom Wachmann abführen lassen will, so viel Angst entwickelt.

Wie war Antons Verhalten in dieser Zeit der Analyse? Das Spiel, das in der ersten Zeit den Rahmen für die Behandlung abgab, nahm nun immer weniger Raum ein. Im Vordergrund stand nunmehr das Erzählen, wenn es auch noch nicht das analytisch vertrauensvolle Mitteilen der intimen Dinge und Gedanken aus seinem Leben war, denn er erzählte ja mit dem Vorbehalt, persönlich unbeteiligt erscheinen zu können. Sein Benehmen sowohl in der Analyse wie in der Außenwelt hatte

sich weitgehend geändert. Er gab es auf, als braves Kind zu erscheinen. Es schwand seine Ängstlichkeit, die Aggression wagte sich immer mehr hervor. Freilich, soweit diese sich in der Behandlungsstunde äußerte, nahm sie ebenso wie seine „Geständnisse" einen Umweg: über andere Ärzte und über die Analytikerin, von der er an mich gewiesen worden war. Die Ärzte sind „Trottel", „teppert"[5]), „sie sitzen auf der Schulbank und lernen gar nichts, später können sie dann nichts und können so ein armes Kind nicht heilen." — „Die Frau" (die ihn in die Behandlung schickte) „soll sich nicht auf meine Gasse trauen, ich werde es ihr schon zeigen, was das heißt, so ein Kind in so eine Behandlung zu schicken, wo man nichts als erzählen muß"; einmal droht er sogar, sie mit einer Hacke zu erschlagen. Er drückt sich sehr respektlos über eine Behandlung aus, in der weder ein Untersuchungstisch noch irgendwelche Instrumente benützt werden. Allerdings verschwand diese Einstellung völlig, als ich ihn während seiner Masernerkrankung behandelt hatte. Da ich auf Grund seiner katarrhalischen Erscheinungen die Mutter aufmerksam machte, daß wahrscheinlich ein Ausschlag auftreten werde, galt ich in den Augen dieser Familie als besonders tüchtig, da das Masernexanthem dann wirklich auftrat. Diese Einschätzung übernahm auch Anton. Doch nützte mir diese „Tüchtigkeit" in der Phase seines Widerstandes gar nichts. Er sagte mir zwar nicht mehr, daß ich „keine richtige Doktorin" sei, daß ich ein Kind nicht gesund machen könne, sondern sprach mit viel Achtung über meine Kenntnisse über Masern und Halsschmerzen, aber bezweifelte sie sehr auf dem Gebiete der Seelenheilkunde: „Ja, wenn ein Kind Halsweh hat oder Masern, dann verstehen Sie was davon, aber was für Gedanken ein Kind im Kopf hat, das verstehen Sie nicht."

---

[5]) = dumm.

Milieuwechsel als heilerzieherisches Mittel

Von Hans Zullinger, Ittigen

Im Verlage Hans Huber in Bern ist als Band X in der Reihe der von Paul Federn und Heinrich Meng herausgegebenen „Bücher des Werdenden" Hans Zulligers „Schwierige Schüler. Acht Kapitel zur Theorie und Praxis der tiefenpsychologischen Erziehungsberatung" erschienen. Die folgenden Abschnitte, die hier mit Zustimmung des Verfassers und des Verlegers zum Abdruck gelangen, sind dem II. Kapitel (Unterscheidungen. Dissoziales Symptom und dissoziale Grundlage; Dressur und Erziehung; Milieuwechsel als heilerzieherisches Mittel) und dem III. Kapitel (Diskussion des Mittels „Milieuwechsel". Vom Aufbau der seelischen Persönlichkeit. Zivilisierung und Kultivierung) dieses Buches entnommen. Ein anderer Abschnitt des Buches ist in der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Bd. IX, Seite 138, Wien 1935 (Internationaler Psychoanalytischer Verlag) zum Abdruck gelangt.

Wenn wir von „schwierigen" Schülern oder Kindern reden, so wollen wir darunter fürderhin jene Leutchen verstehen, deren Erziehungsschwierigkeiten nicht auf Grund von Mindersinnigkeit oder gehirnlichen Veränderungen entstanden, wo nicht Hormondrüsen ausgefallen sind oder unrichtig funktionieren. Ich denke also an körperlich gesunde Kinder, die meist eine Zeitlang auch geistig und seelisch gut gediehen, dann jedoch, entweder plötzlich, oder aber allmählich allen Erziehungsmitteln trotzten. Es sind die Kinder, die, wenn ihre Verwahrlosungsäußerungen lärmend genug sind, meist in die Zwangserziehungsanstalten abgeliefert werden: die Verbrecherischen, die Vagabunden und

alle Gesellschaftsfeindlichen, auch die sogenannten „Grenzfälle".

Es wurde bereits mitgeteilt, daß sich während der kindlichen Entwicklung hie und da Zeitabschnitte zeigen, wo es scheint, der kleine Mensch schlage eine abwegige Entwicklung ein, und bei ihm seien — wie wir bildhaft sagen — „Hopfen und Malz verloren". Oft verschwinden solche Zustände von selbst wieder. Wenn sie andauern, so werden sie beunruhigend, und wo sie sich verschlimmern und in den Charakter übergehen, fügen sich die betreffenden Kinder dauernd nicht mehr in die Gemeinschaft ein, und dann ist der Zeitpunkt gekommen, da man sie in Anstalten absondert.

Jeder zuerst scheinbar leichte „Fall" kann sich zu einem schweren und anstaltsbedürftigen auswachsen. Es ist möglich, daß sich die Schwererziehbarkeit im Kinde zu einem Dauerzustand ausgestaltet: daß sie sich „fixiert".

Schwererziehbarkeit bedeutet einen besonderen Zustand der kindlichen Seele. Diese befindet sich in einem gestörten Gleichgewichtszustand, der sich in gesellschaftsfeindlichen Zeichen, den „dissozialen Symptomen", äußert.

Hier müssen wir eine wichtige Unterscheidung treffen. Die Symptome stehen zum abnormen seelischen Zustand in einem Kausalverhältnis: Die ersten sind Folgen der Ursache, und diese ist die anormale seelische Grundlage. Meist werden aber die beiden verschiedenen Dinge einander gleichgesetzt und miteinander verwechselt. Für die Behandlung ist aber die Unterscheidung von größter Wichtigkeit.

Es ist nämlich möglich, durch bestimmte Maßnahmen die Symptome der Schwererziehbarkeit zum Verschwinden zu bringen, zu unterdrücken. Damit ist jedoch an der anormalen Grundlage nichts geändert, nichts gebessert. Die dissozialen seelischen Kräfte äußern sich wohl nicht mehr, aber sie bleiben unsichtbar bestehen.

Es liegt nahe, einen Vergleich aus der Medizin heranzuziehen. Der Arzt kann durch besondere Mittel das Fieber eines Kranken herabmindern oder gar zum Verschwinden bringen. Damit ist jedoch die Krankheit nicht aufgehoben. Und sobald er die fieberstillenden Drogen nicht weiter eingibt, kommt das Fieber wieder zum Vorschein. Darum kämpft er nicht allein nur gegen das Fieber, er verordnet zugleich Medikamente gegen dessen Urheber, die eigentliche Krankheit.

Im I. Kapitel ist gezeigt worden, wie man einen widerspenstigen Zögling in der Anstalt zum Gehorsam zwingen kann: Man sperrt ihn in blaue oder dunkle Zellen ein. Dann gibt er klein bei. Er zeigt plötzlich seine Widerspenstigkeit nicht mehr, weil er fürchtet, sonst neuerdings eingekerkert zu werden. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der gleiche Bursche, wenn man ihn jetzt aus der Anstalt entließe und er wüßte, er brauchte nicht wieder in sie zurückzukehren, in seinem Leben innerhalb der Gesellschaft und bei der Erziehung keine Widerspenstigkeit mehr zeigen würde. Denn durch die Freiheitsberaubung ist meist nichts in ihm geändert worden. Er gibt nur nach und zeigt sein Symptom nicht weiter, um der Strafe zu entgehen so lange, als sie drohend über ihm schwebt. Um ihn voll gemeinschaftsfähig zu machen, müssen sich seine seelischen Triebe und Kräfte umstellen. Das geschieht in der Anstalt etwa dadurch, daß sich der Zögling an einen Wärter, Lehrer, Kameraden, oder an den Direktor nach und nach anschließt und von ihm die günstige erzieherische Beeinflussung willig aufnimmt. *Der Weg dazu geht beim Kinde über die Liebe. Nur mit ihr läßt sich wirklich erziehen.* Mit dem Zwang kann man nur *dressieren.* Alle Mittel, die dem Zwang entspringen, sind Dressurmittel. Sie können wohl einen jungen Menschen zivilisieren, vermögen jedoch nie, ihn zu kultivieren. Unter dem Firnis der Zivilisation steckt dann der Barbar.

Damit verhält es sich ähnlich wie bei der Tierdressur. Hagenbeck berichtet, wie er immer mehr davon abkam, seine Tiere mit Strafen und durch Quälereien zu zähmen. Einem durch Schmerzzufügung dressierten Tiere sei nie ganz zu trauen, das lehrte ihn die Erfahrung. Er kam dazu, die schlimmsten Bestien durch die Liebe und durch kleine Belohnungen zahm zu machen, und er hatte dabei die besten Erfolge.

Gewiß könnte man mir entgegenhalten, der Mensch lasse sich nicht mit dem Tiere vergleichen, weil er etwas ganz anderes sei. Ihm eigneten doch Fähigkeiten und Kräfte, die den Tieren nicht verfügbar sind.

Ich weiß, daß alle Vergleiche hinken. Gewiß hat der Mensch Vernunft. Aber je mehr er über solche verfügt, desto stärker kränkt ihn das, was wir als „menschenunwürdig" kennzeichnen. Dazu gehören alle groben Arten von Strafen, alle Strafen, die mehr sind als Liebesentzug: jegliche Gewaltanwendung, insbesondere physischer Art.

Bei der Erziehung wollen wir erreichen, daß ein Zögling kultiviert (zum Kulturmenschen) werde. Er soll nicht nur einen äußeren Anstrich von Zivilisation erhalten. Seine guten Eigenschaften und seine Gemeinschaftsfähigkeit sollen ihm Bedürfnis werden, geboren aus seiner Sehnsucht nach Kameraden, Mitmenschen, Mitfühlenden, Helfern, Liebenden. Empfindet er solche Sehnsucht, dann ist er von innen heraus gewillt, auf seine gesellschaftsfeindlichen (antisozialen) Triebforderungen zu verzichten, sich der Gesellschaft anzupassen und für die erwartete Gegenliebe zu leisten, was in seinen Kräften steht.

Dressieren wir einen Menschen nur, so zeigt er sich solange zivilisiert, als er weiß, daß er nicht frei schalten und walten kann, wenn er nicht riskieren will, Unlust zu erleben: Strafen aller Art. Fühlt er sich irgendwo als Meister, dann kommen nicht allein seine barbarischen Anlagen zum Vorschein, er nimmt außerdem

gewöhnlich noch Rache für die Zeit seiner Unterdrückung. Seine aus der Liebesunfähigkeit gewordene Gefühlslosigkeit und seine Angriffslust (Aggression) auf die Mitmenschen sind durch Ressentiment (Rachebedürfnis) verstärkt.

Wir können Schwererziehbare auch nur mit Liebe zu Kulturmenschen erziehen. Dieser Leitsatz gilt zu Recht, selbst wenn wir gelegentlich, nämlich zum Zwecke einer momentanen Einordnung, vielleicht die Dressurmittel nicht immer entbehren können.

Wenn wir von einem Kinde sagen, es sei „schwierig", dann ist eigentlich etwas über uns als Erzieher festgestellt. Nämlich soviel, daß wir uns als unfähig in unseren Mitteln erkennen.

„Normalität" in bezug auf Sitte und Moral ist abhängig von den zeitgebundenen Durchschnittsforderungen bestimmter Gesellschaftsklassen. Diese sind bei der Beurteilung von kindlichen Verstößen gegen das Bräuchliche und von Charaktereigenschaften Unerwachsener in geziemende Anrechnung zu ziehen.

Da die Haltung und das allgemeine Betragen eines Kindes so sehr von seinen Umweltsitten abhängig sind, genügt oft eine Versetzung in ein anderes Milieu (Umwelt), um ein in gewisser Beziehung verwahrlostes Kind zu retten.

Als Beispiel dafür will ich von einem zwölfjährigen Buben berichten, den wir Gusti Lehmann nennen wollen. Er war das Kind eines häufig arbeitslosen Uhrmachers. Auch die Mutter arbeitete außerhalb des Hauses in einem Steinbohreratelier. Die Familie wohnt in einem altstädtischen Armenviertel. Der Mann wurde kurz nach geschlossener Ehe unsolid. Er ging, wenn er nicht Arbeit hatte, fischen und schwämmeln, dabei verbrauchte er mehr Geld in Wirtshäusern, als der Ertrag seiner Fische und Pilze wert war. Die Frau erhielt die Familie. Außer dem Buben war noch eine um vier Jahre jüngere Schwester da. Mit ihr vertrug sich Gusti

recht gut. Einer seiner Fehler bestand darin, daß er gern herumlungerte. Seine Streifereien gingen nicht etwa nur in die Gassen der Stadt. Er zog über Land und dabei stahl er. Es begann mit allerlei Feldfrüchten, mit einem Rucksäcklein voll Kartoffeln oder Rüben, einem Kohlkopf, die er sich holte, und setzte fort mit Obstdiebstählen. Die Eltern sagten nichts dazu. Ganz im Gegenteil, sie waren froh, wenn es eine Abwechslung auf dem kargen Tische gab. Als die Mutter einmal Bedenken äußerte, wehrte der Vater gezwungen lachend ab. Nach und nach wurde der Junge raffinierter. Er besuchte auch den Lebensmittelmarkt. Brachte Käsestücke heim, ein Huhn, einen Vierteil von einer Speckseite. Jetzt fing er an zu handeln und nichts war mehr vor ihm sicher. Er entwendete außerhalb der elterlichen Wohnung alles, was nicht niet- und nagelfest war, und er in Geld umsetzen konnte. Da wurde er ein erstesmal erwischt, als er bei einem Kiosk Zigarettenpäckchen in seine Taschen verschwinden ließ. Der Vater verprügelte ihn nach Noten, weil er Anstände mit den Behörden hatte. Als der Bub jedoch kurz darauf eine Anzahl Eier von einem seiner Streifzüge heimbrachte, schlug sie der Mann sogleich in die Pfanne und gemeinsam wurden die Spiegeleier mit Brot und einem Glas Rotwein verzehrt. Gusti mußte den Eindruck bekommen, das Stehlen sei erlaubt, aber das Sicherwischenlassen sei schlimm und erzürne seinen Erzeuger. Als er in einer Feinbäckerei Schokolade mitgehen ließ, ertappte man ihn neuerdings. Gusti gestand vor der Polizei auch seine andern Diebstähle. Um der Schande zu entgehen, seinen Buben in die Zwangserziehungsanstalt geben zu müssen, willigte Herr Lehmann auf den Rat eines Erziehungsberaters ein, daß man Gusti bei einem Bauern verdinge. Nicht bei einem erstbesten, sondern bei einem Bekannten des Beraters.

Hier zeigte sich der Bub vorerst still und verschüchtert. Er redete wenig und gehorchte aufs Wort. Denn

er fürchtete, daß man ihn doch noch in der Anstalt versorge, wenn man mit ihm nicht zufrieden sei. Der Pflegeort gefiel ihm aber, schon deshalb, weil er reichlich zu essen erhielt und mit den Tieren umgehen durfte. Sein erster Freund war der Hofhund. In der beschränkten Freizeit, die ihm zur Verfügung stand, spielte er mit ihm und taute dabei auf, er lachte und wurde lebhaft. Der Hund half ihm auch beim Viehhüten.

Den Leuten gegenüber legte er lange Zeit ein mißtrauisches Wesen an den Tag. Sie ließen den Buben gewähren, so war ihnen von zuständiger Stelle her geraten worden. Diebstähle wurden keine beobachtet.

Schon hätte man meinen können, der Umschwung im Leben des Buben hätte ihn gebessert. Nur der Berater, dem von Zeit zu Zeit Berichte abgegeben wurden, wollte der Sache noch nicht recht trauen. Er verfocht die An-Ansicht, daß Gusti sich vorerst an einen Menschen anschließen müsse. Das würde zur Folge haben, daß der Bub, um die Zuneigung dieses neuen Freundes aufrecht zu erhalten, die Diebereien für immer aufgäbe.

Im darauffolgenden Winter durfte Gusti in Gesellschaft seines Pflegevaters Holz in die Stadt bringen. Bei diesem Anlaß traf er sich zum erstenmal seit der Versetzung in eine andere Umwelt mit den Seinen. Auf den Hof zurückgekehrt, wurde Gusti im Stalle mit einer brennenden Zigarette angetroffen. Das Rauchzeug hatte er bei einem Kiosk anläßlich des Stadtbesuches gestohlen. Der Melker schalt ihn aus, der Bub lief weg in sein Gadenzimmerchen und ließ sich nicht mehr blicken. Der Dienstbote meldete die Sache seinem Meister und der besprach sich am Telephon mit dem Berater. Dann ließ er Gusti zu sich kommen. Der Bub erschien mit gesenktem, vertrotztem Angesicht, den Kopf in den Schultern, und jetzt entwickelte sich ungefähr folgendes Zwiegespräch:

„Der Melker hat mir gemeldet, du hast im Stall geraucht!“ beginnt der Bauer mit ernster, aber doch ruhiger Stimme.

Der Bub antwortet nicht.

Der Pflegevater wartet eine Weile, dann fragt er gleich ruhig weiter: „Ist es auch wahr?“

Der Bub gibt ihm einen raschen, forschenden Blick und drückt hervor: „Ja!“

„Weißt du, warum du das nicht darfst, und weshalb das niemand machen darf?“

Der Bub, etwas aus der Fassung gebracht, weil er nicht gleich gescholten wird: „Ja, der Melker hat's mir gesagt.“

„Was hat er dir denn gesagt?“

„Das Stroh hätte angehen können!“

„Siehst du, und das wolltest du doch nicht, oder?“

„Nein!“

„Gelt! — Aber woher hattest du denn dein Rauchzeug?“

„Gestohlen!“

„Wo?“

„Am Lindeneck beim Kiosk. Als ich nach dem Mittagessen bei uns zu Hause wieder zu Euch kam.“

„So. — Hast du noch von den Zigaretten?“

Gusti kramt wortlos ein angebrochenes Päckchen „Parisiennes“ hervor. Der Bauer gibt sie ihm zurück.

„Ich hätte das nicht von dir erwartet“, sagt er. „Ich werde das Rauchzeug bezahlen, sobald ich wieder in die Stadt fahre, übermorgen oder am Samstag.“

Der Bub beginnt zu weinen.

„Höre, Gusti, das nächste Mal, wenn du unbedingt rauchen mußt und dem Gelüste nicht widerstehen kannst, so sag' es mir. Ich gebe dir dann einen Stumpen, den kannst du hinterm Haus in der Hofstatt rauchen. Zu stehlen brauchst du gar nicht, sei es, was es wolle. Du hast es nicht nötig, etwas zu entwenden, du kannst es nur bei mir verlangen.“

Der Bub weint immer mehr.

„Ich werde dich jetzt nicht mehr bei den Holzfuhren mitnehmen können. Sonst bin ich ja daran schuld, wenn du in Versuchung gerätst. — Komm jetzt und spann den Hund an, bring die Milch in die Käserei!"

Sie gehen hinaus, der Bauer hilft die Brenten aufladen, Gusti fährt weg. Dann bespricht sich der Meister mit dem Melker und verbietet ihm, den Buben wegen des Diebstahls irgendwie „aufzuziehn". Der junge Mann verspricht, so zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre.

Einige Wochen darauf hat die Sache ein Nachspiel. Der Viehhändler ist auf den Hof gekommen und hat zwei Kuhkälbchen gekauft. Beim Weggehen hat er dem Buben einen Franken geschenkt. (Der Brauch, dem Hüterbuben beim Vieheinkauf ein Geldgeschenk zu machen, wird von unsern Händlern auch heute noch hie und da gepflegt.) Nach dem Abendessen drückt sich Gusti unruhig in der Eßstube herum und als alle außer dem zeitunglesenden Hofherrn hinausgegangen waren, legt der Bub den Franken vor ihm hin. Dann will auch er weggehn.

Der Meister hält ihn zurück.

„Was ist mit dem Geld?"

„Das ist für Euch."

„Wozu?"

„Für die Zigaretten."

„Die haben nur einen Halbfranken gekostet."

„Es macht nichts!"

„Doch, Doch!" der Bauer gibt Gusti fünfzig Rappen zurück.

„Ich käme so gerne wieder einmal mit auf die Holzfuhre!" bettelt der Bub und blickt dem Manne scheu ins Gesicht.

„Gut, das nächste Mal, wenn ich fahre!"

Seit diesem Vorfall sind jetzt vier Jahre verstrichen. Der Bub ist inzwischen aus der Schule entlassen worden. Er steht als junger Karrer beim selben Bauern

in Dienst und hat nie mehr etwas gestohlen. Sein Wesen hat sich verändert. Sein einst verschlagener Blick ist gerade und offen geworden. Gusti hat sich zu einem zuverlässigen, fröhlichen und von seinen Meistersleuten geschätzten Burschen entwickelt und er hängt ihnen mit Liebe und Hochachtung an. Vom Bauernhofe spricht er als von „unserm" Gute, woraus zu schließen ist, daß es ihm eine Heimat bedeutet.

Der Bauer hat inzwischen einen neuen kleinen Diebsjungen in seine Obhut genommen und Gusti trägt nicht wenig dazu bei, den jüngeren Kameraden zu erziehen.

Es ist anzunehmen, daß Gusti seinen Weg als braver Mensch und Bürger machen wird.

Dazu hat die Milieuveränderung genügt.

An dem Beispiel fallen drei Dinge auf. Man hat Gusti nicht beim erstbesten Bauern untergebracht. Der Pflegevater ist ausgelesen worden, er war dem Erziehungsberater als Mensch bekannt, dessen Art für die Erziehung des Buben geeignet schien. Eine solche Auslese ist wichtig, denn nicht ein jeder ist befähigt.

Zweitens hat sich der Erziehungsberater nicht nur während der paar Konsultationen und der Einleitung der Milieuveränderung um Gusti gekümmert. Er blieb mit dem Pflegevater in dauernder Verbindung, auch wenn er sich im Hintergrunde hielt und den Buben nicht mehr sah. Dem Pflegevater konnten erziehungsfürsorgliche Ratschläge erteilt werden.

Drittens ist ersichtlich, daß die Versetzung in eine andere Umwelt an sich nicht wirkte. Es mußte noch etwas dazukommen. Im vorliegenden Falle war es der neuerliche Diebstahl und dessen Erledigung. Ihre Folge war *die gefühlsmäßige Bindung Gustis an seinen Vaterstellvertreter.*

Wie haben wir uns die seelischen Vorgänge und Umstellungen in Gusti vorzustellen?

Die neue Umgebung, als deren menschlicher Vertreter besonders der Bauer dasteht, wurde dem Buben

lieb. Was man liebt, dem wird man ähnlich, das ist altbekannt. Bei Verliebten wird die Wahrheit der Verähnlichung oft sehr deutlich, etwa dann, wenn sich die ehedem völlig verschiedenen Schriftzüge angleichen, wenn die Partner sich Haltungen abschauen, die Art zu sprechen unbewußt nachahmen usw. Den äußerlichen Zeichen des Ähnlichwerdens entsprechen innere, seelische Vorgänge. In der Seele des Liebenden wird das Liebesobjekt gleichsam als Idealbild aufgerichtet. Unbeabsichtigt, unwillentlich, unbewußt verinnerlicht der Liebende auch die Ansichten, die Meinungen, die Lebensanschauung, die moralischen Richtlinien seines Partners und empfindet sie schließlich als die seinen. Und er richtet und verhält sich darnach.

In der Psychologie nennen wir nach Sigmund Freud die Summe aller der Idealbilder, der persönlichen Heldenfiguren und Vorbilder, seien sie nun als lebendige Menschen einst einem Kinde nahegestanden, oder habe es sie aus der Lektüre und aus dem Abhören von Märchen, Sagen, Geschichten usw. in sich aufgenommen, das „Über-Ich". Es steht als unbewußter Richter im Menschen und umfaßt auch die Vorstellungen über Gott. Seine Funktion wirkt „normativ", normgebend. Das Über-Ich zügelt beispielsweise die Triebforderungen. Es ist dann so, als ob die einst geliebten und vorbildlichen, die Moralität fordernden und messenden Figuren Teile des eignen Selbst geworden wären und gleichsam in uns weiterlebten, um uns dem Ideale nahe zu bringen.

Spitteler hat einen Teil des Über-Ichs, des ihm vorschwebenden Idealbildes die „Imago" genannt, und deren Einfluß auf den Romanhelden in psychologisch feiner Weise dichterisch gestaltet.

Kehren wir zu unserem Gusti zurück. Der Bauer, der es durch sein ruhiges und kluges Verhalten dahin bringt, daß der Bub ihn und sein neues Milieu liebt, leitet eine Umschichtung oder Neubildung des kindlichen Über-Ichs

ein. Zunächst gibt Gusti die Diebereien auf, um seinem Pflegevater zu gefallen — um von ihm den Liebesbeweis zu erreichen, wieder auf die Holzfuhren mitgenommen zu werden. Nach und nach werden dem Jungen die gehobeneren Umweltsverhältnisse mitsamt ihren moralischen Idealen ein Lebensbedürfnis, die Ideale ein Stück seiner selbst. Am verinnerlichten Bilde des Pflegevaters bildet sich ein Stück neues Über-Ich, das anders ist als das am leiblichen Vater errichtete — das in verschiedenerlei Hinsicht moralischer ist, die Diebstähle nicht mehr erlaubt und ein solides und arbeitsreiches Leben fordert.

Junge Menschen, die aus Armut und schlechten Lebensverhältnissen der Verwahrlosung entgegentreiben, sind in der Regel leicht zu bessern. Es genügt eine solche Versetzung in eine moralischere Umwelt, worin sich das kindliche Gefühl liebend binden kann.

Die einzige Schwierigkeit besteht darin, die richtigen Pflegepersonen zu finden. Es eignen sich dazu ruhige und natürliche Menschen, die den Pflegling weder zu kalt noch zu warm und auch nicht „gnädig" behandeln. Vor allem dürfen sie ihn nicht um materieller Vorteile willen, etwa um einen billigen Knecht zu erhalten, bei sich aufnehmen. Leute mit einem geraden, natürlichen Wesen dürfen sich der Aufgabe widmen, ein fremdes und dazu noch gefährdetes Kind verstehend und einfühlend in ihren Familienkreis einzuschließen. Vielleicht sind solche Pflegeplätze selten. Aber es gibt Leute, die den umschriebenen Anforderungen entsprechen. Man muß sie suchen, bis man sie findet.

Die Erfolge, die bei Umweltänderungen häufig festgestellt werden können, verleiten gerne zur Ansicht, daß diese Maßnahme von unfehlbarem erzieherischem Werte sei. Es sind mir einzelne Pädagogen und Erziehungs- und Vormundschaftsbehörden bekannt, die den Milieuwechsel als Universalmittel bei allen „schwierigen" Erziehungsfällen zur Anwendung bringen. Erst die Pra-

xis belehrt sie dann, daß ihrem so sehr geschätzten Besserungsmittel nicht ein allgemeiner Erfolg zuzusprechen ist.

* * *

Bei einem Milieuwechsel besteht die Gefahr beinahe immer, daß ein Kind durch sein Verhalten die neue Umgebung nach und nach so weit bringt, bis sie nichts anderes als ein Abbild der alten geworden ist. Gelingt es dem Pflegling, die alte Situation herzustellen, was er selbstverständlich nicht mit bewußter Absicht verfolgt, dann braucht er sich nicht zu verändern, die Anpassungsleistung wird ihm erspart.

Ich will ein Beispiel dafür anführen.

Die vierzehnjährige Marie Brunner ist das älteste Kind einer ziemlich begüterten Familie. Ihr Vater gehört dem technischen Ausschuß eines weitverzweigten industriellen Unternehmens an. Er ist oft genötigt, mit seinem Wagen für längere Zeit, manchmal für Wochen, ins Ausland zu fahren. Darum erzieht hauptsächlich die Mutter die drei Kinder. Außer Marie sind ein vier Jahre jüngeres Brüderchen und eine kleine Schwester vorhanden, die weitere drei Jahre nach dem Buben anrückte.

Bis zu ihrem zwölften Lebensjahre zeigte Marie keine Absonderlichkeiten, sie war ein gesundes und normales Kind, versichern die Eltern. Dann wurde sie angeblich immer mehr verstockt und trotzig, besonders der Mutter gegenüber. Sie belog und bestahl sie, obschon man ihr ein ansehnliches Taschengeld gab. Groß gewachsen und frühzeitig entwickelt wie sie war, verschaffte sie sich Eintritt in Kinos, saß in Konfiserien und in Bars herum und kümmerte sich immer weniger um die Schule. Mit vierzehn Jahren war ihr Zustand so schlimm geworden, daß sich die Eltern schweren Herzens entschlossen, sie in ein Mädchenpensionat fernab von der Stadt zu bringen. Dadurch wurde nebenbei erreicht, daß Marie

nicht eine Klasse wiederholen mußte, was ihr in der Vaterstadt drohte.

Die Berichte aus der Schulanstalt lauteten zuerst günstig. Marie zeigte sich insbesondere der Direktorin gegenüber sehr anhänglich. Zu allen Arbeiten, auch zu schmutzigen, in Haus, Küche und Garten war sie willig. Während der Ferien reiste das Pensionat in die Berge. Dort erkrankte ein Teil der Schülerinnen an einem ansteckenden Fieber. Die Direktorin verrichtete Krankenpflegerdienste. Marie wurde nicht vom Fieber erfaßt. Sie kam mit einigen gesund gebliebenen Kameradinnen in ein anderes Haus, dort stand die Mädchenschar unter Aufsicht einer wenig geliebten Lehrerin. Ihr gegenüber verhielt sich Marie folgsam. Aber sie fing an, über „die Alte“, die Leiterin, zu schimpfen, obschon sie dazu keinen Grund hatt. Sie hetzte ihre Kameradinnen gegen sie auf. Die Sache wurde ruchbar. Die Direktorin ließ die Rädelsführerin zu sich kommen und besprach sich mit ihr. Unter Tränen versprach Marie alles Gute, sie bereute ihre ungünstigen Aussprüche und sah anscheinend ein, daß die Pensionatsleiterin jetzt anderes zu tun hatte, als sich um Marie besonders zu kümmern. Die Hetzereien wurden als Ausfluß eifersüchtiger Regungen erkannt.

Eines Tages fuhr die Frau in die Stadt. Marie anerbot sich, sie zu begleiten, wurde jedoch abgewiesen. Die Leiterin sagte sich wohl, sie müßte dann alle Gesundgebliebenen mitfahren lassen, wenn sie es Marie gestatte, und keine Eifersüchte aufkommen lassen wollte.

Von diesem Zeitpunkt an trotzte Marie gegen die Direktorin. Sie schaute ihr nicht mehr ins Gesicht, verhielt sich ihr gegenüber kurz angebunden und unfreundlich. An einem Abend wurde festgestellt, daß vom Park her im Bureau der Leiterin eingebrochen worden war. Es fehlte ein goldbeschlagener Füllfederhalter, den die Direktorin sehr schätzte, weil er das letzte Geschenk eines verstorbenen einzigen Sohnes war. Sie erstattete Anzeige

bei der Polizei. Diese fand im Garten ein mit M. B. gezeichnetes Taschentüchlein. Der Verdacht fiel auf Marie Brunner, ihr Zimmerchen und ihre Koffer wurden genau untersucht, erfolglos. Aber das Tüchlein gehörte Marie, sie besaß noch eine Reihe ähnlicher. Die Tochter behauptete, es sei ihr entwendet worden. Über den Verdacht zeigte sie sich tief gekränkt. Man glaubte tatsächlich, daß man Marie zu Unrecht verdächtigt hatte, denn sie konnte ihr „Alibi", ihre Abwesenheit vom Tatort während der für den Diebstahl in Betracht kommenden Zeit nachweisen: Sie war in ihrem Zimmerchen gesessen und hatte in einem Buche gelesen, das sie unmittelbar vorher von einer Kameradin geliehen hatte.

Am selben Abend veranstaltete die Lehrerin einen kleinen Tanz zu Grammophonmusik. Der unliebsame Zwischenfall sollte vergessen werden.

Anläßlich dieses Tanzvergnügens, bei dem sich Marie betont lustig zeigte, fiel ihr plötzlich die Füllfeder auf das Parkett. Marie hatte sie in den Hosen verborgen gehalten. Zur Rede gestellt, gab sie hochmütig und trotzig Auskunft. Sie war in einem unbewachten Augenblick aus ihrem Zimmerfenster gesprungen, durch den Park gelaufen, und als sie das Bureaufenster offen sah, eingestiegen. Die Feder lag auf dem Schreibtisch, sie ergriff sie und machte sich eilends in ihr Stübchen zurück. Kaum war sie drin, so erschien die Besitzerin des Buches, und Marie tat dergleichen, als ob sie schon die Hälfte des Romans gelesen hätte. Gleich darauf war der Diebstahl entdeckt worden, man hatte die Mädchen zusammengerufen, und als die Untersuchung nichts ergab, wurde der Polizist geholt, der unfern wohnte.

Herr Brunner, der gerade von einer Auslandsreise zurückgekehrt war, wurde telephonisch verständigt. Er erschien am darauffolgenden Morgen, und nachdem er die Direktorin angehört hatte, unterhielt er sich unter vier Augen mit seiner Tochter. Sie beklagte sich, man

habe sie vernachlässigt, das Essen sei schlecht geworden, die Behandlung der aufsichthabenden Lehrerin sei lieblos, usw., und sie bat den Vater, daß er sie fortnehme, es gefalle ihr kein bißchen mehr.

Auch die Direktorin verlangte die Fortschaffung Maries. Denn Diebinnen durfte sie unter ihren Pensionärinnen nicht dulden, wenn sie dem Rufe ihres Institutes nicht Schaden zufügen wollte.

Kurz vorher waren Marie Zeugnis und Bericht ausgeteilt worden. Gestützt darauf, bestanden keine Schwierigkeiten, die Tochter an einem anderen Plätzchen unterzubringen. Marie kam zu einem Freunde ihres Vaters aufs Land. Man dachte jetzt nicht mehr daran, sie die Maturität machen zu lassen. Den Rest ihrer Schulzeit sollte sie in einer Sekundarschule zubringen, um später, ihren Neigungen gemäß, in eine kunstgewerbliche Schule als Keramikerin einzutreten.

Wiederum gefiel es Marie in ihrem neuen Pflegeort zunächst gut. Sie war geradezu begeistert. Besonders paßte es ihr, daß die Schule nicht mehr so viel von ihr verlangte, und daß sie gelegentlich mit dem Pflegevater, der eine kleine Uhrenfabrik betrieb, im Auto ausfahren durfte. Sie nahm ohne Widerspruch in Kauf, daß sie der Hausfrau behilflich sein mußte.

Nach einiger Zeit geschah es, daß Marie bei ihren häuslichen Arbeiten „Pech“ hatte. Sollte sie beispielsweise abtrocknen helfen, so wurde gerade das feinste Geschirr zerschlagen. Trennte sie ein Kleid auf, das man umändern wollte, so schnitt sie ein Loch in den Stoff. Überwies man ihr die Aufgabe, ihr Zimmerchen selber zu reinigen, dann manipulierte sie mit dem Staubsauger so ungeschickt, daß er beschädigt wurde, oder daß die Sicherungen platzten. Als sie einmal auftragen half und mit einer vollen Bratenschüssel auf den Eßzimmerteppich stürzte, wurden die Pflegeeltern ungehalten. Die Hausfrau hielt dem Mädchen Unachtsamkeit vor und

sagte, sie verzichte von nun an auf Maries Mithilfe bei den häuslichen Geschäften, denn es gehe dabei ja mehr zugrunde, als die Arbeit wert sei.

Marie darauf trotzig: „Ich bin wahrhaftig nicht dazu da!"

Die Hausfrau, heftig gereizt: „Wozu bist du denn da? Zu nichts bist du da!"

Marie, frech: „Es gefällt mir überhaupt schon lange nicht mehr bei Ihnen! Ich bin keine Dienstmagd!" Sie läuft türenschmetternd in ihr Zimmer und schließt sich ein. Es wird ein Klagebrief nach Hause geschickt. Marie wollte nicht länger in dem Hause bleiben, und wenn man sie nicht wegbringe, so brenne sie durch. Der Vater stellt seinen Freund zur Rede. Dessen Frau beklagt sich bitter über das ungezogene Verhalten der Tochter. Schließlich kommt man überein, einen Erziehungsberater um Hilfe anzugehen.

Die Untersuchung ergab kurz folgendes: Marie war von jeher ein sehr eifersüchtiges Kind gewesen. Als sie zwölfjährig wurde, fing ihre einst so sehr um die Kindererziehung bemühte Mutter an, das Interesse anderen Gebieten zuzuwenden, die sie oft außerhalb ihres Hauses führten. Schuld daran waren eheliche Zerwürfnisse, von denen zwar den Kindern nichts gezeigt wurde. Frau Brunner, in ihrer Ehe enttäuscht, suchte Erholung, Ersatz und Betäubung im Strudel gesellschaftlicher Anlässe und als Förderin der schönen Künste. Marie merkte die Erkaltung der mütterlichen Gefühle, ohne sie bewußt zu erkennen, und sie reagierte darauf mit Trotz und mit den Diebereien. Diese galten der Mutter und bedeuteten einen Ersatz für die mütterliche Liebe, sie entsprangen jedoch auch Racheimpulsen für die erlebte Liebesenttäuschung.

Die gleiche Liebesenttäuschung erlebte Marie an der Pensionsdirektorin, als diese sich mehr um die erkrankten Kameradinnen kümmerte als um sie, und als sie die

Tochter nicht auf die Reise in die Stadt mitnehmen wollte. Die Reaktionen darauf waren Trotz und Diebstahl.

Zu dem Uhrenfabrikanten gebracht, wiederholte sich der Ablauf. Unbewußt war Marie der neuen Pflegemutter von vornherein wenig zugeneigt: Die gehäuften Mißgeschicke bei den häuslichen Arbeiten waren keine Zufälle. Hier zeigte sich deutlich eine Schädigungstendenz. Die Enttäuschung wurde besonders sichtbar, als die Frau Marie nicht mehr bei den Arbeiten verwenden wollte. Da brach der Trotz los. Das Mädchen spitzte die Situation dermaßen zu, daß an ein Bleiben am Pflegeorte nicht mehr gedacht werden kann.

Die dissozialen Symptome bei Marie verschwanden erst, nachdem sie ihre Motive durchschauen konnte und nachdem sich die Mutter nach einigen Besprechungen beim Erziehungsberater anders verhielt. Marie konnte wiederum zu Hause untergebracht werden, sie gewöhnte sich rasch wieder an ein „normales" Leben und bestand später ihre Maturität in einem Privatgymnasium.

Bei Marie Brunner fruchtete die Versetzung in eine andere Umwelt darum nicht, weil es der Tochter immer wieder gelang, im Sinne des „Wiederholungszwanges" das Milieu so zu verändern oder aufzufassen, daß es dem elterlichen entsprach. Die Pflegemütter wurden wie die richtige Mutter zu „bösen" Müttern gemacht, bei denen es das Kind nicht aushalten konnte.

Ältere Theorien des Unbewußten

Von Friedrich Eckstein, Wien

Seit Eduard von Hartmann sein bekanntes Werk über die „Philosophie des Unbewußten“ veröffentlicht hat, ist es die landläufige Ansicht geworden, daß der Begriff des Unbewußten zuerst von Leibniz für das wissenschaftliche Denken entdeckt worden sei. Man kennt ja seine verschiedenen Äußerungen über die *„petites perceptions“*, jene kleinsten Bewußtseins-Differentiale, von welchen jedes für sich allein, eben der Kleinheit wegen, nicht bewußt werden könne, während sie durch das Zusammenwirken einer großen Menge oder aber durch eine graduelle Steigerung der Intensität jedes einzelnen zum klaren Bewußtsein vorzudringen vermögen. Die Perzeptionen unserer Sinne müssen nach Leibniz „notwendig eine Art verworrener Empfindung einschließen“, denn, da die Körper des ganzen Universums miteinander in Verbindung stehen, so empfängt der unsere Einwirkungen von allen anderen, und, „wenngleich unsere Sinne sich auf alles beziehen, so ist es doch nicht möglich, daß unsere Seele auf alles im besonderen achthaben kann...“ „Ähnlich kommt ja auch das verworrene dumpfe Rauschen, das man bei der Annäherung an den Meeresstrand vernimmt, von der Anhäufung der Geräusche, die durch das Zurückprallen unzähliger Wellen entstehen... Die unendliche Vielheit der Perzeptionen macht es uns unmöglich, sie voneinander zu unterscheiden, wie man auch bei dem gewaltigen verworrenen Geräusche einer großen Volksmenge die einzelnen Stimmen nicht voneinander zu unterscheiden vermag.“

„So nehmen wir stets ein verworrenes Gesamtergebnis aller Bewegungen wahr, die in uns vorgehen; aber wir apperzipieren sie nur dann distinkt und mit Bewußtsein, wenn, wie in den Anfängen von Krankheiten, eine be-

deutungsvolle Änderung eintritt." Es wäre in der Tat zu wünschen, meint Leibniz, daß „die Mediziner es sich zur Aufgabe machten, diese Arten von verworrenen Empfindungen, die wir in unserem Körper haben, genauer zu unterscheiden".

Es mußten aber beinahe zwei Jahrhunderte vergehen, bis „die Mediziner" diese von Leibniz ausgegangene Anregung sich zu eigen gemacht haben, und erst die Psychoanalyse ist imstande gewesen, alle Konsequenzen daraus zu ziehen.

*

Die hier erwähnten Gedankengänge sind jedem Leibniz-Kenner geläufig; weniger allgemein bekannt scheint aber zu sein, daß schon nahezu anderthalb Jahrtausende vor Leibniz auch ein anderer großer Philosoph, Plotinos, der Begründer der neuplatonischen Schule, eine eigenartige Theorie des Unbewußten aufgestellt hat. Der besondere Reiz dieses Systems liegt in seiner neuartigen Psychologie des Unbewußten und in der Lehre von der Herkunft des Schönen aus diesen Quellen, deren enge Beziehung zu den antiken Mysterien-Kulten offenbar ist. Hierin mag wohl auch der Grund zu erblicken sein, warum gerade Goethe sich mit solchem Eifer dem Studium der Plotinschen Schriften hingegeben hat, so daß diese einen bedeutenden Einfluß auf sein gesamtes Denken gewonnen haben.

Nach Plotin ist die Seele die „Mittlerin" zwischen dem Reiche der „Ideen" und der Sinnenwelt; sie ist aber, wie er sich ausdrückt, „nicht in ihrer Ganzheit in das Sinnliche eingetaucht", und ein gewisser Teil von ihr befindet sich stets in dem unvergänglichen „Intelligiblen". Der im Sinnlichen befindliche Teil der Seele läßt uns aber nicht zur Anschauung jenes anderen, des „oberen" Teiles von ihr gelangen.

Wenn wir den Versuch unternehmen wollen, die Sprache Plotins, in beabsichtigter Einseitigkeit, in jene der

Psychoanalyse zu übertragen, ohne dabei auf die rein logische und erkenntniskritische Bedeutung von Plotins Ausführungen Rücksicht zu nehmen, so müssen wir uns zunächst vor Augen halten, daß das Reich der „Platonischen Ideen“, von dem hier die Rede ist, oder die Welt des „Intelligiblen“, in psychologischer Hinsicht als das Produkt einer Art von „Regression“, eines Zurückfallens in frühe infantile Zustände des Denkens, angesehen werden muß; sei es nun eine Regression des einzelnen Individuums, sei es eine solche des ganzen Menschengeschlechtes zu seinen primitiven Stufen. Es ist die sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Traumwelt des Kindheits-Paradieses und des goldenen Zeitalters, mit ihrer besonderen, biogenetisch bedingten, symbolhaften Traum-Logik, wie sie ja auch dem Mythos, den Sagen und Märchen und allem Mysterienwesen zum Grunde liegen. Jeder Traum, jede künstlerische Vision, bringt uns Kunde aus dieser, im übrigen verschütteten, unzugänglichen Welt; aber auch unser gesamtes Denken und unsere Handlungen unterliegen unaufhörlich Einflüssen aus diesen sonst unbewußten Sphären des „Intelligiblen“, die, wie Plotin sich drastisch ausdrückt, nur zum Teil in die Welt der Sinneswahrnehmungen „eingetaucht“ sind.

„Nur dann“, heißt es im achten Buche von Plotins vierter „Enneade“, „tritt der Denkinhalt wirklich in uns hinein, wenn er bis zur Perzeption herab gelangt. Denn nicht alles, was sich in irgend einem Teile der Seele zuträgt, erkennen wir deshalb schon; wir erkennen es vielmehr erst, wenn es die ganze Seele durchdrungen hat.“

„Es kommt nämlich jeder Seele ein niederes, dem Körper zugewandtes, und ein höheres, der Vernunft zugewandtes Vermögen zu; und die ganze, die Allseele, schmückt mit ihrem dem Körper zugewandten Teile das All in müheloser Erhabenheit, nicht mit Überlegung und Berechnung wie wir, sondern vermöge der

16*

Vernunft, gleich dem künstlerischen Schaffen, wobei nur der niedere Teil des Alls ordnet und schmückt."

Diese letzten Sätze sind nur richtig zu verstehen, wenn man bedenkt, daß Plotin unter „Vernunft" die Tätigkeit des intuitiven Erkennens versteht, und daß dieser Begriff der Vernunft bei ihm zugleich auch der der „Freiheit" ist. Alle „höhere" Erkenntnis beruht also nach Plotin in einem intuitiv-regressiven Bewußtwerden des Unbewußten, von Inhalten, die sich „in irgendeinem Teil der Seele" zutragen, und die wir erst zu erkennen vermögen, wenn sie „die ganze Seele durchdrungen" haben.

Und gerade darin liegt ihre erschütternde, reinigende Wirkung und ihre Bedeutung für die seelische Erneuerung des Menschen. „Auf, lasset uns flieh'n zum geliebten Lande der Väter!" Vielleicht ist Plotins ganze Lehre in diesem einen, von ihm selbst mit Emphase angeführten Satze Homers enthalten.

DIE ZEITSCHRIFTEN DER PSYCHOANALYSE

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

Offizielles Organ der
Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von
SIGM. FREUD

Redigiert von Edward Bibring, Heinz Hartmann u. Sandor Rado. Jährlich 4 Hefte Lexikonoktav im Gesamtumfang von etwa 600 Seiten. Abonnement jährlich RM 28.—

Im Januar 1936 beginnt der XXII. Jahrgang

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Herausgegeben von
SIGM. FREUD

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Jährlich 4 Hefte Großoktav im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten. Abonnement jährlich RM 22.—

Im Januar 1936 beginnt der XXII. Jahrgang

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

Herausgegeben von

August Aichhorn, Paul Federn, Anna Freud, Heinrich Meng, Ernst Schneider, Hans Zulliger

Redigiert von Wilhelm Hoffer

6 Hefte jährlich im Gesamtumfang von etwa 450 Seiten. Abonnement RM 10.—

Im Januar 1936 beginnt der X. Jahrgang

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1935

Sigm. Freud
Psycho-Analysis

Imre Hermann
Das psychoanalytische Sinnvolle

Richard Sterba
Die psychoanalytische Therapie

Sandor Rado
Das Angstproblem

Paul Federn
Zunahme der Süchtigkeit

Otto Fenichel
Zur unbewußten Verständigung

Alexander Szalai
Die „ansteckende" Fehlhandlung

Anna Freud
Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt

Heinrich Meng
Die richtige Behandlung scheinbar straffälliger Kinder

Hans Zulliger
Pädagogen erliegen dem Fluche der Lächerlichkeit

Fritz Redl
Gedanken über die Wirkungen einer Phimoseoperation

Helene Deutsch
Don Quijote und Donquijotismus

Franz Alexander
Bemerkungen über Fallstaff

Marie Bonaparte
Das magische Denken bei den Primitiven

Henri Codet
Das magische Denken im Alltagsleben

Edward Glover, Morris Ginsberg, John Rickman
Symposion über die Psychologie von Krieg und Frieden

1934

Sigm. Freud
Zum Problem der Telepathie

Sigm. Freud
Die psychischen Instanzen

Ernest Jones
Have Dreams a Meaning?

Marie Bonaparte
De la mort et des fleurs

Theodor Reik
Der Tod und die Liebe

Edward Glover
Psychologisches über Krieg und Pazifismus

René Laforgue
Masochismus und Selbstbestrafungstendenzen bei Charles Baudelaire

Walter Muschg
Dichtung als archaisches Erbe

Heinrich Meng
Krankheit, Schönheit und seelische Behandlung

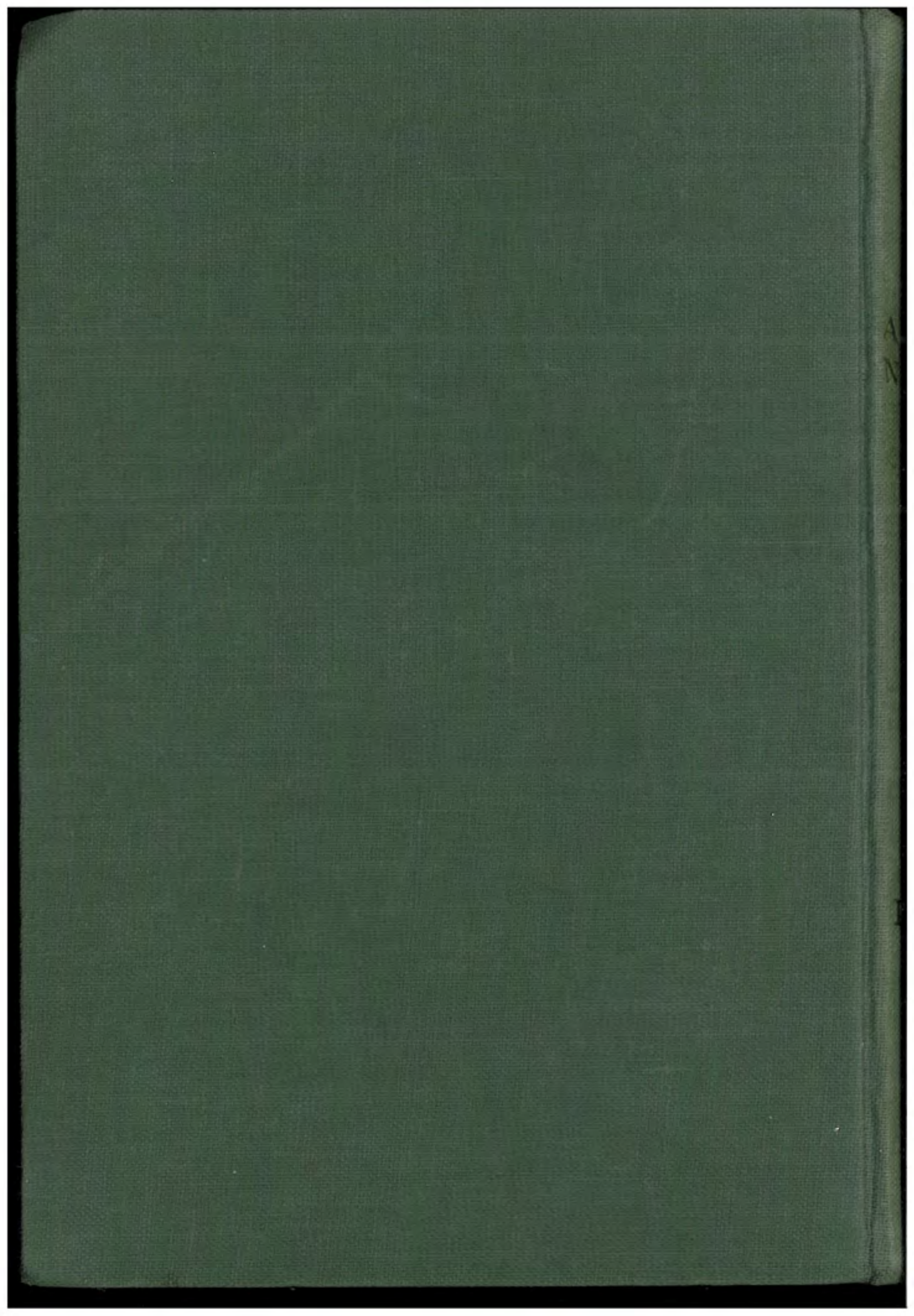
Eduard Hitschmann
Der narzißtische Gatte

Viktor Tausk †
Zur Psychopathologie des Alltagslebens: Ibsen, der Apotheker

Edoardo Weiss
Das Über-Ich

August Aichhorn
Erziehungsberatung

IN LEINEN JE 4 MARK — Inhaltsverzeichnis der früheren Jahrgänge gerne kostenlos durch den Verlag



ALMA
NACH

1936

I·P·V

Almanach der Psychoanalyse

1936